Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

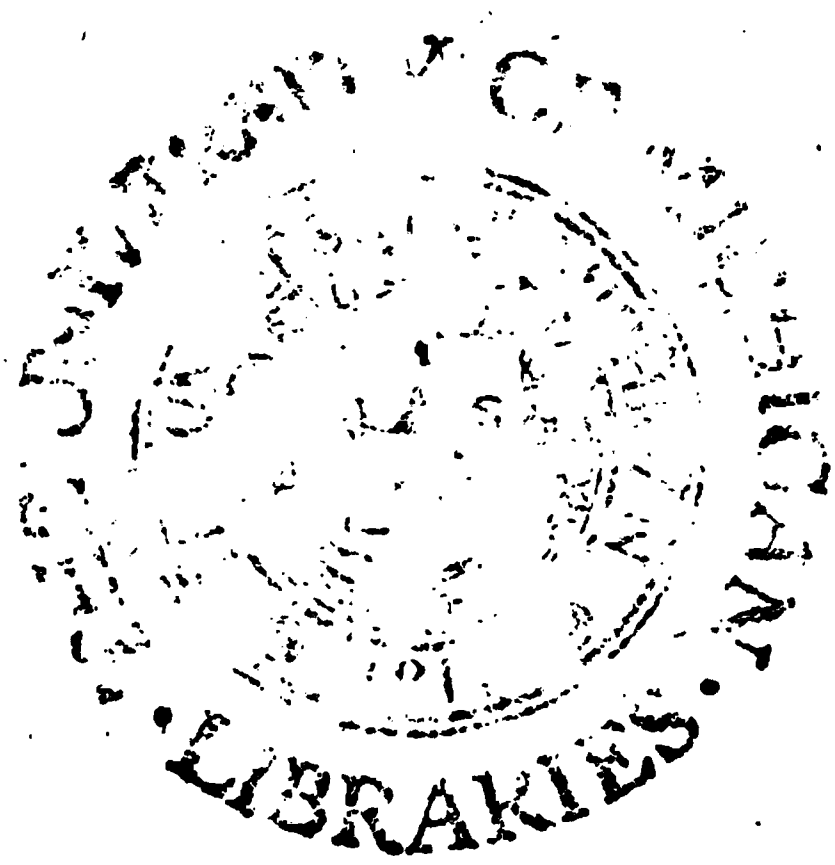
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.


LIBRARIES

Die
Engländer
in Indien.
1745–1762

Nach Orme, Robert

von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in K. Preuß. Diensten.

Erster Band.

Nebst einer Landcharte von Indostan.

Leipzig
im Verlage der Dykischen Buchhandlung
1786.

q

39.156-234

Vorbericht.

Die brittischen Besitzungen in Indien ziehen seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit aller Nationen auf sich; da es ganze Königreiche sind, die ungeheure Einkünfte eintragen, und zu deren Behauptung zahlreiche Kriegsheere und Flotten erfodert werden, die man selten ruhen läßt. Der Ursprung dieser auffallenden Größe, und die Fortschritte eines so außerordentlichen Wachsthums, dessen Ziel noch nicht zu bestimmen ist, verdienen also gewiß näher gekannt zu werden. Aus dieser Ueberzeugung ist gegenwärtiges Werk entstanden, wobey ich zwar andere Quellen zu Rathe gezogen, allein vorzüglich Orme zum Führer erwählt habe, der von den Engländern für den besten Geschichtschreiber der neuern Begebenheiten in Indien gehalten wird. Bey seiner großen Genauigkeit aber geht er nur gar zu oft ins Kleinliche, und spinnt wenigbedeutende Kriegsvorfälle viele Seiten lang aus. Da dieses keine Uebersetzung seines Werks, sondern eine freye Be-

arbeitung deſſelben iſt, ſo habe ich dieſem Fehler ſo
ſo möglich abgeholfen. Dennoch dürften ei-
liſche Leſer hier vielleicht ein noch überflüſſiges
finden. Man ermuntert ſie aber zu bedenken,
r alles wie eine Kette an einander hängt, Ur-
und Wirkungen, und daher, wenn gleich das
en, doch das Weglaſſen nicht ſtatt fand; fer-
ns kleine, von einer geringen Anzahl Europäer
nommene Expeditionen, in Indien von Wich-
und oft die Quellen groſſer Begebenheiten
Dieſe belohnen ſodann die aufgewandte Ge-
reichend. Wie wenig ſind die coloſſaliſchen
r, unſere Zeitgenoſſen und Europäer, Clive,
, Dupleix, unter uns bekannt! Man wird
en und geſtehn müſſen, daß ſie zu den größten
n des achtzehnten Jahrhunderts gehören; ob-
nal die durch ſeltene Eigenſchaften ſich aus-
den Indier, einen Morari-row, Feldherrn
araiten, Allaverdy, Nabob von Bengalen,
erwähnen.

e gegenwärtige Geſchichte fängt mit dem
1745 an, das iſt, bey einem Zeitpunkte, wo
länder nur noch ſehr geringe Beſitzungen in

Vorbericht.

Indien hatten, und vor den mächtigen Nabobs zit-
terten, die sie hernach ganz nach Gefallen ein- und
absezten, und sie endigt sich mit der Eroberung von
Pondichery im Jahre 1762, da diese große Stadt
durch die siegreichen Engländer von Grund aus zer-
stört wurde. Der Charakter, die Sitten und Ge-
bräuche der Indier, worüber so viel geschrieben ist,
werden hier durch Handlungen dargestellt; unstrei-
tig die beste Methode, ein Volk kennen zu lernen.
Wie sehr es diese große, alte und cultivirte Nation
verdient, bedarf wohl keiner Beweise.

In Ansehung der Indischen Namen habe ich
mich einer Freyheit bedient, die allen scrupulösen Ge-
lehrten, denen Buchstaben äußerst wichtig sind, sehr
anstößig seyn dürfte. Ich schreibe nämlich nicht
Hindostan, Hindus, u. s. w., sondern ich bin in
der Orthographie Orme gefolgt, und nenne sowohl
Länder als Völker dieser Weltgegend, so wie sie von
Engländern, Franzosen und Holländern gewöhnlich
bezeichnet werden, das heißt, von denen Nationen,
welche mit Indien in Verbindung stehen, es also folg-
lich besser als wir kennen; deren Schriftsteller aber
sich lieber verständlich und etymologisch unrichtig,

Abhandlung
zur nähern Kenntniß von Indien.

Erster Abschnitt.
Ueber Indien und dessen Bewohner, ihre Religion, Sitten und Gebräuche.

Die Europäer bezeichnen mit dem Namen Ost-Indien alle Reiche und Länder des südlichen Asiens, von den östlichen Gränzen von Persien an, bis zu den östlichen Küsten von China. Unter dieser Benennung sind auch die Inseln, die das Japanische Reich bilden, so wohl als die Maleyischen Inseln begriffen, woselbst die Holländer so wichtige Besitzungen haben, und die nach Süden zu sich bis an die Küsten von Neu-Holland, und ostwärts bis zu unbekannten Ländern erstrecken. Allein der Name Indien kömmt eigentlich nur dem Lande zu, das sowohl in Asien als in Europa den Namen Indostan führt.

Der Theil des westlichen Indostans, der nicht von dem Meere begränzt wird, ist von Persien und der usbeckschen Tatarey durch Wüsteneyen und durch diejenigen Berge getrennt, die den Alten unter dem Namen Paropamisus bekannt waren. Das Gebirge Caucasus bildet die nördliche Gränze des Landes, und sondert es von mannichfaltigen tatarischen Nationen und von Thibet ab. Vom Gebirge Caucasus bis Chitigan wird es durch Moräste und Flüsse von den Königreichen Tepra, Assam und Arracan getrennt; von Chitigan aber bis zum Vorgebirge Comorin herunter, und von diesem wieder nach Persien hinauf, wird Indostan von der See umzingelt.

Dieser große Erdraum ist in dem höchsten Alterthume schon bewohnt gewesen, und zwar von einem Volke, das weder in Bildung noch Sitten die geringste Aehnlichkeit mit irgend einer von den benachbarten Nationen hat. Obgleich diese Nationen ihnen zu wiederholtenmalen Eroberer zugeschickt haben, die sich in verschiedenen Theilen des Landes niederließen; obgleich die mogulschen Tatarn unter Tamerlan und seinen Nachfolgern sich endlich fast des Ganzen bemächtigten, so haben doch die ursprünglichen Einwohner sehr wenig von ihrem Original-Charakter durch diese Niederlassungen von Fremden verloren.

Außer den besondern Benennungen, die sie von ihren Ländern und Casten bekommen, in welchen sie geboren sind, haben sie einen allgemeinen Namen, der allen ohne Unterschied gegeben wird, um diese ursprünglichen Landes-Bewohner von allen denen zu

unterscheiden, die sich bey ihnen niedergelassen haben. Dieser Name ist Hindu, woraus das Wort Indier entstanden ist.

Diese Indier haben selbst die Tradition von den Zeitaltern verloren, wo ihre Vorfahren anfingen, an Vistnou, Eswara, Brama, und an mehr als hundert tausend ihnen untergeordnete Gottheiten zu glauben. Diese Gottheiten werden in Tempeln, die man Pagoden nennt, in allen Theilen von Indostan verehrt, daher das ganze Reich von den Einwohnern als heiliges Land betrachtet wird; denn es ist hier kein Erdstrich, wo nicht eine oder die andre Gottheit erschienen wäre, und etwas gethan hätte, um Tempel und Priester zu verdienen. Einige dieser Gebäude sind von undenkbarem Alterthum; es sind Monumente von so ungeheurer Arbeit, daß sie die Volkssage bestätigen, daß nämlich die Götter selbst sie erbauet hätten.

Die Geschichte dieser Götter ist eine Sammlung der größten Albernheiten. Es ist Eswara, die den Kopf des Brama abdreht; es ist die Sonne, der man die Zähne ausschlägt, und der Mond, den man braun und blau an einem Feste prügelt, wo die Götter insgesamt sich zanken und herum schlagen. Sie sagen, daß Sonne und Mond noch bis auf den heutigen Tag die Zeichen dieser Schlägerey in ihren Gesichtern aufweisen. Man findet zwar hier und da eine moralische oder metaphysische Allegorie, bisweilen trift man auch Spuren von der Geschichte eines ersten Gesezgebers an; allein es ist alles so ausschweifend und so unzusammenhängend, daß wir uns wundern müssen, wie ein in mancher Rücksicht kluges Volk einen

schrift ihrer heiligen Bücher, wodurch ein großer Theil ihrer Zeit verloren geht.

Ein Braman kann nichts essen, das jemand, der kein Braman ist, zubereitet, ja nur berührt hat; aus eben diesem Grundsatze kann er nicht anders als in seiner Caste heurathen, weil diese die höchste ist, und selbst über die Könige geht. Sie sagen, daß sie ehemals Könige des ganzen Landes waren, und haben auch bis auf den heutigen Tag das Vorrecht aufbehalten, daß, wenn sie durch ein Verbrechen die Todesstrafe verdient haben, sie solche durch den Verlust ihrer Augen büßen können. Einen Bramanen zu tödten, ist eine von den fünf Sünden, für welche fast keine Aussöhnung statt findet.

Dieser ungereimte Oberrang der Bramanen scheint die Indier veranlaßt zu haben, sich in verschiedene Stämme oder Volksstufen abzusondern; wobey alle ohne Unterschied die für jede derselben festgesezten Grade der Achtung blindlings annehmen. Man zählet vierundachtzig dieser abgetheilten Stämme oder Casten in Indostan. Wenn aber dieses Reich besser bekannt seyn wird, so dürfte man wahrscheinlich viel mehr finden, da der Indier einen sonderbaren Hang hat, durch sehr geringfügige Ursachen veranlaßt, eine abgesonderte Sekte zu formiren. Indessen ist die Rangordnung aller Casten mehrentheils in den Städten und Provinzen unverletzlich festgesezt. Der Indier einer untergeordneten Caste würde es für eine Ehre halten, die Gebräuche einer höhern Caste anzunehmen; allein diese leztere würde eher bis aufs Blut kämpfen, als ihre Vorrechte Preis geben. Die nie-

Der Theil des westlichen Indostans, der nicht von dem Meere begränzt wird, ist von Persien und der usbeckschen Tatarey durch Wüsteneyen und durch diejenigen Berge getrennt, die den Alten unter dem Namen Paropamisus bekannt waren. Das Gebirge Caucasus bildet die nördliche Gränze des Landes, und sondert es von mannichfaltigen tatarischen Nationen und von Thibet ab. Vom Gebirge Caucasus bis Chitigan wird es durch Moräste und Flüsse von den Königreichen Tepra, Assam und Arracan getrennt; von Chitigan aber bis zum Vorgebirge Comorin herunter, und von diesem wieder nach Persien hinauf, wird Indostan von der See umzingelt.

Dieser große Erdraum ist in dem höchsten Alterthume schon bewohnt gewesen, und zwar von einem Volke, das weder in Bildung noch Sitten die geringste Aehnlichkeit mit irgend einer von den benachbarten Nationen hat. Obgleich diese Nationen ihnen zu wiederholtenmalen Eroberer zugeschickt haben, die sich in verschiedenen Theilen des Landes niederließen; obgleich die mogulschen Tatarn unter Tamerlan und seinen Nachfolgern sich endlich fast des Ganzen bemächtigten, so haben doch die ursprünglichen Einwohner sehr wenig von ihrem Original-Charakter durch diese Niederlassungen von Fremden verloren.

Außer den besondern Benennungen, die sie von ihren Ländern und Casten bekommen, in welchen sie geboren sind, haben sie einen allgemeinen Namen, der allen ohne Unterschied gegeben wird, um diese ursprünglichen Landes-Bewohner von allen denen zu

regelmäßigsten Clima, in welchem die große Sonnenhitze und die große Fruchtbarkeit des Bodens die meisten Bedürfnisse vermindern, denen die Menschen in andern Regionen ausgesezt sind, und wo die übrigen ohne viel Arbeit erlangt werden: diese Ursachen und ihre mannichfaltigen Folgen haben bewirkt, daß die Indier die entnervtesten Bewohner der Erde geworden sind.

Sie schaudern beym Anblick des Bluts, und zeigen eine Feigherzigkeit, die nur allein ihr zarter körperlicher Bau entschuldigen kann. Dieser ist so schwach, daß der Indier keine Hofnung hat, den Anfall eines Bewohners der nordischen Regionen abzuwehren. Seine Sitten sind sanft, und seine Glückseligkeit besteht in den Vergnügungen des häuslichen Lebens. Außer der Anreizung des Clima verbindet ihn auch seine Religion dazu; da diese das Heurathen als eine absolute Pflicht befiehlt. Obgleich aber diese ihm erlaubt, nach dem Beyspiele seiner Götter mehrere Weiber zu nehmen, so hat er doch selten mehr als eine, und dieses Weib ist gemeiniglich von einem so anständigen Betragen, von einer so zärtlichen Sorgfalt für ihre Familie, und von einer ehelichen Treue, die der Menschheit in den civilisirtesten Ländern Ehre machen würde. Seine Ergötzlichkeiten sind in die Pagode zu gehen, religiösen Feyerlichkeiten beyzuwohnen, und eine Menge Ceremonien zu beobachten, die ihm bey allen Gelegenheiten von den Bramanen vorgeschrieben sind; denn nach seinen Begriffen von Unreinigkeit, erzürnt er seine Götter unaufhorlich, die auch nicht eher versöhnt werden, bis ihre Priester befriedigt sind.

solchen Codex voll Unsinns als eine Religionslehre habe annehmen können, wenn wir nicht eben diese Leichtgläubigkeit in der Geschichte von weit aufgeklärtern Nationen fänden.

Die Bramanen, die den Priesterstamm ausmachen, kommen von jenen Brachmannen her, die im Alterthum so ehrwürdig gehalten wurden; obgleich die heutigen nun als Philosophen und Gelehrte tief unter dem Ruhm ihrer Vorfahren stehn, so werden doch ihre Lehren als Priester blindlings von der ganzen Nation befolgt, und auch in Ansehung profaner Wissenschaften sind sie die Quelle aller Kenntnisse, die man in Indostan findet. Einige unter ihnen wissen Sonnen- und Mondfinsternisse zu berechnen, welches aber auch der höchste Grad ihrer mathematischen Gelehrsamkeit ist. Sie haben gute Begriffe von der Logik, allein es scheint nicht, daß sie Bücher über die Rhetorik besitzen. Ihre musikalischen Grundsätze, wenn wir sie nach der Ausübung beurtheilen, sind barbarisch; und in der Arzneywissenschaft erhalten sie keinen Beystand von der Anatomie, weil ihre Religion keine Zergliederungen erlaubt.

Sie vergießen kein Blut, und essen kein Fleisch, weil sie die Seelenwanderung glauben. Sie muntern die Weiber auf, sich mit den Körpern ihrer verstorbenen Männer zu verbrennen, und halten es für die höchsten Religionspflichten, wenn sie genau eine Menge Ceremonien verrichten, die zur Verehrung ihrer Götter dienen, und sehr aufmerksam sind, ihre Leiber nicht verunreinigen zu lassen. Daher beobachten sie strenge Reinigungen aller Arten nach der Vor-

men muß, und es wahrhaft unbegreiflich ist, wie sie ihre großen Pagoden haben aufführen können. Es scheint nicht, daß sie vor Ankunft der Muhamedaner je eine Brücke mit Bogen über ihre Flüsse gebaut hatten.

Der Geschmeidigkeit, womit der ganze Körper eines Indiers begabt ist, und die man besonders an seinen Händen gewahr wird, hat man die große Vollkommenheit in den Linnenmanufakturen zu verdanken. Das nämliche Instrument, womit ein Indier das feinste Nesseltuch macht, würde unter den steifen Fingern eines Europäers kaum ein Stück Cannefas hervorbringen.

Die Religion verbeut dem Indier, sein Land zu verlassen. Er braucht nichts von auswärts, und ist so weit entfernt, einem Ausländer seine Meynungen beyzubringen, oder zu wünschen ihn mit seiner Nation zu verbinden, daß, wenn ein solcher wirklich um die Erlaubniß anhielte, den Vischnou in den Pagoden anzubeten, er mit der größten Verachtung abgewiesen werden würde.

Nichts scheint dem Glücke dieser Nation gefehlt zu haben, als daß Andere sie mit der nämlichen Gleichgültigkeit hätten betrachten sollen, mit welcher sie auf die ganze übrige Welt sahen. Allein nicht zufrieden mit den Geschenken, womit die Natur ihr Clima so reichlich ausgestattet hat, haben sie Verbesserungen ohne Noth gemacht. Sie haben die mannichfaltigen und schätzbaren Produkte ihres Bodens cultivirt, und zwar in solchem Maaße, daß dadurch die Bedürfnisse aller andern Nationen befriedigt werden konnten; ihre

dern empfangen die vor den höhern Casten zubereiteten Lebensmittel mit Ehrfurcht, dagegen die höhern überhaupt keine Speisen genießen, die von den Händen der Niedern berührt worden sind. Ihre Heurathen und ihr Umgang haben die nämlichen Gränzen; daher zeigen die Mitglieder einer jeden Caste, außer der National-Physiognomie, eine eigne Bildung, die sie von allen andern noch mehr unterscheidet. Einige Casten sind so merkwürdig wegen ihrer Schönheit, als andre wegen ihrer Häßlichkeit.

Alle diese Casten erkennen die Bramanen für ihre Priester, und glauben an die Seelenwanderung. Diesem Lehrbegriff zufolge, betrüben sich manche über den Tod einer Fliege, wenn sie gleich ohne Vorsatz getödtet worden ist. Der größte Theil der Casten aber ist nicht so scrupulös, sondern sie essen, jedoch sehr mäßig, sowohl Fisch als Fleisch; allein, so wie die Juden, nicht von allen Arten ohne Unterschied. Sonst ist ihre Nahrung Reis und Gemüse mit Ingber und andern starken Gewürzen zubereitet, womit ihre Gärten, fast ohne Cultur, angefüllt sind. Die Milch wird von ihnen für die reinste aller Speisen gehalten, weil sie glauben, daß sie mit dem Nektar der Götter Aehnlichkeit hat, und überdem die Kühe selbst wie eine Art von Gottheit von ihnen betrachtet werden.

Der Abscheu gegen das Blutvergießen, der in ihrer Religion gegründet, und durch die große Mäßigkeit in einem Leben unterstützt ist, das bey den mehresten in einem sehr sparsamen Gebrauche animalischer Nahrung, und einer gänzlichen Enthaltsamkeit berauschender Getränke, zugebracht wird; der Einfluß des

Zweiter Abschnitt.

Skizze der Geschichte von Indien der mittlern und neuern Zeit.

Lange vor Tamerlan waren muhamedanische Fürsten in Indien eingedrungen, hatten Eroberungen gemacht, und sich hier niedergelassen.

Valid, der sechste von den Califen, die man Ommiaden nannte, der den Thron 708 unsrer Zeitrechnung und im neunzigsten der Hegira bestieg, machte Eroberungen in Indien, so daß der Coran sehr zeitig in diesem Reiche eingeführt wurde.

Mahmoud, der Sohn des Sebegtechin, Fürst von Gazna, der Hauptstadt einer durch Gebirge vom nordwestlichen Theile von Indien abgesonderten, und unweit Candahar gelegenen Provinz, brachte im Jahr 1002 den Coran durchs Schwert nach Indostan. Es scheint, daß er sich einen großen Theil Landes unterwürfig machte, wenn es wahr ist, daß sich seine Eroberungen nach Süden bis zur Hauptstadt des Königreichs Visapour nahe bey Goa erstreckten. Er behandelte die Indier mit aller Strenge eines Siegers, und aller Wuth eines Bekehrers; die gesammleten Schätze wurden auf seinem Zuge geplündert, die Tempel zerstört, und die Götzendiener niedergehauen. Seine Geschichtschreiber sind ganz ausschweifend bey Anführung der Reichthümer, die er in Indostan fand. Einer von ihnen erzählt, wahrscheinlich allegorisch, daß Mahmoud einen Baum von ungeheurer Größe

aus der Erde hervorwachsend antraf, dessen Substanz lautres Gold war.

Die Nachfolger dieses Mahmoud sind in der Geschichte mit dem Namen der Gaznaviden bezeichnet; sie behaupteten einen großen Theil der von ihren Anherren eroberten Länder bis zum Jahre 1155, oder 1157, da Kosrou Schach, der dreyzehnte und lezte Fürst der Gaznavidischen Dynastie, von Hussain-Gauri entthronet wurde. Er hatte den Namen Gauri von seinem Vaterlande Gaur, einer nordlich von Gazna gelegenen Provinz, bekommen.

Dieser Hussain gründete die Dynastie der Gauriden, welche fünf Prinzen erzeugte, die innerhalb und außerhalb Indien ungefähr die nämlichen Staaten besaßen, wie die Gaznaviden, und auch so wie diese Gazna zu ihrer Hauptstadt machten.

Scheabbeddin, der vierte der Gauridischen Kaiser, eroberte noch während dem Leben seines Bruders und Vorgängers Galatheddin die Königreiche Multan und Delhi. Er zog so ungeheure Schätze aus Indien, daß, als seine Lieblingstochter den Schatzmeister um den Werth derselben befragte, dieser antwortete, daß die Diamanten allein dreytausend Pfund an Gewicht hätten, und sie also von dem Uebrigen urtheilen möchte. Obgleich von dieser orientalischen Prahlerey manches abzuziehen seyn dürfte, so ist doch gewiß, daß er durch seine indischen Eroberungen unermeßliche Reichthümer zusammen brachte. Ein Indier, der durch die Beleidigungen seiner Götter und Verunreinigung ihrer Tempel in Verzweiflung gesezt wurde, that ein Ge-

stübde, den Scheabbeddin zu ermorden, und vollzog es auch.

Das Geschlecht der Gauriden starb 1212 mit Mahmaud aus. Auch dieser Fürst wurde ermordet. Es scheint indessen nicht, daß er in seinen Staaten außerhalb Indien, selbst in Gazna nicht, viel Gewalt hatte, da er gegen den Gebrauch seiner Vorfahren nicht in dieser Stadt residirte. Sein Onkel Scheabbeddin, der kinderlos war, hatte die Absonderung der indischen Provinzen von dem Gaznaschen Reiche dadurch vorbereitet, daß er zwey derselben von zweyen seiner Sklaven regieren ließ. Der eine, Nassereddin, erhielt von ihm das Königreich Multan, und der andre, Cothbeddin-Ibeck, das von Delhi. Zu gleicher Zeit machte er einen dritten Sklaven, Tageddin-Idiz, zum Statthalter von Gazna.

Im Jahre 1214 zeigte sich Mohamed, der sechste Sultan von der Dynastie der Khowarasmianen, dessen Staaten an die Gauridischen gränzten, und nahm Gazna dem Sklaven ab, der dem Sklaven Tageddin-Idiz in dem Gouvernement der Stadt gefolgt war. Allein ob er gleich diese Hauptstadt in Besitz nahm, so scheint es doch nicht, daß er sich auch der indischen Staaten der Gauriden bemächtigte. Er war so unvorsichtig, den mächtigen Gingischan zu reizen, der ihn 1218 zwang, sich durch die Flucht zu retten; da er denn 1220 in einer großen Entfernung von Indien als ein Flüchtling starb.

Der muthige Gelaladdin, Sohn des Mohamed, widersezte sich in der Provinz Gazna den furchtbaren Waffen des Gingischan, allein 1221 mußte er

Linnenmanufakturen haben sie zu einer Vollkommenheit gebracht, welche die besten europäischen Arbeiten übertrifft, und mit Begierde den Tribut in Gold und Silber befördert, den alle Völker sich um die Wette beeifern ihnen zuzusenden. Sie sind seit undenkbaren Zeiten dem Handel ergeben gewesen, da sie den Krieg verabscheuen; daher sind sie immer unermeßlich reich, und auch immer unfähig gewesen, ihre Schätze zu vertheidigen.

ohne sich in die Angelegenheiten außerhalb Indien zu mischen, so ward er dadurch der erste regelmäßige und mächtige muhamedanische Monarch, der noch bisher in Indostan regiert hatte. Er starb 1235, und seine Abkömmlinge bildeten die Dynastie der ersten Könige von Delhi von Muhameds Religion.

Firouzschach-Rocneddin folgte seinem Vater Iletmische, allein schon im ersten Jahre seiner Regierung wurde er von seinen mißvergnügten Großen entthront, die seiner Schwester Radhiateddin die Krone aufsezten; ein außerordentliches Phänomen in einem muhamedanischen Reiche. Diese Monarchin wurde nach mannichfaltigen Begebenheiten von ihrem Bruder Beharam Schach wieder entsezt, und ermordet, da sie sich retten wollte. Beharam hatte zwey Jahre hernach ein ähnliches Schicksal bey einem Aufruhr. Massoud-Schach-Alaeddin bestieg nunmehr den Thron, wurde aber auch 1246 von seinem Bruder Mahmoud-Schach Nassereddin herunter gestürzt, der große Eroberungen in Indien machte. Nach dem Tode dieses Monarchen stritten Firouz, sein Onkel, und Alaeddin, sein Neffe, um den Thron, der leztere aber ließ den erstern ermorden, und blieb im Besitze des Königreichs Delhi bis zum Jahre 1317.

Hier findet sich eine Lücke von beynahe achtzig Jahren in der Geschichte dieser Könige, die selbst Herbelot nach aller angewandten Mühe nicht ausfüllen konnte. Sultan Mahmoud, der 1398 in Delhi regierte, wird von Tamerlans Geschichtschreibern der Enkel des Kaisers Firouz Schach genannt. Dieser Mahmoud, ein schwacher Fürst, ließ sich ganz durch

aus der Erde hervorwachsend antraf, dessen Substanz lautres Gold war.

Die Nachfolger dieses Mahmoud sind in der Geschichte mit dem Namen der Gaznaviden bezeichnet; sie behaupteten einen großen Theil der von ihren Anherren eroberten Länder bis zum Jahre 1154, oder 1157, da Kosrou Schach, der dreyzehnte und lezte Fürst der Gaznavidischen Dynastie, von Hussain-Gauri entthronet wurde. Er hatte den Namen Gauri von seinem Vaterlande Gaur, einer nordlich von Gazna gelegenen Provinz, bekommen.

Dieser Hussain gründete die Dynastie der Gauriden, welche fünf Prinzen erzeugte, die innerhalb und außerhalb Indien ungefähr die nämlichen Staaten besaßen, wie die Gaznaviden, und auch so wie diese Gazna zu ihrer Hauptstadt machten.

Scheabbeddin, der vierte der Gauridischen Kaiser, eroberte noch während dem Leben seines Bruders und Vorgängers Galatheddin die Königreiche Multan und Delhi. Er zog so ungeheure Schäze aus Indien, daß, als seine Lieblingstochter den Schazmeister um den Werth derselben befragte, dieser antwortete, daß die Diamanten allein dreytausend Pfund an Gewicht hätten, und sie also von dem Uebrigen urtheilen möchte. Obgleich von dieser orientalischen Prahlerey manches abzuziehen seyn dürfte, so ist doch gewiß, daß er durch seine indischen Eroberungen unermeßliche Reichthümer zusammen brachte. Ein Indier, der durch die Beleidigungen seiner Götter und Verunreinigung ihrer Tempel in Verzweiflung gesezt wurde, that ein Ge-

Kennzeichen von Freude bey einem Scharmützel gezeigt hatten, worin die Tatarn den Kürzern zogen. Dieser Umstand ließ befürchten, daß die Sklaven vielleicht während der Schlacht einen Aufruhr erregen könnten; Tamerlan bestand daher auf der strengen Befolgung dieses grausamen Befehls, der auch genau vollzogen wurde.

Einige Tage nach dieser Mordscene geschah die Schlacht, wo Tamerlan, wie gewöhnlich, Sieger war. Mahmoud und sein Vezier flohen nach Delhi, allein sie verließen es noch dieselbe Nacht wieder. Diese Hauptstadt wurde ohne Widerstand eingenommen, und dessen Einwohner allen Plünderungen und Grausamkeiten unterworfen, die in diesem Jahrhundert von Thamas Kouli Khan in der jetzigen Hauptstadt Indiens erneuert worden sind; welcher Ort, ob er gleich denselben Namen hat, dennoch von dem alten Delhi unterschieden ist.

Nachdem Tamerlan die nöthigen Anordnungen gemacht hatte, um dem Erfolg seiner Grausamkeiten vorzubeugen, marschirte er nach dem Ganges zu, nicht ohne muthigen Widerstand von manchen Oertern, der aber allemal fruchtlos war. Bey Toglipur ging er über den Ganges, stellte in allen Scharmützeln seine Person blos, und erreichte endlich den Paß von Kupese.

An dem Fuße der Gebirge Kentassi, in Thibet, und zwar in dem Theile dieses Landes, der zwischen dem einunddreißigsten und zweyundreißigsten Grad der Breite und dem achtundneunzigsten und hundertsten Grad der Länge liegt, läuft der Ganges durch zwey

auch fliehen. Er zog sich nach Indien, wo er an den Ufern des Indus noch eine Schlacht wagte, die sich aber mit seiner gänzlichen Niederlage endigte; um nicht gefangen zu werden, warf er sich in den Fluß, und schwamm mit einem Muthe hinüber, der selbst Gingischans Bewunderung erregte. Im Jahre 1231 wurde er in Mesopotamien umgebracht, und mit ihm endigte sich die Dynastie der Khowarasmianen.

Es ist unbekannt, welchen Antheil Gingischan oder seine Nachfolger an den Angelegenheiten von Indostan nahmen. Wir finden, daß Thurmechirin-Chan, der in Tamerlans Geschichte ein Abkömmling des Gingis, und ein großer Kaiser von Asien genannt wird, im Jahre 1240 bis zur Stadt Mirte, nordlich von Delhi gelegen, vordrang, und Eroberungen machte, die seinen Namen in Indien im Andenken erhalten haben. Jedoch wurde durch diese Eroberungen nicht die Familie vom Thron gestoßen, die damals Delhi regierte.

Cothbeddin-Ibeck, der Sklave Scheabbeddins, machte sich im Königreiche Delhi unabhängig, das ihm sein Herr nur als Statthalter übergeben hatte. Er verbreitete die muhamedanische Herrschaft und starb ruhig auf seinem Throne 1219. Sein Sohn Aramschach folgte ihm; er wurde aber auch von einem Sklaven, Iletmische-Schamseddin, entthront. Dieser eroberte sodann von dem Sklaven Nassereddin die Provinzen, welche das neue Königreich Multan bildeten. Da dieses nun mit Delhi vereinigt wurde, und der Sieger alle diese Staaten in Person beherrschte,

det, sondern große Corps Truppen schwärmten in Süden herum, während daß Tamerlan selbst es unternahm, die Gebirgsbewohner zu unterjochen, die Widerstand thaten, und sich ihm nicht unterwerfen wollten.

Endlich kam Tamerlan in Samarkand an, blieb aber nur wenige Monate ruhig. Er nahm nun seinen großen Zug vor, bey dem er sich Syrien und den Califen von Egypten unterwarf, den Bajazeth überwand, und durch alle diese und seine vorigen Eroberungen Beherrscher eines Reichs wurde, das sich von Smyrna bis an den Ganges erstreckte.

Tamerlan ging nie wieder nach Indien zurück, sondern fügte die hier eroberten Länder den andern großen Staaten bey, die er seinem Enkel Pir Mohammed gegeben hatte, der von Gazna aus, die muhamedanischen Königreiche in Indostan bis zum Tode seines Großvaters 1404 beherrschte. Dieser Tod war eine Begebenheit, die auf so viel Fürsten Einfluß hatte, und daher nothwendig große Unruhen erregen mußte. Tamerlan hatte auf seinem Todbette Pir Mohammed zum Universalerben aller seiner Staaten erklärt; allein eben so groß, wie während seinem Leben die Verehrung und der Gehorsam gegen seine Befehle gewesen war, so groß war auch die Verachtung, die man nach seinem Tode gegen sein Verlangen bezeigte. Der Sultan Khalil, ein anderer seiner Enkel, nahm sogleich Samarkand in Besitz, und ließ sich als Kaiser ausrufen. Pir Mohammed lebte nicht lange genug, um seine Rechte zu behaupten, sont-

seinen Vezier Mellou-Cawn regieren, der seinem Bruder Sarenk die Provinzen übergab, die zum Königreiche Multan gehörten, so daß diese beiden Brüder das ganze Reich nach Willkühr beherrschten.

Mirza Pir Mohammed Gehanguir hatte 1392 von seinem Großvater Tamerlan die Souveränetät über alle Länder bekommen, die das Reich der Khowarasmianen formirt hatten. Pir Mohammed brach daher 1398 mit einem zahlreichen Heere von Gazna auf, fiel in Multan ein, und belagerte die Hauptstadt, die Sarenk tapfer vertheidigte.

Während dieser Belagerung rückte Tamerlan von Samarkand an. Er erreichte Indien am Ende des Jahres 1398, und brach schrecklicher, als alle Ueberschwemmungen der größten Gewässer, vom indischen Caucasus herein. Dieser unüberwindliche Barbar fand bey den Indiern zu wenig Widerstand, um selbst nach den Kriegsmaximen der Tatarn die Grausamkeiten zu rechtfertigen, womit er seinen Zug bezeichnete. Bey Multan stieß sein Enkel zu ihm, der diese Stadt bereits eingenommen hatte, und nun ging der Marsch nach Delhi. Mahmoud und sein Vezier hatten so viel Muth, ihm hier die Spitze zu bieten, entschlossen, mit einem ungleich schwächern und ungeübtern Heere als das feindliche eine Schlacht zu wagen.

Bevor das Treffen anfing, befahl Tamerlan, daß alle von seiner Armee auf ihrem Zuge gemachte Gefangenen, deren Anzahl sich auf 100,000 belief, umgebracht werden sollten, sowohl weil sie Götzendiener waren, als auch weil einige dieser Unglücklichen

Kenn-

Schach, einem andern von den Söhnen Tamerlans. Dieser Babr, durch die Eroberungen der Usbeckschen Tatarn vertrieben, verließ sein Land Mawhranhar und zog sich nach Indien, woselbst er 1526 den Sultan Ibrahim Loudi in einer großen Schlacht aufs Haupt schlug, und Kaiser von Delhi wurde. Wer dieser Sultan Ibrahim Loudi war, wird am besten bekannt werden, wenn die vom Sultan Babr eigenhändig geschriebenen Commentarien, die sich in Oxford befinden, übersezt seyn werden. Nachdem Babr noch fernere Eroberungen in Indostan gemacht hatte, starb er bey Agra 1530.

Der Stolz der Großen-Moguls, die von Babr abstammen, und sowohl in ihren Titeln als bey allen andern Gelegenheiten sich ihrer Abkunft von Tamerlan rühmen, hat die gemeine Sage veranlaßt, daß der Thron von Delhi und überhaupt alle von Tamerlan in Indien gemachte Eroberungen in gerader Linie auf seine Familie ununterbrochen fortgeerbt worden wäre. Bey einer solchen Thronfolge aber würde Sultan Babr nicht nöthig gehabt haben, erst seinen Fremden besiegen zu müssen, der doch Sultan Loudi gewesen seyn muß; auch würde sie ihm die Ehre geraubt haben, der Stifter der jetzigen Großmogulschen Dynastie zu seyn.

Homajon folgte seinem Vater Babr, und floh 1540 nach Persien, um den Pitanen zu entgehn, welche wahrscheinlich die muhamedanischen Unterthanen des besiegten Sultans Loudi waren. Durch den Beystand des Königs von Persien erhielt Homajon jedoch 1555 sein Reich wieder, und starb 1556.

große Seen; sodann fließt er nach Westen, bis er durch den Caucasus gehemmt und südwärts getrieben wird. Wenn er endlich nach mannichfaltigen Krümmungen einen Lauf von zweyhundert Seemeilen zurückgelegt hat, bricht er durch die Gränzgebirge durch und kommt so nach Indien. Diese Gegend, wo der Durchbruch geschieht, wird der Paß von Kupele genannt. Die Indier, die sich nicht sehr mit Untersuchungen abgeben, sehen diesen Paß als die Quelle des Ganges an, und da ein funfzehn Meilen von hier liegender Felsen mit einem Kuhkopf einige Aehnlichkeit hat, so sind dadurch auf einem kleinen Erdstrich zwey sehr wichtige Religions-Gegenstände erzeugt worden: das große Bild des Thiers, das sie fast wie eine Gottheit verehren, und der erste Anblick von der ungeheuern Masse des heiligen Wassers, das alle ihre Sünden abwäscht.

Bey Tamerlans Ankunft waren hier eine große Menge Indier versammelt, um ein Fest zu feyern. Sie thaten zwar einigen Widerstand gegen das tatarische Heer, wurden aber bald in die Flucht geschlagen. Dieses Siegsfeld ist das entfernteste Ziel von Tamerlans Eroberungen in Indien.

Er nahm nun den Rückmarsch nach seiner Hauptstadt Samarkand, und ging wieder über den Ganges, sodann längs dem Fuße des Caucasus, bis er an den Gränzen von Kaschmire anlangte. Der muhamedanische König dieses Landes schickte ihm Gesandte entgegen, um sich zu unterwerfen. Da dieser Zug durch Länder ging, welche die Armee vorher nicht berührt hatte, so wurde das Schwert noch nicht beschei-

Hälfte aller Provinzen der Halbinsel von Indien in eigner Person, und seine Vicekönige unterjochten alle übrigen, die malabarische Küste ausgenommen. Die Reichseinkünfte betrugen zu seiner Zeit beynahe achtunddreißig Millionen Pfund Sterling. Er starb 1707.

Alle Fähigkeiten des Aurengzeb gaben ihm nicht die Gewalt, die Krone einem seiner Söhne vorzugsweise zu sichern, und man sieht aus seinem hinterlassenen Testament, daß er die Streitigkeiten ahnete, die sich nach seinem Tode unter ihnen ereignen würden. Zwey dieser Söhne waren Azem Schach und Mahomet Mauzem, und Beide standen an der Spitze von Kriegsheeren, die man seit Tamerlans Zeiten nicht so ungeheuer gesehn hatte. Mauzem führte mehr als 300,000 Mann an, unter denen 150,000 Reiter waren, ohne den zahllosen Troß zu rechnen, der gewöhnlich zu den indischen Armeen gehört. Azem, dem sein Vater die Krone zugedacht hatte, wurde geschlagen und kam in der Schlacht um, worauf denn Mauzem unter dem Titel Bahadr Schach als Kaiser ausgerufen wurde. Nunmehr ging er auf seinen Bruder Kaunbuksch los, und nahm ihn gefangen. Dieser unglückliche Prinz starb an seinen Wunden.

Bahadr Schach regierte nur sechs Jahre. Von vier ihn überlebenden Söhnen, vereinigten sich drey gegen den vierten, überwanden und tödteten ihn; sodann sonderte sich Jehander Schach von den andern beiden ab, und fiel sie an; er schlug sie, ließ sie umbringen, und sich zum Kaiser ausrufen. Da er aber ein schwacher Fürst war, und sich von seiner Mätresse

kaiserlichen Familie, die man nicht ermordet hatte, ihre Tage verlebten. Dieser Glückswechsel aber war nicht ausserordentlicher als dessen kurze Dauer, denn seine tyrannischen Wahlherren ließen ihn nach einer dreymonatlichen Regierung auch umbringen, und sezten seinen Bruder Raffeih-al Dowlet auf den Thron; allein die Regierung dieses Kaisers war noch kürzer, denn er starb wenig Tage nachher eines natürlichen Todes.

Mahomed Schach wurde als sein Nachfolger von den beiden Brüdern Abdallah Khan und Hossan Aly Khan ernannt, von eben diesen, die bereits mächtig genug gewesen waren, vier Kaiser von Indostan ein- und fünfe abzusetzen. Vier von diesen Thronveränderungen geschahen in einem Zeitraume von vier Monaten. Die grösste Demüthigung war jedoch diesem Mahomed Schach vorbehalten. Der Anfang seiner Regierung wurde mit einem Streich bezeichnet, der ganz der orientalischen Politik gemäß war. Seine Höflinge, um ihn zu vergnügen, ermordeten Hossan Aly Khan, einen der beiden Brüder, deren Hände schon so sehr mit dem Blute seiner Anverwandten befleckt waren. Der andre Bruder, Abdallah Khan, ergriff sogleich die Waffen, und ernannte einen andern Kaiser. Es kam zu einer Schlacht, worin Abdallah gefangen wurde; er starb drey Monat hernach an seinen Wunden, nachdem er, wie man behauptet, von Mahomed Schach die Versicherung seiner Begnadigung erhalten hatte.

Durch den Tod dieser beiden so gefährlichen Feinde kam Mahomed zum ruhigen Besitze des Reichs,

Vor seiner Flucht hatte er seine Staaten durch die Königreiche Guzerat und Malva vermehrt, desgleichen hatte er von Bengalen Besitz genommen.

Acbar, sein Sohn, folgte ihm und starb nach einer beynahe funfzigjährigen Regierung 1605. Er erweiterte sein Reich nach Süden zu, daher er denn auch den König von Portugall, wegen der portugiesischen Besitzungen auf der Küste von Malabar, seinen Nachbar nannte.

Sein Nachfolger war Gehanguir, der 1627 starb; ein schwacher Prinz, und ein Sklave seiner Mätresse Nouriehan; er selbst war beständig im Palast eingesperrt, und die Regierung ganz in den Händen seines ehrgeizigen Sohnes Gehan Schach. Der Ritter Thomas Roe wurde vom König Jacob I. von England als Gesandter zu Gehanguir geschickt.

Schach Gehan folgte seinem Vater. Seine Regierung war eine Zeitlang glücklich, aber alles änderte sich, da er durch eine unmäßige Lebensart im Serail krank wurde. Diese Gelegenheit nutzte sein Sohn Aurengzeb ihn abzusetzen und einzusperren. Der entthronte Monarch starb 1666.

Es giebt wohl keine interessantere Geschichte, als die von der Rebellion des Aurengzeb gegen seinen Vater, die Bernier geschrieben hat. Nachdem dieser Prinz seine drey Brüder und einige ihrer Kinder hatte ermorden lassen, um den Thron zu besteigen, so regierte Aurengzeb beynahe funfzig Jahre, und zwar mit einer so ruhmwürdigen Sorgfalt für sein Reich, daß man ihn unter die fähigsten Regenten zählen kann, die je gelebt haben. Er eroberte über die

sich mit dem Feinde zu schlagen, und diese Oberhäupter wieder unter dem Befehle eines Kaisers, der aus Furcht halb todt war. Der Erfolg war die Unterwerfung gegen einen fünfmal schwächern Feind. Die Schwäche des Heers aber ersezte der durch Thaten geübte Muth der Perser und die Kriegserfahrenheit ihres verwegenen Anführers; hiezu kam noch die Hofnung, die Hauptstadt des reichsten Reichs in der Welt zu plündern. Ein bloßes Scharmüzel entschied das Schicksal dieses mächtigen Reichs. Mahomed Schach legte Krone und Zepter zu den Füßen des Thamas Kouli Khan, der Delhi in Besiz nahm, es plünderte, und über 100,000 von dessen Einwohnern umbringen ließ. Der Sieger behielt für sich alle Länder, die an der westlichen Seite der Flüsse Indus und Attock lagen; die übrigen gab er an Mahomed Schach zurück, und sezte ihn förmlich wieder auf den Thron; sodann ging er nach Persien, und nahm aus Indostan einen so unermeßlichen Schaz mit sich, daß er in Silber, Gold und Edelgesteinen auf mehr als siebenzig Millionen Pf. Sterling geschäzt wurde. Sein Einfall in Indien von Kandahar aus geschah im Anfange des Jahrs 1738, und er kam am Schlusse des Jahrs 1739 an diesen Ort wieder zurück. Dieser schreckliche Zug kostete Indostan außer seinen Schäzen das Leben von 200,000 Menschen.

Die Grausamkeiten des Thamas Kouli Khan in Indien waren so groß, daß ein Derwisch den Muth hatte, ihm folgendes zu schreiben: „Wenn du ein „Gott bist, so handle wie ein Gott; wenn du ein „Prophet bist, so führe uns auf den Weg des Heils;

Lal Koar beherrschen ließ, so wurde er durch zwey Große seines Hofs vom Throne gestürzt, und Mahomed Furukſir, Sohn des Azem, darauf gesetzt.

Vermöge dieser Abhängigkeit von den Großen des Reichs, zu welcher die Streitigkeiten um die Krone die Nachkommen Aurengzebs gebracht hatten, bestiegen die erwählten Kaiser, ob sie gleich von dem Volk als Déspoten betrachtet wurden, den Thron beständig in Fesseln, und waren eigentlich nichts mehr als Sklaven ihrer Minister. Das Blut Tamerlans wurde jedoch mit zu großer Ehrfurcht betrachtet, um andern als seinen Abkömmlingen Hoffnungen zu geben, den Thron ungestraft besteigen zu können. Die ihm vermöge ihrer Aemter am nächsten standen, begnügten sich daher das Reich nach Willkühr zu beherrschen, wobey sie zwar dem Volke den Monarchen mit grossem Pomp zeigten, ob er gleich niemanden als den Weibern in seinem Serail befehlen konnte.

Furukſir war der erste Große-Mogul, dessen Vater nicht Kaiser gewesen war. Die nämlichen Minister, die ihn erhoben hatten, sezten ihn auch wieder ab, weil es ihre eigene Sicherheit erfoderte. Sie sperrten ihn nicht allein ein, sondern ließen ihm auch die Augen ausstechen. Allein selbst diese Grausamkeit that ihrer Furcht oder Rache nicht Einhalt, er mußte auch ermordet werden; und dieses geschah den 16ten Febr. 1719 auf die schmählichste und schrecklichste Weise.

Diese Kronen-Austheiler ernannten nun seinen Vetter Raffeih-al-Dirjat zum Kaiser. Er wurde daher aus dem Schlosse geholt, wo diejenigen von der

Dritter Abschnitt.

Ueber die Muhamedaner in Indien, desgleichen über die Gesetze und die Staatsverfassung des Mogulschen Reichs.

Obgleich die nördlichen Nationen in Indien Götzendiener waren, so kann man doch sagen, daß sie kaum von einer Religion wußten, wenn man die Menge abergläubischer Gebräuche und Ceremonien dagegen hält, wodurch sich die Bewohner der südlichen Provinzen auszeichnen; sie wurden daher leicht überredet, die muhamedanische Religion anzunehmen, und sind jezt unter dem Namen der Affghaner oder Pitanen bekannt, die bey allen grossen Begebenheiten in Indien so wichtige Rollen spielen. Außer diesen Völkern haben wenig Indier ihre alte Religion verlassen.

Die Kriegsheere, die hier die ersten Eroberungen für die tatarischen Dynastien machten, oder sonst in Indien einfielen, ließen viel Muhamedaner zurück, die, gereizt durch ein schöneres Clima und ein reicheres Land, bald ihr eigenes vergaßen.

Die muhamedanischen Fürsten in Indien gaben natürlich den Soldaten von ihrer eigenen Religion den Vorzug; da überdem diese, aus welchem Lande sie auch seyn mochten, von einer stärkern Leibesbeschaffenheit waren, als alle unterjochte indische Völker. Dieser Vorzug hat beständig Abentheurer aus der Tatarey, Persien und Arabien hieher gezogen, um ihr Glück

welches seit der Regierung Aurengzebs keinem seiner Vorfahren geglückt war. Diese Sicherheit aber machte ihn des Thrones unwürdig. Er war träge, wollüstig, und unentschlossen, und gab daher seinen Günstlingen eben so viel Gewalt, als die leztern so tyrannischen Minister besessen hatten. Der Augenblick näherte sich, wo es ganz der Willkühr eines Fremden überlassen war, ob er das Geschlecht Tamerlans ausrotten, oder das reichste Reich der Welt mit seinem eignen verbinden sollte. Caundorah, der Vezier und Günstling Mahomeds, gerieth in einen Streit mit Nizam al-Muluck, dem Vicekönige der südlichen Provinzen, der unter seinem Befehle den vierten Theil des Reichs hatte, und ohne Rebellion fast unabhängig vom Kaiser geworden war. Dieser an die regelmäßige Regierung Aurengzebs gewohnte Vicekönig tadelte laut und in den heftigsten Ausdrücken die elende Administration und das zügellose Leben bey Hofe, wodurch er den Einfluß des Caundorah zu schwächen hoffte. Endlich unter dem Vorwand, daß wider solche große Uebel kein ander Mittel als eine gänzliche Revolution des Reichs gebraucht werden müßte, rieth er dem Thamas Kouli Khan, der sich des persischen Thrones bemächtigt hatte, nach Indien zu kommen, und auch den Thron von Indostan in Besitz zu nehmen. Dieser Rath wurde auch befolgt.

Frazer hat uns eine umständliche Erzählung von dieser außerordentlichen Revolution geliefert. Ein ungeheures Heer, das durch seine zahllose Menge verhungern mußte, unter der Anführung von Feldherren, die in nichts einstimmig waren als in der Abneigung

Staaten. Sie sind die einzigen, die das Land anbauen, und auch die einzigen Fabrikanten, die im Reiche die ungeheuern Haufen von Linnen verfertigen. Es ist daher selten, daß man in der Entfernung von den Haupt- oder Handelsstädten, von Feldlägern, oder Landstraßen, in den Dörfern und Feldern einen Muhamedaner antrifft, der eine andre Beschäftigung hat, als Auflagen einzusammeln, oder sonst als ein Beamter Befehle zu ertheilen.

Aufmerksame Beobachter behaupten, daß unter den Indiern keine geschriebene Gesetze gefunden werden, sondern daß blos einige durch Tradition herabgekommene Maximen die Stelle eines Gesezbuchs bey Rechtsstreitigkeiten vertreten. In Criminalfällen entscheidet das alte Herkommen, das, nach Beschaffenheit der Umstände, durch die Einsicht des Richters etwas abgeändert wird. Bey allen Anklagen und Zeugnissen, die sich auf Blutvergießen beziehen, verdienen die Indier das größte Zutrauen; allein, wenn blos vom Eigenthum die Rede ist, da zeigen sie sich als ein listiges verschlagenes Volk, das beständig Streitigkeiten hat: weil es nun an einem geschriebenen Gesezbuche mangelt, so hängt das Urtheil ganz von der Rechtschaffenheit oder der Venalität des Richters ab. Daher kommt es, daß die Parteyen ihren Streit lieber selbstgewählten Schiedsrichtern unterwerfen, als den von der Regierung ernannten Cadis.

Der Koran dient den Mahomedanern zu allen; er ist die Quelle ihrer Religionsgebräuche, der Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten, und das Gesezbuch bey Verbrechen. Der Mulla in Indostan hat die Ober-

„wenn du ein König bist, so mache die Völker glück-
„lich, und vertilge sie nicht.“ Hierauf antwortete
der Barbar: „Ich bin kein Gott, darum handle ich
„auch nicht als ein Gott; auch bin ich kein Prophet,
„den Weg des Heils zu zeigen; eben so wenig ein
„König, um Völker glücklich zu machen: allein ich
„bin derjenige, den Gott zu den Nationen sendet, die
„er beschlossen hat mit seinem Zorn heimzusuchen.“

gen Aufmerksamkeit, um zu verhindern, daß irgend eine Familie nicht zu große Besitzungen erlange, als in ausgedehnten Entwürfen, das Volk zu unterdrücken. Eine solche Sklaverey würde dem Monarchen wenig Größe verschaffen, und wenig Unterthanen zu beherrschen übrig lassen. Da man kein Landeigenthum ohne Bewilligung der Regierung kaufen kann, so würde derjenige, der sich große Ländereyen verschaffen wollte, dazu keine Erlaubniß erhalten, vielmehr würde er als ein zur Sicherheit des Staats nöthiges Schlachtopfer betrachtet werden. Wenn wir in der Geschichte der orientalischen Reiche von so viel Gewaltthätigkeiten lesen, die unter den Großen vorgehn, so sind wir geneigt zu glauben, daß die Menschen der niedern Stände noch größern Gewaltthätigkeiten unterworfen seyn müssen; allein man irrt sich, da diese Niedrigkeit der beste Schutz ist.

Alle Lehnsassen, wenn sie einen gewissen Titel und die damit verknüpften Einkünfte annehmen, erkennen den Großen-Mogul für ihren Erben. Keiner, von dem Vezier an bis zu dem Niedrigsten, gelangt zu irgend einem wichtigen Amte, als unter dieser Bedingung. Nach seinem Tode wird die ganze Verlassenschaft im Namen des Kaisers in Besitz genommeu, der sodann der Familie des Erblassers nach Gutdünken etwas zurück giebt. Das Vermögen aller andern aber, die keine Lehnsassen sind, fällt ganz den natürlichen Erben zu. Diese gegen die Vergrößerung einzeler Familien aufgeführte Dämme sind durchaus in einem Staate nöthig, der gezwungen ist, auf einzele Menschen ein sehr großes Vertrauen zu setzen.

unter einer Regierung zu suchen, wo sie versichert wären, größere Vortheile als in ihrem Vaterlande zu erwerben. Hiedurch ist nach und nach eine mächtige Nation von beinahe zehn Millionen Muhamedaner in Indien entstanden, welche die Europäer Mohren nennen. Diesen ist unter der Oberherrschaft des Großen-Moguls jezt der größte Theil von Indostan unterworfen. Ob sie gleich aber das herrschende Volk sind, so ist doch die Zahl der Indier wohl zehnmal stärker.

Diese so vielfach schwächere Anzahl hat die Muhamedaner genöthigt, in allen Theilen von Indostan viele indische Fürsten im Besiz ihrer Länder zu lassen, die sie ungestört beherrschen können, wenn sie nur den festgesezten Tribut bezahlen und die Tractaten nicht verlezen, wodurch sie oder ihre Vorfahren die Moguische Oberherrschaft anerkannt haben. Diese indische Fürsten werden Rajahs, das ist, Könige genannt; und mehr als die Hälfte des Reichs ist noch heut zu Tage ihnen unterworfen. Einige derselben besitzen nur sehr kleine Länder, dahingegen andre, z. B. die Könige von Mysore und Tanjore, deren in diesem Werk oft Erwähnung geschehen wird, Staaten beherrschen, die an Umfange den Staaten des Königs von Preussen, oder des Königs von Portugal nichts nachgeben. Viele von ihnen geben vor, von sehr alten Familien abzustammen, ja einer, den der Kaiser Akbar besiegte, leitete seine Abkunft vom Porus her.

Ausser den Indiern, die in den Ländern der Rajahs wohnen, findet man deren auch in großer Menge in den dem Großen-Mogul unmittelbar unterworfenen

dieſe ungewöhnliche Art die Reiſe machte; er that es, wie er ſagte, um ſich nach ſeinem Nachfolger umzuſehen.

Die Uneinigkeiten in der kaiſerlichen Familie gaben den Nabobs der entlegenen Provinzen Gelegenheit, ſich in ihren Statthalterſchaften feſtzuſetzen, und der Hof mußte ſich nun begnügen, eine beſtimmte Summe anſtatt der wirklichen Einkünfte der Provinz anzunehmen. So wurden die Nabobs beynahe unumſchränkte Könige, und hatten nichts als eine große Armee von Delhi zu befürchten, mit der man immer zu kommen drohte, die aber nie kam. Allein noch ehe ſie in dieſen unabhängigen Stand geſezt wurden, finden wir, daß ſie deſpotiſche Grauſamkeiten an Unglücklichen ausübten, die zu ſchwach waren, mit ihren Klagen bis zum Throne zu dringen. Mandelsloh erzählt von einem Nabob, der einer Geſellſchaft Tänzerinnen, die hier ſehr ſchöne Mädchen ſind, eigenhändig die Köpfe abſchlug, weil ſie gezögert hatten im Palaſte zu erſcheinen. In Tavernier's Reiſen leſen wir von einem Manne, der ſeine Frau, vier Kinder und vierzehn Sklaven ermordete, und nicht geſtraft wurde, weil er eine gewiſſe Krankheit des Nabobs zu heilen verſtand.

Die Nachrichten, die alle Reiſende von Indoſtan geben, ſind mit zahlloſen Beyſpielen von den Laſtern dieſer Fürſten angefüllt. Man hat bemerkt, daß alle in Indien ſich niederlaſſende Muhamedaner in der dritten Generation die Trägheit und Feigherzigkeit der urſprünglichen Landesbewohner erlangen, dabey aber auch eine Grauſamkeit annehmen, von welcher die

aufsicht über die Religionspflichten, und bestraft deren Uebertretung; der Cadi hält Gericht, wenn streitiges Eigenthum der Gegenstand ist, und der Catwál ist Richter in Criminalsachen.

An den Theilen von Indostan, die häufig von europäischen Nationen besucht werden, sehen wir die Gebräuche oder Gesetze, die Landeigenthum betreffen, solchen Widersprüchen unterworfen, die schwer zusammen zu reimen sind. Der Landmann, der einige Aecker Feld besitzt, hat das Recht sie zu verkaufen und zu verschenken; dennoch wird der District, zu welchem diese Aecker gehören, jährlich von der Regierung verpachtet. Der Pachter bezahlt dem Landsherrn eine gewisse Summe, und empfängt dafür von dem Landbauer einen Theil seiner Aernte. Bisweilen aber hat der Pachter mit dem Landmanne Streitigkeiten, und giebt seine Aecker einem andern zur Verwaltung; alsdenn geschehen Klagen als wider die höchste Ungerechtigkeit; der Fürst entscheidet, und zwar mehrentheils zum Vortheile des arbeitsamen Mannes gegen den Blutigel. Wenn er diesen Beweis seiner Gerechtigkeitsliebe nicht giebt, so verabscheuet ihn das Volk, und hält ihn aller Verbrechen fähig.

In allen völlig unterworfenen Ländern nennt sich der Große-Mogul Eigenthümer aller Ländereyen, und giebt Antheile davon oder deren Einkünfte seinen Lehnsmännern; diese Austheilungen aber rauben dem Landbauer das Recht nicht, seine Felder zu verkaufen, und nach seinem Tode darüber zu schalten. Die Politik aller indischen Regierungen in Indostan, so wie auch der Mogulschen, besteht mehr in einer beständi-

gend

Erſtes Buch.

Der zwiſchen Großbritannien und Frankreich im Jahre 1744 ausbrechende Krieg verbreitete ſeine Verwüſtungen bis nach Indien. Die Ruhe war kaum durch den Aachner Frieden unter dieſen beiden Nationen in Europa wiederhergeſtellt, als ſie an der Küſte von Coromandel die Waffen gegen einander ergriffen, und zwar als Bundsgenoſſen zweyer mohriſchen Fürſten, die um den Beſitz der Provinz Carnatica ſtritten. Dieſer Streit wurde durch Begebenheiten erzeugt, die ſich einige Jahre zuvor ereigneten, ehe die Engländer und Franzoſen daran Theil nahmen. Es iſt daher nöthig, hier dieſe Vorfälle zu erzählen, und da die Regierungsformen, die Politik, Sitten und Gebräuche der Völker in Indoſtan ſehr von den in Europa üblichen verſchieden ſind, ſo wird man in dem Laufe dieſer Geſchichte den Charakter der Nation und das ihr Eigenthümliche durch Handlungen entwickelt und dargeſtellt ſehn.

Die mehreſten Länder, die durch den Großen-Mogul in der Halbinſel von Indien erobert worden ſind, gehören unter einen Vicekönig, und ſämtliche von ihm regierte Provinzen werden wegen ihrer ſüdlichen Lage mit dem Namen Decan bezeichnet. Der Vicekönig dieſes ungeheuern Erdſtrichs wird Subahdar genennt; ein Titel, den die Europäer kurz durch Subah ausdrücken. Von den unter ſeiner Herrſchaft gelegenen Ländern ſind einige ganz dem Throne von

Delhi unterworfen, und werden von Muhamedanern regiert, die die Europäer unschicklich Mohren nennen; andre aber stehen unter der Regierung ihrer ursprünglichen Fürsten oder Rajahs, und haben die Erlaubniß, ihren alten Gebräuchen zu folgen, jedoch unter der Bedingung, dem Großen-Mogul Tribut zu bezahlen. Die von dem Subah abhangenden mohrischen Gouverneurs nehmen gewöhnlich, wenn sie mit Geringern zu thun haben, den Titel Nabob oder Vicekönig an; der ihnen jedoch in Delhi nicht gegeben wird. Hier müssen sie sich mit dem Titel Phousdar begnügen, der so viel als Befehlshaber über Truppen bedeutet. Die in den Provinzen dieser Pseudo-Nabobs etablirten Europäer folgten dem Beyspiele der Eingebornen und kamen überein, ihnen den so gewünschten Titel auch zu geben.

Ein Nabob wird gewöhnlich vom Hofe zu Delhi ernannt, stirbt er und der Große-Mogul hat keinen Nachfolger vorher bestimmt, so hat der Subah das Recht jemanden die Nabobschaft aufzutragen, bis der Wille des Monarchen bekannt ist; ohne dessen Bestätigung die Wahl nicht als völlig gültig angesehn wird. Der Subah sammlet von den verschiedenen Nabobs die jährlichen Kroneinkünfte, und schickt sie hernach dem kaiserlichen Schatze zu. Die Nabobs sind verpflichtet, ihn bey seinen Kriegszügen zu begleiten, wenn diese innerhalb seiner Jurisdictionsländer geschehn. Die Kriegsverbindlichkeit aber hört auf, sobald er die Gränzen verläßt. Diese Einrichtungen hatten zum Zweck sie von dem Subah abhängend zu machen, und dadurch das Interesse des Reichs zu be-

fördern, zugleich aber sie in einen unabhängigen Zustand zu setzen, wenn es dem Subah einfallen sollte, auf ihre Hülfe zu rechnen, um dem kaiserlichen Throne zu trotzen.

Die Staatsverfassung des mogulschen Reichs fing an gleich nach dem Tode des Aurengzebs zu erschlaffen, des fähigsten Monarchen, der je Indostan beherrscht hat; allein seit dem schrecklichen Einfall der Perser unter Thamas Kouli Khan ist sie täglich mehr gesunken, so daß man in den leztern funfzig Jahren Subahs gesehn hat, die sich in ihren Gouvernements gegen den Willen des Kaisers behauptet, und Nabobs nach ihrem Gefallen gemacht haben. Auch Nabobs sind im Besitz ihres Gouvernements geblieben, trotz dem Subah und dem Großen-Mogul. Was aber in einem despotischen Staat am meisten zu bewundern ist, so haben sowohl Subahs als Nabobs selbst ihre Nachfolger ernannt, die oft mit so wenig Widerstand von diesen Würden Besitz genommen haben, als nur immer rechtmäßige Erben in einem Erbkönigreiche thun können. Was hier von den südlichen Provinzen gesagt ist, gilt gleichmäßig von allen andern Subahschaften des Reichs.

Der Carnatick ist eine der vornehmsten Provinzen, die vom Subah von Decan abhangen, auch wird dieses Land nach dem Namen der Hauptstadt, Arcot genannt. Die jetzigen Gränzen aber sind sehr eingeschränkt in Vergleich mit der alten Größe des Carnatick zur Zeit der Eroberung des Großen-Moguls.

Sadatulla, ein anerkannter Nabob von Carna- 1710
tick, nahm, weil er keine Kinder hatte, die beiden

Indier glücklicherweise nichts wissen. Dieses bestäriget fast die Meynung, daß das Verbot, kein Blut von irgend einer Art zu vergießen, welches ein Religionsartikel in Indien ist, eigentlich nur ein politisches und sehr weises Gesez war, um die blutdürstige Gemüthsart, die den Einwohnern von Indostan vor Einführung der Bramaschen Religion eigen gewesen seyn soll, in milde Sitten zu verwandeln.

seines Sohns Subder-Ally und des Chunda-saheb, um auf eine schickliche Gelegenheit zu lauren, von der Stadt Tritchinapoly Besitz zu nehmen. Dem Verdacht zuvor zu kommen, mußte die Einsammlung des Tributs zum Vorwande dieses Zugs dienen. Das Heer erhielt Befehl, langsam nach der Seeküste zu marschiren, ehe es sich nach Süden zu wandte. So erreichten diese Truppen Madras, woselbst sie einige Tage blieben, sodann ging der Marsch nach Pondichery, wo länger Halt gemacht wurde. Während dieser Zeit wurde der Grund zu den großen Verbindungen des Chunda-saheb mit den Franzosen gelegt. Endlich kam das Heer nach Tritchinapoly.

Chunda-saheb vermochte die Königin dahin, ihn mit einer Anzahl Truppen in die Stadt aufzunehmen, nachdem er vorher einen Eid auf den Koran gethan hatte, nichts zu ihrem Nachtheile vorzunehmen. Man behauptet, daß sie in ihn verliebt wurde; wenn dieses ist, so war sie desto mehr zu beklagen, denn er verführte ihre Soldaten, machte sich Meister von der Residenz, und warf sie ins Gefängniß, worin sie vor Gram starb. Das ganze Königreich folgte bald dem Beyspiel der Hauptstadt und unterwarf sich. Subder-Ally übergab die Regierung dieses neu eroberten Landes dem Chunda-saheb, und begab sich zu seinem Vater nach Arcot. Meer-assud, vormaliger Hofmeister des Subder-Ally, erhielt die Würde des Duan, oder obersten Ministers, die durch Chunda-saheb erledigt worden war.

Der neue Duan, der den ehrgeizigen Charakter seines Vorgängers kannte, stellte dem Subder-Ally

die Folgen vor, die von einem so gefährlichen Manne zu fürchten wären, der an der Spitze eines so ansehnlichen Königreichs stände. Subder-Ally sahe den gemachten Fehler ein, allein es war zu spät ihn zu verbessern; denn als er seinem Vater die Nothwendigkeit vorstellte, den Chunda-saheb nach Arcot zurück zu rufen, konnte der Nabob nicht dahin gebracht werden, diesem Rathe zu folgen, sowohl um einen öffentlichen Bruch in seiner Familie zu vermeiden, als auch, weil er von den Fähigkeiten seines Schwiegersohns einen hohen Begriff hatte.

Als Chunda-saheb hörte, was gegen ihn versucht worden war, nahm er Maaßregeln zu seiner Sicherheit. Er sezte die Stadt Tritchinapoly in guten Vertheidigungsstand, und machte seine beiden Brüder zu Commendanten in den stärksten Festungen des Königreichs; Buda-saheb in Madura, und Saduok-saheb in Dindigul. Ungeachtet dieser Zubereitungen aber beschloß er, sich nicht der Oberherrschaft des Nabobs zu entziehn, bis er öffentlich angegriffen würde.

1739. Während dieser Zeit war der Unwille des Nizam-al-muluck gegen die Familie Doast-Ally immer höher gestiegen, denn er zweifelte nicht, daß die Macht von Tritchinapoly, ungeachtet der gegenwärtigen Lage des Chunda-saheb, dennoch allemal mit der von Arcot vereinigt werden würde, wenn eines dieser beiden Länder von einem auswärtigen Feinde bedrohet werden sollte. Indessen war er seit einigen Jahren mit Dingen von grösserer Wichtigkeit beschäftigt. Er hatte den Thamas Kauli Khan nach Indien eingeladen,

den Großen-Mogul vom Throne zu stürzen, und um seine Verrätherey zu verdecken, so machte er große Zubereitungen, dem Kaiser zu Hülfe zu kommen; da aber die Perser Indostan verlassen hatten, war er gezwungen immer gegen den Hof von Delhi auf seiner Hut zu seyn, wo er so sehr verabscheuet, als gefürchtet wurde. Da er also hiedurch verhindert war im Carnatick einzurücken, so gab er endlich den Maratten Erlaubniß, diese Provinz anzugreifen. Durch dieses Mittel trug er einestheils die Verbindlichkeiten ab, die er dieser Nation schuldig war, zugleich auch vergnügte er seine Privatleidenschaft, durch eine fremde Macht, die nächst der seinigen am fähigsten war, die Staaten des Doast-Ally zu erobern.

Das Land der Maratten liegt zwischen Bombay und Golconda; die Gränzen desselben sind den Europäern nicht genau bekannt, und eben so unwissend sind wir auch in Ansehung des Ursprungs und der Geschichte dieses Volks. Es ist nunmehr ein Jahrhundert, daß sie sich als die kühnsten Krieger in Indostan kennbar gemacht haben. Sie sind die einzige Nation in ganz Indien, die den Krieg zu einer angenehmen Beschäftigung zu machen scheint, denn die Raipouts, eine Race nächst nach den Bramanen, sind geborne Soldaten. In den leztern Zeiten sind sie oft bis zu den Thoren von Delhi vorgedrungen; bald waren ihre Waffen gegen den kaiserlichen Thron gerichtet, bald aber vertheidigten sie ihn wieder gegen die Affghaner oder Pitanen. Die Stärke ihrer Heere besteht in einer zahlreichen Reiterey, die mehr Strapazen aushalten kann, als irgend eine andre in Indien.

Söhne seines Bruders an Kindesstatt an; der älteste Doast-Ally sollte ihm in der Nabobschaft folgen, und der jüngste Boker-Ally das Gouvernement von Velore
1732 haben. Er regierte von 1710 bis 1732, und starb sehr bedauert von seinen Unterthanen. Seine gemachten Verfügungen wurden ohne Widerstand befolgt; indessen betrachtete Nizam-al-muluck, der Subah der südlichen Provinzen, die Thronbesteigung des Doast-Ally mit Widerwillen, weil sie ohne seine Genehmigung geschehn war, daher er auch die regelmäßige Bestätigung von Delhi verhinderte.

Doast-Ally hatte zwey Söhne, von welchen der älteste, Subder-Ally, schon zum männlichen Alter gekommen war, da sein Vater Nabob wurde; er hatte auch einige Töchter, eine derselben war mit seinem Neffen Mortiz-Ally, und eine andre mit einem weitläuftigen Verwandten, Namens Chunda-saheb, verheirathet.

Die Königreiche Tritchinapoly und Tanjore, obgleich dem Großen-Mogul zinsbar, hatten beide ihren eignen Beherrscher oder Rajah. Die Einfoderung des Tributs in diesen Königreichen war den Nabobs von Arcot aufgetragen, die bisweilen genöthigt wurden, Kriegsheere abzusenden, die Sammlungen zu befördern. Der Tod des Königs von
1736 Tritchinapoly 1736 gab zu Streitigkeiten Anlaß zwischen der Königin und einem Prinzen vom königlichen Geblüte, wodurch Verwirrungen in der Regierung entstanden, die dem Nabob von Arcot Hoffnungen gaben, sich des Königreichs zu bemächtigen. Er schickte daher eine Armee ab, unter der Anführung

Anerbieten besserer Bedingungen vom Feinde wird selten ausgeschlagen; überdem gehn sie ungern von ihrer Gewohnheit zu rauben ab, so daß sie selbst diejenigen Länder plündern, zu deren Beschützung sie gedungen sind. Ungeachtet ihres kriegerischen Charakters aber, beobachten sie aufs allergenauste die Religion des Brama; sie essen nie etwas, das Leben hat, oder bringen das Ungeziefer um, das auf ihrem Leibe herum kriecht; hingegen ist ein mit vielen wunderlichen Ceremonien geopferter Büffelochse hinreichend, das Menschenblut zu versöhnen, das sie im Kriege vergießen.

Ehe der Carnatick von dem Großen-Mogul erobert wurde, waren die Maratten im Besitz verschiedener Festungen und Ländereyen dieser Provinz. Da sie nun alles den siegenden Mohren überließen, so bedungen sie sich aus, jährlich einen Theil der Einkünfte zu bekommen, als eine Schadloshaltung für die eingeräumten Besitzungen, und als einen Tribut, um ihre gewöhnlichen räuberischen Einfälle zu unterlassen. Die Nabobs von Arcot hatten viele Jahre lang vernachlässigt, diesen Tribut zu bezahlen, und die Maratten hatten ihre gebräuchliche Reparationsmethode unterlassen; aus keinem andern Bewegungsgrunde, als aus Furcht vor dem Nizam-al-muluck. Diese war nun aber durch die Aufmunterung aus dem Wege geräumt, die sie von ihm selbst erhielten, im Carnatick einzufallen. Eine ähnliche Aufmunterung bekamen sie von den Königen von Mysore und Tanjore, da sie Chunda-saheb als Beherrscher von Tritchinapoly beleidigt hatte. Sie forderten sie auf, als Brüder

die Folgen vor, die von einem so gefährlichen Manne zu fürchten wären, der an der Spitze eines so ansehnlichen Königreichs stände. Subder-Ally sahe den gemachten Fehler ein, allein es war zu spät ihn zu verbessern; denn als er seinem Vater die Nothwendigkeit vorstellte, den Chunda-saheb nach Arcot zurück zu rufen, konnte der Nabob nicht dahin gebracht werden, diesem Rathe zu folgen, sowohl um einen öffentlichen Bruch in seiner Familie zu vermeiden, als auch, weil er von den Fähigkeiten seines Schwiegersohns einen hohen Begriff hatte.

Als Chunda-saheb hörte, was gegen ihn versucht worden war, nahm er Maaßregeln zu seiner Sicherheit. Er sezte die Stadt Tritchinapoly in guten Vertheidigungsstand, und machte seine beiden Brüder zu Commendanten in den stärksten Festungen des Königreichs; Buda-saheb in Madura, und Saduk-saheb in Dindigul. Ungeachtet dieser Zubereitungen aber beschloß er, sich nicht der Oberherrschaft des Nabobs zu entziehn, bis er öffentlich angegriffen würde.

1739. Während dieser Zeit war der Unwille des Nizam-al-muluck gegen die Familie Doast-Ally immer höher gestiegen, denn er zweifelte nicht, daß die Macht von Tritchinapoly, ungeachtet der gegenwärtigen Lage des Chunda-saheb, dennoch allemal mit der von Arcot vereinigt werden würde, wenn eines dieser beiden Länder von einem auswärtigen Feinde bedrohet werden sollte. Indessen war er seit einigen Jahren mit Dingen von größerer Wichtigkeit beschäftigt. Er hatte den Thamas Kouli Khan nach Indien eingeladen,

mann suchte sich nun durch die Flucht zu retten. Die vornehmsten Offiziers waren auf dem Schlachtfelde geblieben, und Meer-assud, der Duan, war gefangen genommen worden.

Subder-Ally war schon bis Arcot gekommen, als er seines Vaters Schicksal hörte, worauf er sogleich sich nach Velore zurückzog. Chunda-saheb war ebenfalls ins Feld gerückt mit 5000 Mann Cavallerie und 10,000 Mann Infanterie, unter dem Vorwand dem Nabob zu Hülfe zu kommen; allein durch allerhand ersonnene Verzögerungen fand er Mittel, vom Schlachtfelde entfernt zu bleiben, bis er des Nabobs Niederlage erfuhr, da er denn schleunig nach Tritchinapoly zurück marschirte.

Die Maratten schickten nach ihrem Siege Detachements aus, im ganzen Lande Contributionen zu erheben, und es gelegentlich auch zu plündern; ihre großen Erwartungen wurden aber nicht erfüllt, denn die reichen Einwohner hatten alles von Werth in die starken Plätze gebracht, die in dieser Provinz sehr häufig sind. Dieser Umstand vermochte die Maratten, den Vorschlägen ihres Gefangenen, Meer-assud, Gehör zu geben, der vom Subder-Ally Vollmacht erhalten hatte, mit ihnen zu tractiren. Man kam überein, daß ihnen in gewissen Terminen zehn Millionen Rupien *) bezahlt werden sollten, (der einjährige Ertrag der Provinz) mit der Bedingung, daß sie sogleich den Carnatick verlassen müßten. Dieser Theil des Tractats wurde bekannt, allein andre Artikel blie-

*) Eine Rupie ist 18 gute Groschen nach Sächsischem Gelde; 100000 derselben machen einen Lack aus.

Man hat oft Beyspiele gesehn, daß große Corps derselben in einem Tage funfzig englische Meilen (zehn deutsche) marschirt sind. Sie vermeiden große Gefechte, und haben keinen andern Begriff vom Krieg, als dem feindlichen Lande den höchstmöglichsten Schaden zu thun. Dies bewirken sie, indem sie alles Vieh wegtreiben, die Feldfrüchte verheeren, die Dörfer verbrennen, und überhaupt solche Grausamkeiten begehn, daß die Bewohner des flachen Landes bey der geringsten Nachricht von ihrer Annäherung sogleich die Flucht ergreifen. Die Schnelligkeit ihrer Bewegungen giebt den Fürsten, die sie bekriegen, wenig Gelegenheit es zu einer entscheidenden Schlacht zu bringen, oder auch nur Detachements von ihnen mit Vortheil anzugreifen. Die Betrachtung, daß auf diese Art Heere im Felde gegen sie gehalten werden müssen, die sehr wenig Wahrscheinlichkeit haben, mit einem solchen Feind ins Handgemenge zu kommen, und der erstaunliche Nachtheil, der durch ihre Verwüstungen entsteht, bringen gewöhnlich die Regierungen dahin, ihren Rückzug mit Gelde zu erkaufen. Große Sparsamkeit bey ihren Ausgaben, und fortdauernde Anhäufung von Schätzen durch die vorbeschriebenen Mittel sind die Ursachen ihres steigenden Rufs gewesen, so daß sie in weniger als hundert Jahren von einer unbedeutenden Völkerschaft zu dem Range einer Nation gelangt sind, die jezt alle Länder von Delhi bis zum Vorgebirge Comorin mit Schrecken erfüllt. Oft werden Corps, ja ganze Armeen von ihnen an fremde Fürsten eine Zeitlang überlassen, allein diese Miethtruppen sind ein gefährliches Hülfsmittel; denn das

ten; jedoch mit der Bedingung, daß sie es selbst erobern möchten. Dies waren sie zufrieden; auch versprachen sie, wenn Chunda-saheb in ihre Hände fallen sollte, mit ihm so zu verfahren, wie es dem Interesse des Nabobs von Arcot am zuträglichsten seyn würde.

Tritchinapoly war nach indischer Manier stark be- 1741
festigt, und Chunda-saheb hatte bereits bey der ersten Annäherung der Maratten hier eine große Menge Getreide zusammen gebracht, als die beste Sicherheit in einer Festung unter einem Volke, das so wenig mit Kanonen oder andern Belagerungsmaschinen umzugehn weiß. Meer-assud, der daher wohl einsah, daß er seine Vertheidigung verzögern würde, so lange der Vorrath aushielt, rieth den Maratten, den Carnatick zu verlassen, und sich in solcher Entfernung zu lagern, daß kein Verdacht wegen ihrer Wiederkunft statt haben könnte. Dieses listige Betragen hatte den besten Erfolg, denn Chunda-saheb glaubte nunmehr, daß die Maratten anderweitige Expeditionen vorhätten, und verkaufte daher sein Getreide. Kaum war diese Nachricht ins Lager der Maratten bey Sevegunga gekommen, als sie sogleich aufbrachen und nach sehr forcirten Märschen vor Tritchinapoly erschienen, bevor dem Uebel vorgebeugt werden konnte. Sie schlossen die Stadt enge ein, und waren sehr aufmerksam, alle Hülfe von außen abzuhalten; dennoch versuchten die Brüder des Chunda-saheb, diesen so wichtigen Ort zu retten. Buda-saheb führte von Madura einen großen Vorrath von Provision herbey unter der Bedeckung von 3000 Mann Cavallerie und 7000 Mann

Einer Religion ihre Tempel und heiligen Plätze zu rächen, die durch diesen muhamedanischen Gouverneur und seine Mohren entweiht worden waren.

1740 Es war im Monat May 1740, als ein Heer von 10,000 Maratten unter dem Befehl des Ragogee Bonsola sich mit der gewöhnlichen Schnelligkeit der Provinz näherte, und bey den Gebirgen anlangte, die sie von den westlichen Ländern scheiden, bevor Doast-Ally im Stande war, alle seine Truppen gegen diesen fürchterlichen Feind zusammen zu ziehen; denn ein großer Theil der Armee, commandirt von seinem Sohne Subder-Ally, war damals im südlichen Theile des Landes. Indessen brach dennoch der Nabob mit 4000 Reitern und 6000 Mann Infanterie von Arcot auf, mit dem Entschluß, die Pässe von Damalcherri zu vertheidigen, durch welche die Maratten absichtlich in die Provinz eindringen wollten, bis sein Sohn ihm zu Hülfe kommen könnte, und auch die andern Truppen von den Gränzörtern zu ihm gestoßen seyn würden. Man glaubt, daß diese Maaßregel den erwünschten Erfolg gehabt hätte, wenn er nicht von einem seiner Befehlshaber betrogen worden wäre, der den Maratten auf seinem Posten den Durchzug verstattete. Den folgenden Tag, den 20. May, erschien die ganze Armee dem Nabob im Rücken. Das Lager dieses Fürsten war nicht verschanzt, daher griff es der Feind mit dem größten Vortheil und der äußersten Wuth an. Die Arcoten, durch das Beyspiel ihres Beherrschers aufgemuntert, wehrten sich tapfer einige Stunden lang, bis sie sowohl ihn als seinen Sohn Hassan-Ally todt von ihren Elephanten herunterstürzen sahen. Jeder-

Unruhen aus dem Wege geräumt. Allein der Unwille des Nizam-al-muluck war noch nicht gestillt; dieses konnte nur dadurch geschehn, daß man ihm die großen rückständigen Summen bezahlte, die Doast-Ally beständig zurück gehalten hatte. Subder-Ally befürchtete daher von dieser Seite einen Sturm, sobald Nizam-al-muluck nichts mehr von Delhi zu besorgen haben würde; da aber diese Zeit noch fern war, so beschloß er seine Schätze nicht wegen ungewisser Gefahren zu verringern; er hielt Nizam-al-muluck mit allerhand Entschuldigungen auf, und wandte den Geldmangel vor, in den ihn der Einfall der Maratten gesezt hätte; ja er sprengte sogar aus, daß er entschlossen sey nach Arabien zu gehn, und daselbst bey dem Grabe des Propheten seine übrigen Tage in Andachtsübungen zu verleben.

Diese vorgegebene Armuth war so wenig wie seine 1742
Andacht gegründet, denn der größte Theil von seines Vaters Schätzen war während dem Kriege in Pondichery in Sicherheit gewesen. Jedoch hatten die leztern Unglücksfälle einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er es nicht länger wagen wollte in der offenen Stadt Arcot zu wohnen, sondern seine Residenz in Velore aufschlug, das wohl befestigt war, und überdem eine Citadelle hatte, die für die stärkste im Carnatick gehalten wurde. Eben diese Behutsamkeit vermochte ihn, seine Weiber, Kinder und Schätze nach Madras zu senden. Dieser der englischen Nation gegebene Vorzug geschah dem Rathe des Meerassud zu folge, der bereits die Verbindungen argwohnte, die zwischen Chunda-saheb und Herrn Du-

ben ein Geheimniß. Subder-Ally nahm nunmehr den Titel als Nabob an; die damit verbundene Macht aber war so sehr geschwächt worden, daß Chunda-saheb glaubte nichts davon befürchten zu dürfen, und daher ohne Bedenken nach Arcot kam, ihm zu huldigen. Indessen die Pracht seines Gefolgs und die vielen Truppen, die ihn begleiteten, zeigten eher einen Monarchen als einen Unterthan des Subder-Ally an.

Die Festungswerke von Pondichery standen damals in so großem Ruf unter einem Volke, welches niemals dergleichen gesehn hatte, daß Doast-Ally, Subder-Ally und Chunda-saheb alle ihre Weiber, Kinder und Schätze dahin schickten, um hier während dem Kriege zu bleiben. Sobald die Maratten die Provinz verlassen hatten, gingen beide Fürsten nach Pondichery. Subder-Ally kehrte mit seiner Familie nach Arcot zurück, allein Chunda-saheb ließ alle seine Weiber und einen seiner Söhne ferner hier in Verwahrung.

Im Monat December wurde das Land abermals mit Schrecken erfüllt, da das nämliche Heer der Maratten sich wieder einstellte, und zwar zu folge des geheimen Vertrags mit Subder-Ally. Außer den Geldsummen, die man ihnen zugesagt, hatten sie darauf bestanden, einige Ländereyen als Eigenthum zu erhalten. Meer-assud, welcher sah, daß sie von dieser Forderung nicht abzubringen waren, und wußte, daß das Land von Tritchinapoly nur allein dazu diente, die Macht des Chunda-saheb seinem Nabob furchtbar zu machen, bewilligte endlich, es den Maratten abzutre-

ten;

ten; jedoch mit der Bedingung, daß sie es selbst erobern möchten. Dies waren sie zufrieden; auch versprachen sie, wenn Chunda-saheb in ihre Hände fallen sollte, mit ihm so zu verfahren, wie es dem Interesse des Nabobs von Arcot am zuträglichsten seyn würde.

Tritchinapoly war nach indischer Manier stark be- 1741
festigt, und Chunda-saheb hatte bereits bey der ersten Annäherung der Maratten hier eine große Menge Getreide zusammen gebracht, als die beste Sicherheit in einer Festung unter einem Volke, das so wenig mit Kanonen oder andern Belagerungsmaschinen umzugehn weiß. Meer-assud, der daher wohl einsah, daß er seine Vertheidigung verzögern würde, so lange der Vorrath aushielt, rieth den Maratten, den Carnatick zu verlassen, und sich in solcher Entfernung zu lagern, daß kein Verdacht wegen ihrer Wiederkunft statt haben könnte. Dieses listige Betragen hatte den besten Erfolg, denn Chunda-saheb glaubte nunmehr, daß die Maratten anderweitige Expeditionen vorhätten, und verkaufte daher sein Getreide. Kaum war diese Nachricht ins Lager der Maratten bey Sevegunga gekommen, als sie sogleich aufbrachen und nach sehr forcirten Märschen vor Tritchinapoly erschienen, bevor dem Uebel vorgebeugt werden konnte. Sie schlossen die Stadt enge ein, und waren sehr aufmerksam, alle Hülfe von außen abzuhalten; dennoch versuchten die Brüder des Chunda-saheb, diesen so wichtigen Ort zu retten. Buda-saheb führte von Madura einen großen Vorrath von Provision herbey unter der Bedeckung von 3000 Mann Cavallerie und 7000 Mann

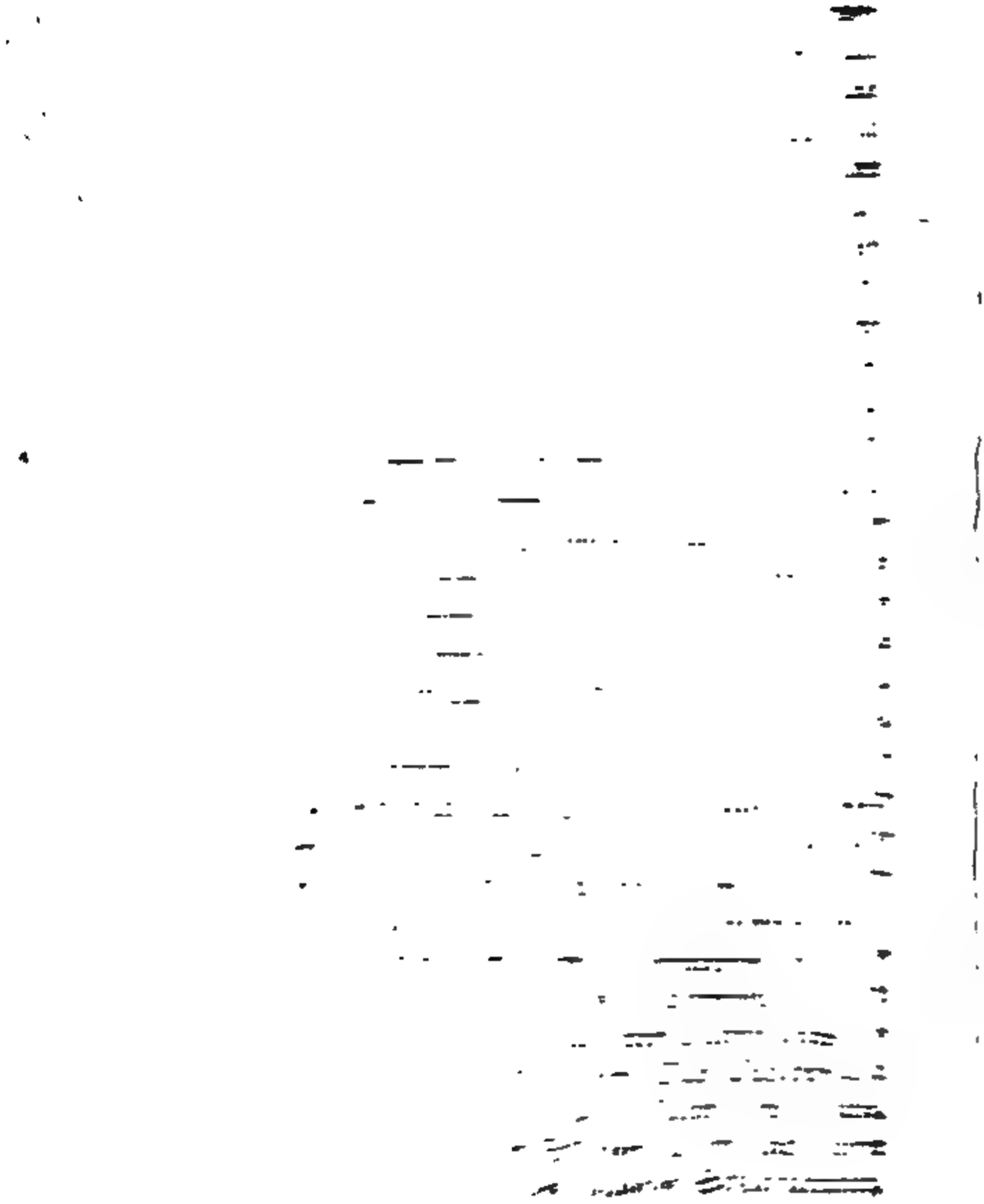
Infanterie, die sich gegen 20,000 Maratten brav vertheidigten, bis Buda-saheb erlegt wurde. Der Tod des Anführers war die Losung zur allgemeinen Flucht, wie es bey Schlachten in Indostan gewöhnlich ist. Der Kopf des Buda-saheb wurde dem Chunda-saheb geschickt, um seines Bruders Niederlage zu bestätigen. Der andre Bruder Sadick-saheb, der sich mit 4500 Mann näherte, wurde auch angegriffen, geschlagen und getödtet.

Ungeachtet dieser Unglücksfälle fuhr Chunda-saheb fort, die Stadt muthig zu vertheidigen, bis der gröste Theil der Lebensmittel verzehrt und eine große Anzahl seiner Soldaten umgekommen war; die Furcht vor einer Hungersnoth vermochte auch viele zum Ausreißen, und die übrig gebliebenen bestanden einmüthig auf der Uebergabe. Diese geschah auch den 26sten März 1741 nach einer Belagerung von drey Monaten. Die Maratten hielten ihn und seinen Sohn in der strengsten Gefangenschaft, in Hoffnung einer großen Ranzion. Nachdem sie Tritchinapoly rein ausgeplündert hatten, ernannten sie Morari-row, einen ihrer besten Generale, zum Vicekönig des Landes, und ließen 14,000 Mann bey ihm zurück, die übrigen Truppen nahmen ihren Marsch nach ihrer Heimath, wo sie ihre Gefangenen in einer Festung in der Nachbarschaft ihrer Hauptstadt Sattarah einsperrten.

Die Maratten waren nun durch den Besitz von Tritchinapoly nicht mehr Feinde des Subder-Alln, sondern seine Bundsgenossen geworden. Die Gefangenschaft des Chunda-saheb in einer solchen Entfernung vom Carnatick hatte alle Besorgniß von innerlichen

hielten ihn für sehr feigherzig; diese Meynung aber war von seinen häuslichen Gebräuchen entstanden; selbst in seinem eigenen Palast ging er nicht aus einem Zimmer ins andre, ohne von seiner Leibwache umringt zu seyn; auch aß er nie etwas, wenn es nicht in einem Geschirr gebracht wurde, das seine Gemahlin mit ihrem Siegel zuvor bezeichnet hatte. Der Nabob hielt daher den kleinmüthigen Charakter seines Schwagers in der größten Verachtung, und fürchtete keine Gefahr von einem Manne, der in immerwährender Sorge lebte, von seinen eigenen Leuten vergiftet zu werden. Mortiz-Ally fuhr fort die verbesagte Zahlung zu verweigern, und der Nabob, über den Verzug aufgebracht, drohete ihm eines Tages öffentlich, ihm sein Gouvernement zu nehmen, wenn er nicht sogleich seinem Befehl gehorchte. Diese Kränkung verursachte, daß er sich sofort auf das genaueste mit den andern unzufriedenen Gouverneurs verband, die seinem Ehrgeiz durch die Versicherung schmeichelten, daß sie ihn als Nabob von Arcot erkennen wollten, sobald Subder-Ally aus dem Wege geräumt seyn würde.

Die Armee des Nabobs war theils in den Vorstädten, theils unter den Wällen von Velore gelagert; ein Trupp Leibwache und ein zahlreiches Gefolge war beständig bey ihm im Fort, so daß es schien, daß er weder einen öffentlichen Angriff noch eine geheime Verrätherey befürchten durfte. Indessen blieb die Verschwörung ganz verborgen, und der Nabob wurde unglücklicherweise in seiner Sicherheit durch die außerordentliche Unterwürfigkeit des Mortiz-Ally bestärkt.



woselbst seine wenigen Bedienten rund um sein Bette sich gelagert hatten. Man bemächtigte sich ihrer sogleich, ehe sie Widerstand thun konnten. Der Nabob selbst, anstatt die Waffen zu ergreifen, versuchte durch ein Fenster zu entrinnen. Der Anführer der Meuchelmörder aber kam ihm zuvor, warf ihm den begangenen Ehebruch mit seinem Weibe vor, freuete sich der Rache, die er nunmehr nehmen konnte, und so stieß er ihm den Dolch ins Herz.

Meer-assud, der Duan, war im Fort. Die große Treue, die dieser Minister gegen seinen Herrn bewiesen hatte, gab dem Mortiz-Ally den Gedanken ein, einen so gefährlichen Zeugen seines Mordes auch umzubringen. Der Befehl zur Mordthat war bereits gegeben, als einige der vornehmsten Befehlshaber dem Mortiz-Ally die Nothwendigkeit vorstellten, das Leben eines Mannes zu schonen, von dem er allein die Kenntnisse der Angelegenheiten des Carnatick's erhalten könnte, die zu seinem künftigen Betragen nöthig wäre, so bald er Nabob seyn würde. Diese Vorstellungen wurden durch die Ehrfurcht für den Charakter des Meer-assud veranlaßt, dessen Tugenden ihn in diesem gefahrvollen Augenblicke von dem Tode retteten.

Die Thore des Forts von Velore wurden in dieser Nacht des Schreckens genau bewacht, und nur diejenigen allein, die dazu besonders Erlaubniß erhielten, durften den folgenden Tag aus- und eingehn. Die Nachricht von Subder-Allys Tode wurde ins Lager von Velore durch Personen gebracht, die Mortiz-Ally selbst dahin geschickt hatte. Sie stellten die Sache

Das Fest kam heran, an welchem die Muhamedaner von Indostan die größte Andacht bezeigen; alle Hofleute des Nabobs baten um Erlaubniß, sich einige Tage zu entfernen, um es mit ihren Familien zu feyern. Dem indischen Gebrauche zuwider, erlaubte der Nabob seiner Leibwache und seinem ganzen Gefolge, ihn zu verlassen. Er behielt nur vier Personen bey sich, und argwöhnte so wenig die Gefahr, die über ihm schwebte, daß er sogar verlangte, einige Offiziere und Bediente des Mortiz-Ally möchten ihn während dieser Zeit bedienen. Mortiz-Ally war entschlossen, diese vortrefliche Gelegenheit nicht zu verlieren, sein Vorhaben auszuführen. Den nächstfolgenden Tag, nachdem ihn seine Leute verlassen hatten, wurden seine Speisen vergiftet. Kaum hatte der Nabob seine Mahlzeit geendigt, als er sehr krank wurde, und obgleich die Stärke seiner Gesundheit und schleunige Hülfe den tödtlichen Wirkungen des Gifts Einhalt that, so blieb er doch sehr geschwächt. Selbst dieser Vorfall brachte ihm keinen Argwohn bey, da die Anhänger des Mortiz-Ally, die um ihn waren, ihn überredeten, daß die Ursache dieses Zufalls eine Gallenkrankheit wäre, die in Indien sehr gemein ist. Mortiz-Ally wußte, daß er keine Zeit zu verlieren hatte; er schlug daher einigen seiner Vertrautesten vor, den Nabob ohne weitere Umstände zu ermorden. Man versichert, daß Alle diesen grausamen Auftrag ausschlugen, einer ausgenommen, dessen Weib Subder-Ally ehemals verführt hatte. Dieser Mann, ein Pitane, nahm einige abyssinischen Sklaven zu sich und führte sie um Mitternacht in des Nabobs Schlafzimmer,

dischen Kriegen, daß große Corps selbst auf dem Schlachtfelde zum Feinde übergehn. Die Armee bey Velore vergaß ihren Zorn gegen Mortiz-Ally, da die Vorschläge seiner Abgeordneten annehmenswerth schienen. Die nunmehrins Lager zurückgekehrten Befehlshaber wurden durch Geschenke auf seine Seite gebracht; die Rechnungen wurden abgeschlossen, die Zahlungstermine bestimmt, und alle, sowohl Offiziers als Soldaten, erkannten den Mortiz-Ally als Nabob vom Carnatick. Im November hielt er seinen glänzenden Einzug in der Stadt Arcot, und wurde auch hier, so wie im ganzen Lande, als Nabob ausgerufen.

Kaum hatte man sich von der ersten Bestürzung nach dieser schleunigen Revolution erholt, als viele der vornehmsten Personen im Carnatick ihren Abscheu dagegen bezeigten, und sich deshalb an Morari-row, den marattischen Gouverneur von Tritchinapoly wandten, der auch nicht zögerte sich öffentlich wider ihn zu erklären. Man bat die Engländer in Madras, den Sohn und die Familie des Subder-Ally nebst seinen zurückgelassenen Schätzen zu beschützen, wenn gleich Mortiz-Ally drohen sollte. Er kam auch bald mit seinen Foderungen, fand aber zu seiner Kränkung, daß dieser Raub außerhalb den Gränzen seiner Macht war. Einige Befehlshaber des Heers, die von Subder-Allys Familie gewonnen waren, unternahmen es, einen allgemeinen Aufruhr zu bewirken. Auf einmal verlangte die Armee sogleich den ganzen rückständigen Sold, der ihnen bey Velore bewilligt worden in Terminen zu empfangen. Der Palast wurde von ihnen umringt, und ihre Foderung mit Drohungen begleitet.

als ein Unglück vor, an welchem ihr Herr keinen Antheil hätte; daß einige vornehme Offiziers diese That verübt, da sie der Nabob mit Schmachreden überhäuft, und einen sogar geschlagen hätte. Allein die allgemeine Meynung von Mortiz-Ally Charakter war so gegründet, daß die Soldaten sogleich zu ihren Waffen liefen, und im Tumult ausriefen, ihr Nabob sey von dem Gouverneur von Velore ermordet worden. Die Befehlshaber des Heers waren abwesend, um das Fest zu feyern, und die Truppen also ihrer eignen Führung überlassen. In ihrem ersten Zorn drohten sie unverzüglich das Fort zu stürmen, und alles darin niederzuhauen; da sie aber dessen Stärke überlegten, so kamen sie überein, erst die Rückkehr ihrer Befehlshaber zu erwarten. Die Anhänger des Mortiz-Ally bedienten sich dieser kostbaren Zeit, und erinnerten sie an den großen rückständigen Sold, den Subder-Ally, obgleich er es sehr leicht hätte thun können, beständig verzögert hätte zu bezahlen; wobey sie versicherten, daß, wenn die Armee die Ansprüche des Mortiz-Ally auf die Nabobschaft von Arcot unterstützen würde, sie alles von ihm bezahlt erhalten sollten.

Die Heere der muhamedanischen Fürsten in Indien bestehen aus einer Anzahl abgesonderter Corps von verschiedenen Anführern commandirt, die mit ihren Schaaren in den Dienst der Fürsten treten, oder ihn auch verlassen, nachdem es ihre Vortheile verlangen. Daher ist der Grad des Vertrauens, den ein Fürst auf seine Armee haben kann, in genauem Verhältniß mit den Schätzen, die er besitzt, und mit seiner Neigung sie anzuwenden. Man sieht sehr oft in den in-

ober Befehlshaber eines Diſtricts, hatte den Titel Nabob angenommen, und unter alle Bedienten ſeines Gefolgs dieſelben Würden vertheilt, die nur an dem Hofe des Subah gefunden werden. Eines Tages ſagte Nizam-al-muluck, daß er nicht weniger denn achtzehn Nabobs vom Carnatick geſehn hätte, obgleich er immer geglaubt habe, daß ſich nur einer hier befände. Er befahl darauf ſeiner Leibwache, jedermann zu geißeln, der ſich künftig unterſtehen würde, in ſeiner Gegenwart den Titel eines Nabobs anzunehmen.

Der junge Sohn des Subder-Ally wurde auch herbey geführt, um dem Subah zu huldigen, der ihn nicht wieder nach Vandiwaſch zurückkehren laſſen wollte, ſondern ihn einigen ſeiner eigenen Höfleute übergab, mit Befehl, ihn ehrfurchtsvoll zu behandeln. Er ernannte ſodann Coja Abdulla, Befehlshaber ſeines Heers, zum Nabob von Arcot und allen dazu gehörigen Ländern; auch ſchickte er an den Gouverneur von Tritchinapoly, Morari-row, und ließ ihn auffodern, die Stadt zu übergeben. Da er fand, daß der Maratte dem Befehl nicht gehorchen wollte, ſo brach er mit ſeiner ganzen Macht auf und umringte den Ort. Anſtatt der Feindſeligkeiten aber wurden Geſchenke und Verſprechungen angewandt, die auch den erwarteten Erfolg hatten. Im Monat Auguſt verließ Morari-row Tritchinapoly und zog mit allen ſeinen Marratten ab.

Nachdem Nizam-al-muluck die Angelegenheiten 1744
dieſer Provinz ohne Schwertſtreich zu Stande gebracht hatte, ging er nach Golconda zurück. Coja Abdulla führte das Heer nach Hauſe, da er einem Vertrauten

Mortiz-Ally hatte nicht den Muth, diesen Sturm auszuhalten, sondern beschloß, sich durch die Flucht zu retten. Weiber von Stande in Indostan erscheinen nie öffentlich, auf Reisen sitzen sie in bedeckten Wagen, die selbst in verdachtvollen Zeiten sehr selten angehalten und durchsucht werden. Er legte daher weibliche Kleidung an, verließ Arcot in der Nacht in einem bedeckten Palankin, von andern Weibern begleitet, und so kam er glücklich nach Velore.

Sobald seine Flucht ruchtbar wurde, rief die Armee sofort den Seid-Mahomet, Sohn des Subder-Ally, zum Nabob aus. Dieser war ein kleines Kind, und befand sich mit seiner Mutter in Madras, wurde aber nunmehr aus diesem Schutzorte genommen und nach dem Fort Vandiwasch gebracht. Die Regierung des Landes wurde einem neu erwählten Duan aufgetragen.

1743. Diese Revolution im Carnatick geschah zu einer Zeit, da Nizam-al-muluck nichts weiter von dem Hofe zu Delhi zu befürchten hatte; sein Sohn Ghazi-Odin war vielmehr zum obersten Feldherrn aller mogulschen Heere ernannt worden. Er nahm sich daher vor, den Carnatick zu bereisen, verließ Golconda im Anfange des Jahrs 1743, und traf im folgenden März in Arcot ein. Sein ihn begleitendes Heer bestand aus 80,000 Mann Cavallerie und 200,000 Mann Infanterie. Diese große Anzahl und der furchtbare Name ihres Anführers hielt alle Fürsten, durch deren Gebiet der Zug ging, vom Widerstand ab, so daß man ruhig die Provinz Arcot erreichte. Nizam-al-muluck war über die hier herrschende Anarchie ganz erstaunt. Ein jeder Commendant eines Forts,

hatte er den Titel als Khan, der so viel als Heerführer bedeutet. Dieser Titel scheint sich mit der priesterlichen Würde gar nicht zu vertragen; allein jedermann, der in Indostan zum Adel gehört, bekommt einen militärischen Grad, welcher vorausseżt, daß man eine bestimmte Anzahl Reiter zum Dienst des Kaisers halten soll, obgleich selten darauf bestanden wird. Mit diesen Vorzügen geehrt, ging Anawar nach Gopeemahoo, und endigte hier seine Tage.

Sein Sohn Anwar-odean kam nach Hofe mit Empfehlungsschreiben von seinem Vater, und erhielt den nämlichen Titel, den dieser gehabt hatte. Nachher wurde er Befehlshaber von 500 Reitern, und Gouverneur des Distrikts von Goora-Gehanabad. Unglücksfälle, vielleicht auch unvorsichtiges Betragen, verhinderten ihn, die gewöhnlichen Abgaben seines Gouvernements zu entrichten, daher er es heimlich verließ und nach Amedabad ging. Hier gab ihm Gazi-odin Khan, der Subah der südlichen Provinzen, einen ansehnlichen Posten in der Stadt Surat; während der Zeit seine Freunde in Delhi, um Nachforschungen zu verhindern, seinen Tod ausprengten. Gazi-odin Khan starb, und Nizam-al-muluck, sein Sohn, folgte ihm in der Subahschaft; dieser ernannte den Anwar-odean zum Nabob von Yalore und Rajamundrum, welche Länder er von 1725 bis 1741 regierte. Als Nizam-al-muluck den vorgedachten Zug im Carnatick machte, übertrug er ihm einen der vornehmsten Posten in Golconda, und wenig Tage nach dem Tode des Coja-Abdulla, erhielt er das erledigte Gouvernement vom Carnatick. Nizam-al-muluck

in seiner Abwesenheit die Regierung von Arcot übertragen hatte. Erst im März des künftigen Jahrs machte er Anstalten zur Rückkehr. Den Tag vor der bestimmten Abreise nahm er vom Suboh öffentlich Abschied, der ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufte; am folgenden Morgen aber fand man ihn todt im Bette. Sein Körper zeigte alle Kennzeichen des Gifts; da jedoch die Hand, von der es kam, nie entdeckt werden konnte, so wurde die That demjenigen zugeschrieben, der durch diesen Tod die größten Vortheile erhielt, und sein Nachfolger im Carnatick wurde. Dies war Anwar-odean, der im April in Arcot anlangte.

Die Einführung dieses Fremden war die Quelle vieler denkwürdiger Begebenheiten, die man hier erzählen, und der Nachwelt überliefern wird. Da indessen von dem Ursprung dieses Mannes und von seinem Leben, ehe er Nabob wurde, so viele und so falsche Nachrichten verbreitet worden, so ist es nöthig, hier unparteyisch seine Geschichte zu entwerfen.

Anawar, der Vater von Anwar-odean, war ein Mann von großer Gelehrsamkeit, und vorzüglich wegen der Auslegung des Korans berühmt. Er machte die Wallfahrt nach Mecca, ohne welcher es unter den Muhamedanern schwer ist, den Ruf eines andächtigen Muselmannes zu erhalten. Nach seiner Zurückkunft ernannte ihn Aurengzeb zu einem der Priester, deren Bestimmung ist, für die Gesundheit und das Glück des Monarchen täglich zu beten. Diese Bedienung war mit einer Pension und mit dem Range eines Befehlshabers von 250 Reitern verknüpft; dabey

aufbewahrt, um den Mangel des Regens in den trokkenen Jahrszeiten zu ersetzen. Zu diesem Endzwecke hat man ungeheure Wasserbehälter angelegt, deren Bauart nicht allein, sondern selbst deren Ausbesserung bey Ueberschwemmungen Kosten erfodern, welche die Kräfte des Landmanns weit übersteigen. Wenn daher der Geiz des Fürsten seine Hand von der Erhaltung dieser Fruchtbarkeitsquellen abzieht, und er dennoch durchaus die gewöhnlichen Einkünfte verlangt, so drückt der geplagte Pachter den gemeinen Landmann, und das Elend des Volks wird vollkommen. Die Taxensammler üben demungeachtet ihre Erpressungen zur Zeit der Dürre aus, von welcher der grausame Geiz des Fürsten die vornehmste Ursache gewesen ist.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Provinz, die so lange unter der Familie des Sadatulla einer milden Administration genossen hatte, höchst ungern die Ankunft eines Fremden sah, der den Carnatick regieren sollte. Der Sohn des Subder-Ally war der einzige, den die ganze Provinz zu ihrem Fürsten wünschte.

Diese Zuneigung, und die Gefahr, das Volk auf einmal zu sehr vor den Kopf zu stoßen, veranlaßte daß Nizam-al-muluck vorgab, daß er die Nabobschaft von Arcot diesem Kinde geben wollte, sobald er das männliche Alter erreicht haben würde. Zu gleicher Zeit erhielt Anwar-odean volle Gewalt, den Carnatick in diesen Zwischenraume zu regieren, und der junge Prinz wurde seiner Sorgfalt übertragen. Von der großen Unschicklichkeit, einen so delicaten Auftrag dem

bezeigen. Die bekannte Wildheit ihrer Gemüthsart, macht es gefährlich, sie zu bestrafen, selbst wenn sie es verdienen. Der Geist der Rache hat sie mit dem Meuchelmord vertraut gemacht, daher sie auch sehr oft hierzu ihre Zuflucht nehmen, wenn ihre geringe Anzahl sie unfähig macht, sich öffentlich zu rächen. Die Pitanen also, die dem Subder-Ally gedient hatten, kamen täglich zu seinem Sohn, und verlangten mit großem Geschrey ihren Sold.

Im Monat Juny wurde in dem Fort von Arcot das Vermählungsfest eines Verwandten des Subder-Ally gefeyert. Der junge Prinz, als das Haupt der Familie, wurde eingeladen bey der Ceremonie zu präsidiren. Man lud gleichfalls alle andre Verwandten ein, unter welchen mehrere Gouverneurs vom Carnatick waren; auch war Mortiz-Ally dabey. Man hatte dem Seid-Mahomed beygebracht, den Haß zu verbergen, den er natürlich bey dem Anblick des Mörders seines Vaters fühlen mußte, der hier in der Liste seiner Freunde, und als ein eingeladener Gast erschien. So sind die Sitten eines indischen Hofes. Man glaubte, daß Mortiz-Ally seine Person bey dem Anfange einer neuen Administration nicht außerhalb Belore wagen würde; aber gegen diese Erwartung kam er nach Arcot, und stellte sich dem jungen Prinzen als ein Hochzeitgast dar. Er wurde mit vieler Achtung von dem regierenden Nabob behandelt, der auch dem Feste beywohnte.

An dem Vermählungstage traten zwölf Pitanen vor den jungen Prinzen, und verlangten ihren rückständigen Sold auf eine weit frechere Weise, als sie

Manne selbst zu geben, der die größten Vortheile davon haben mußte, wenn er ihn nicht getreu erfüllte, kann man argwohnen, daß Nizam-al-muluck in dieser ganzen Sache versteckt zu Werke ging. Die allgemeine Freude, mit welcher das Kind bey der Ankunft in der Provinz empfangen wurde, verdunkelte alle Huldigung, die man der obersten Gewalt seines Vormunds leistete. Man kann vermuthen, daß der Interims-Nabab nicht ohne Eifersucht diese Freudensbezeugungen wahrnahm. Indessen bezeigte er keine Unzufriedenheit bey seiner Behandlung des jungen Prinzen; im Gegentheil ließ er ihn mit einer seiner Geburt angemessenen Pracht leben, und wies ihm den Palast in dem Fort von Arcot zu seiner Residenz an. Hier lebte der junge Seid-Mahomed einige Zeit ohne weitere Unruhe, als diejenige, die ihm die Klagen einer Schaar pitanischer Soldaten verursachten, die seinem Vater gedient hatten, und einen ansehnlichen rückständigen Sold verlangten.

Die Pitanen, deren Land in dem nördlichsten Theile des Reichs liegt, sind die bravsten von den muhamedanischen Soldaten in Indostan. Da sie ihre Superiorität kennen, und sich auf die National-Verbindung verlassen, die unter ihnen herrscht, so zerstreut sie auch in dem Dienst verschiedener Fürsten sind, so hat dieses bey ihnen eine Insolenz und Kühnheit in den Sitten erzeugt, wodurch sie sowohl, als durch ihre Physiognomie, sich von allen andern Menschen im Reiche auszeichnen; sie erweisen selbst den Fürsten, denen sie dienen, bey weitem nicht die Ehrfurcht, die alle andre Unterthanen den Beherrschern Indostans

bezeigen. Die bekannte Wildheit ihrer Gemüthsart, macht es gefährlich, sie zu bestrafen, selbst wenn sie es verdienen. Der Geist der Rache hat sie mit dem Meuchelmord vertraut gemacht, daher sie auch sehr oft hierzu ihre Zuflucht nehmen, wenn ihre geringe Anzahl sie unfähig macht, sich öffentlich zu rächen. Die Pitanen also, die dem Subder-Ally gedient hatten, kamen täglich zu seinem Sohn, und verlangten mit großem Geschrey ihren Sold.

Im Monat Juny wurde in dem Fort von Arcot das Vermählungsfest eines Verwandten des Subder-Ally gefeyert. Der junge Prinz, als das Haupt der Familie, wurde eingeladen bey der Ceremonie zu präsidiren. Man lud gleichfalls alle andre Verwandten ein, unter welchen mehrere Gouverneurs vom Carnatick waren; auch war Mortiz-Ally dabey. Man hatte dem Seid-Mahomed beygebracht, den Haß zu verbergen, den er natürlich bey dem Anblick des Mörders seines Vaters fühlen mußte, der hier in der Liste seiner Freunde, und als ein eingeladener Gast erschien. So sind die Sitten eines indischen Hofes. Man glaubte, daß Mortiz-Ally seine Person bey dem Anfange einer neuen Administration nicht außerhalb Velore wagen würde; aber gegen diese Erwartung kam er nach Arcot, und stellte sich dem jungen Prinzen als ein Hochzeitgast dar. Er wurde mit vieler Achtung von dem regierenden Nabob behandelt, der auch dem Feste beywohnte.

An dem Vermählungstage traten zwölf Pitanen vor den jungen Prinzen, und verlangten ihren rückständigen Sold auf eine weit frechere Weise, als sie

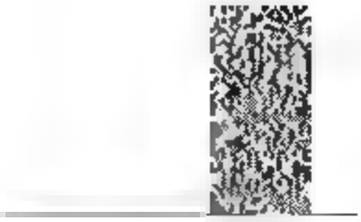
bisher gezeigt hatten. Man rechnet es hier für die höchste Beleidigung, die einem Soldaten wiederfahren kann, wenn man ihm mit Verachtung befiehlt sich weg zu begeben; wird hiebey Gewalt gebraucht, ihn zu entfernen, so rächt er es gewöhnlich auf der Stelle mit Blut. Diese Betrachtungen waren nicht hinreichend, dem Eifer von Seid-Mahomeds Bedienten Einhalt zu thun, die über diese Beleidigung erbittert waren. Da sie fanden, daß Vorstellungen nichts fruchteten, so packten sie die Pitanen an, und warfen sie zum Palast hinaus. Sie litten es mit weniger Widerstand, als man bey einer solchen Behandlung von so hochmüthigen Soldaten erwartet hatte. Noch denselben Tag kamen sie wieder zum Seid-Mahomed und entschuldigten ihr unanständiges Betragen. Diese Unterwürfigkeit löschte allen weitern Argwohn aus.

Seid-Mahomed, Mortiz-Ally, und die meisten Hochzeitsgäste waren versammelt, als die Nachricht gebracht wurde, daß Anwar-odean sich näherte; der junge Prinz stand von seinem Sitz auf und ging in den Vorhof des Palastes, um seinen Vormund zu empfangen. Alle andre Gäste, nebst vielen Offiziers und Soldaten begleiteten ihn. Die zwölf Pitanen nebst ihrem Anführer, die schon zweymal dagewesen waren, zeigten sich auch im Vorhofe, und beeiferten sich durch Geberden dem Seid-Mahomed große Ehrfurcht zu bezeigen. Nach diesen Ceremonien näherte sich ihr Anführer dem Prinzen mit niedergeschlagenen Augen, als wenn er wegen des Vorgefallenen nochmals um Verzeihung bitten wollte, sobald er aber ihn errei-

chen konnte, zog der Mörder einen Dolch hervor, und stieß ihn dem Prinzen ins Herz.

Tausend Schwerter und Dolche wurden in einem Augenblick gezuckt, und der Mörder auf der Stelle in Stücken gehauen. Zehn von seinen Kameraden hatten dasselbe Schicksal. Während dieser blutigen Scene langte Anwar-odean an, und bemühete sich den erschrecklichen Tumult zu stillen: er gab alle nöthigen Befehle, um die Verschwornen zu entdecken, denn das Volk war durchgehends der Meynung, daß die Pitanen zu dieser Mordthat gedungen worden wären.

Alle, die den jungen Prinzen leblos liegen sahn, erinnerten sich mit Schmerzen an den Tod seines Vaters in Velore. Man hatte schon Verdacht auf Moriz-Ally geworfen, als man hörte, daß er bey dieser allgemeinen Verwirrung sich aus dem Staube gemacht hätte; ein großer Trupp Reiter, und andre Soldaten zu seinem Gefolge gehörig, hatten ihn vor dem Thore des Forts erwartet, und so hatte er seinen Weg nach Velore genommen. Diese so schleunige Flucht ließ keinen Zweifel übrig, daß er der Urheber des Mords sey. Man hörte nun nichts als Fluchen und Verwünschungen über sein Haupt, da er, nicht zufrieden den Vater umgebracht zu haben, auch jezt den unschuldigen und vielgeliebten Seid-Mahomed ermorden mußte. Das Volk sah sich gezwungen, seine Wuth blos in Worten einzuschränken; denn die Stärke der Escorte des Moriz-Ally erfoderte einen größern Haufen Reiterey, ihn zu verfolgen, als man in der Geschwindigkeit zusammen bringen konnte, da Velore



der ebenfalls eine Revolution zum Vortheil des Seid-Mahomed fürchtete, und die Rache dieses Prinzen wegen dem Tode seines Vaters besorgen mußte, die Meuchelmörder gedungen habe, nachdem er zuvor des Schutzes von Anwar-odean versichert gewesen wäre.

Die Geheimnisse der indostanischen Prinzen sind sehr schwer zu entdecken. In Sachen von Wichtigkeit wird nie etwas schriftlich abgefaßt, außer in den zweydeutigsten Ausdrücken. Ist der Gegenstand von Bedeutung, so wird das Geheimniß einem Boten anvertraut, der gewöhnlich ein Mann von gemeinem Stande, aber voller List ist. Dieser bringt einen Empfehlungsbrief des Inhalts: daß man dem Ueberbringer in allem, was er sagt, trauen könne. Ein so unbestimmter Auftrag hat den Vortheil, daß der Vornehme, der ihn giebt, immer zurück treten und seinen Agenten Preiß geben kann. Dies geschieht auch allemal, sobald das Geheimniß entdeckt wird. Daher kann das Volk in Indien die Handlungen ihrer Beherrscher nicht anders beurtheilen, als nach Wahrscheinlichkeiten und der allgemeinen Meynung von ihren Charakteren. Die Staatsverfassung und Mängel der Regierung haben den Großen Gift und Dolch als die besten Mittel angewiesen, diejenigen aus dem Wege zu räumen, die dem Ehrgeiz anderer hinderlich sind; daher die Geschichte eines Jahrhunderts in Indien mehr Beyspiele dieser Art liefert, als man in der Hälfte der europäischen Königreiche seit Karls des Großen Zeiten findet. Diese häufigen Schandthaten verursachen, daß selbst natürliche Todesfälle sehr oft

denen zugeschrieben werden, die am meisten Vortheile daraus ziehn. Nach diesen Grundsätzen schrieben die Carnaticker den Mord Seid-Mahomeds dem Anwar-odean zu, ob sie gleich keine wirklichen Beweise davon hatten. Der Verdacht war vorzüglich auf den Umstand gegründet, daß der strafbare Mortiz-Ally es ohne Bedenken gewagt hatte, vor ihm zu erscheinen.

Anwar-odean leugnete aufs äußerste, nie eine Verbindung mit Mortiz-Ally gehabt zu haben, dem er allein den Mord zuschrieb, da es bewiesen wurde, daß die Pitanen oft bey ihm in Velore gewesen wären, und viele Geschenke von ihm erhalten hätten; Mortiz-Ally hingegen schob die Beschuldigung zurück, allein ohne Beweise beyzubringen.

Obgleich Anwar-odean seine Unterthanen von seiner Unschuld nicht überführen konnte, so glückte es ihm doch, seinen Oberherrn Nizam-al-muluck davon zu überzeugen. Dieser Subah, der nichts gern halb that, glaubte ihn unterstützen zu müssen, er ernannte ihn daher jezt zum wirklichen Nabob von Arcot, so laut auch das Volk dagegen schrie.

1741 Der Krieg brach nun zwischen Großbritannien und Frankreich aus, daher eine Escadre von englischen Kriegsschiffen in den indischen Meeren erschien. Sie bestand aus zwey Schiffen von sechzig Kanonen, einem von funfzig, und einer Fregatte von zwanzig Kanonen. Diese Schiffe segelten nicht gerade nach den englischen Besitzungen zu, sondern kreuzten in zwey Abtheilungen in den Straßen von Sunda und Malacca. Hier nahmen sie drey französische Schiffe weg, die aus China nach Europa zurücksegelten, und eins,

das von Manilla nach Pondichery wollte. Die Ladungen waren 180,000 Pf. Sterling werth. Im July erschien diese Escadre auf der Küste von Coromandel, zu einer Zeit, wo die Garnison in Pondichery nur aus 436 Europäern bestand, die Festungswerke noch nicht zu Stande gebracht waren, und man von keinen englischen Kriegsschiffen in Indien etwas wußte.

Diese Erscheinung der Engländer und die Nachricht, daß man noch mehr Verstärkung aus England erwarte, beunruhigte Dupleix, den Gouverneu von Pondichery. Er brachte den Nabob Anwar-odean dahin, die Regierung von Madras zu vermögen, daß die englischen Kriegsschiffe wider die französischen Besitzungen in Arcot keine Feindseligkeiten begingen; dabey aber versicherte der Nabob den Engländern, daß er die Franzosen dazu bringen wollte, eben diese Neutralität zu beobachten, im Fall künftig ihre Macht in Indien stärker als die englische seyn sollte. Die Regierung in Madras antwortete, daß man sehr bereit wäre, sein Verlangen zu erfüllen, in so fern es in ihrer Macht stünde, daß aber der Befehlshaber der englischen Kriegsschiffe, Commodore Barnet, unmittelbar in Diensten des Königs von Großbritannien stände, und dessen Befehle vollzöge, ohne sie erst darum zu fragen. Der Nabob erwiederte, daß alle Engländer, die nach der Küste von Coromandel kämen, ohne Ausnahme verbunden wären, seine Autorität im Carnatick zu respectiren, und daß, wenn die englische Flotte wider seine jezt gegebenen Befehle handelte, die Stadt Madras dafür büßen sollte.

nach der Schlacht nach Bengalen zur Ausbesserung führen mußte.

Den folgenden Tag hielt Peyton Kriegsrath, da man denn nicht für rathsam hielt, ein zweytes Treffen zu wagen, bis man die Schiffe ausgebessert hätte. Diesem Entschluße zu folge, segelten die Engländer nach dem Hafen Trinconomaly in der Insel Ceylon. Sie fuhren bey der französischen Escadre vorbey, welche Miene machte das Gefecht zu erneuern. Dieses war aber nichts anders als eine Maske des la Bourdonnais, um die Engländer davon abzuhalten, was er am meisten fürchtete; denn fast alle seine Schiffe hatten den größten Theil ihrer Munition verschossen, und einige derselben hatten nur noch auf vierundzwanzig Stunden Lebensmittel am Bord. Er eilte daher nach Pondichery zu kommen, wo Dupleix Gouverneur der französischen ostindischen Compagnie war, unter dessen Befehl alle Besitzungen seiner Nation in Indien standen, nur allein die Inseln Mauritius und Bourbon ausgenommen. Von diesen war la Bourdonnais Gouverneur, dem auch alle Operationen der Flotte, unabhängig von Dupleix, anvertraut waren.

Der Ruhm und die Reichthümer, die la Bourdonnais wahrscheinlich bey dieser Ausrüstung einärnten würde, erregten die Eifersucht des Dupleix. Es entstanden unter ihnen bald Uneinigkeiten, aber der patriotische Eifer des la Bourdonnais duldete nicht, daß das Interesse seiner Nation dabey aufgeopfert würde. Da er wohl einsah, daß seine Truppen nicht zu Lande mit gutem Erfolg gebraucht werden konnten,

das Schiff des Befehlshabers, das 70 Kanonen führte. Dies leztere ausgenommen, waren alle Schiffe auf mehr Kanonen gebaut, als la Bourdonnais fähig gewesen war anzuschaffen; fünf derselben hatten Schießlöcher für 50 Kanonen. Die Besatzung dieser Flotte bestand in 3300 Mann, von welchen 700 Kaffern oder Laſcars waren.

Die englische Escadre enthielt ein Schiff von 60 Kanonen, drey von 50, eins von 40, und eine Fregatte von 20 Kanonen, die aber zu klein war, um ins Treffen gebracht zu werden. Die Mannschaft war nicht halb so stark als auf der französischen Flotte, dagegen hatten die Engländer den Vortheil schwerer Kanonen, besser segelnder Schiffe, und weit geschickterer Seeleute.

la Bourdonnais, der die Stärke und Schwäche seiner Escadre kannte, hatte beschlossen, im Treffen die englischen Schiffe wo möglich zu entern. Peyton, der englische Befehlshaber, der diese Absicht wahrnahm, gewann dem Feinde den Wind ab, in welcher Lage das Entern nicht statt finden konnte. Es war erst spät nach Mittag, als das Treffen anfing, und in solcher Entfernung fortgesezt wurde, daß das Feuer des kleinen Gewehrs von den französischen Schiffen wenig Schaden thun konnte; dagegen die Kanonen der Engländer mehr Wirkung thaten. Das Gefecht endigte sich mit Anbruch der Nacht, die Engländer verloren fünfunddreyßig und die Franzosen dreihundert Mann. Eins von den französischen Schiffen von 30 Kanonen war so übel zugerichtet, daß man es sogleich

Dieses Etablissement war seit hundert Jahren das vornehmste Besitzthum der Engländer auf der Küste von Coromàndel gewesen. Es war auf einem Grund angelegt, den der Große-Mogul der ostindischen Compagnie geschenkt hatte, und erstreckte sich fünf englische Meilen längs dem Seeufer, und eine Meile landeinwärts. Die Stadt hatte drey Abtheilungen; die südliche war ungefähr vierhundert englische Ellen lang und hundert breit. Niemand als Engländer, oder andre Europäer unter ihrem Schutz wohnten in diesem Theil, der damals funfzig wohlgebaute Häuser, desgleichen eine anglicanische und eine katholische Kirche nebst der Factorey und andern der Compagnie zugehörigen Gebäuden enthielt; sie war umringt mit einer schlechten Mauer, und von vier Bastionen vertheidigt, diese aber waren sehr mangelhaft angelegt, und hatten keine Außenwerke. Dies Quartier war in Europa lange Zeit unter dem Namen Fort St. Georg bekannt gewesen, in Indien nannte man es die weiße Stadt. Nach Norden zu daranstoßend, war die andre Abtheilung, weit größer und schlechter befestigt; hierin befanden sich viele sehr gute Wohnungen, die den Armeniern und reichen indischen Kaufleuten zugehörten; dies Quartier nannte man die schwarze Stadt. Die dritte Abtheilung war eine Vorstadt, wo die Indier aller Volksklassen unter einander wohnten. Außerdem lagen vor der Stadt noch zwey große und sehr volkreiche Dörfer, die ebenfalls von Indiern bewohnt waren.

Der Handel von England nach der Küste von Coromandel, nebst dem Handel, den die Kaufleute

bis die englische Escadre entweder ruinirt, oder gezwungen wäre, die Küste von Coromandel zu verlassen, so beschloß er sie aufzusuchen, sobald seine Schiffe ausgebessert und mit einer Anzahl von schweren Kanonen versehn seyn würden.

Den 24sten Julius segelte er von Pondichery ab, und entdeckte den 6ten August die englische Escadre. Diese aber vermied ein Gefecht, da sie die Vermehrung der schweren Kanonen beym Feinde wahrnahm. Beide hatten sich einander drey Tage lang im Gesicht, bis endlich die englischen Schiffe, die besser segelten, verschwanden. La Bourdonnais ging nach Pondichery zurück, in der Meynung daß die Engländer bald wieder erscheinen würden, um seine fernern Operationen zu hemmen; da er aber durch die lezte Vermeidung eines Treffens aufgemuntert wurde, so beschloß er nun Madras zu belagern.

Die Engländer, die von diesen Zurüstungen in Pondichery hörten, verlangten nun von dem Nabob die Erfüllung seines Versprechens, nämlich die Franzosen abzuhalten, Feindseligkeiten zu Lande zu begehn. Aber sie unterließen hiebey das wirksamste Mittel zu gebrauchen, da sie dieses Anliegen um seinen Beystand nicht mit einem Geschenk an Gelde begleiteten. Diese so übel angebrachte Sparsamkeit ließ den Nabob so kalt bey ihrem Interesse, daß, obgleich er an Dupleix eben keine ausdrückliche Erlaubniß ertheilte, er doch ihren Zurüstungen keinen Einhalt that, ja nicht einmal Drohungen brauchte, um die Franzosen von dem Angriff von Madras abzuhalten.

Dieses Etablissement war seit hundert Jahren das vornehmste Besitzthum der Engländer auf der Küste von Coromändel gewesen. Es war auf einem Grund angelegt, den der Große-Mogul der ostindischen Compagnie geschenkt hatte, und erstreckte sich fünf englische Meilen längs dem Seeufer, und eine Meile landeinwärts. Die Stadt hatte drey Abtheilungen; die südliche war ungefähr vierhundert englische Ellen lang und hundert breit. Niemand als Engländer, oder andre Europäer unter ihrem Schutz wohnten in diesem Theil, der damals funfzig wohlgebaute Häuser, desgleichen eine anglicanische und eine katholische Kirche nebst der Factorey und andern der Compagnie zugehörigen Gebäuden enthielt; sie war umringt mit einer schlechten Mauer, und von vier Bastionen vertheidigt, diese aber waren sehr mangelhaft angelegt, und hatten keine Außenwerke. Dies Quartier war in Europa lange Zeit unter dem Namen Fort St. Georg bekannt gewesen, in Indien nannte man es die weiße Stadt. Nach Norden zu daranstoßend, war die andre Abtheilung, weit größer und schlechter befestigt; hierin befanden sich viele sehr gute Wohnungen, die den Armeniern und reichen indischen Kaufleuten zugehörten; dies Quartier nannte man die schwarze Stadt. Die dritte Abtheilung war eine Vorstadt, wo die Indier aller Volksklassen unter einander wohnten. Außerdem lagen vor der Stadt noch zwey große und sehr volkreiche Dörfer, die ebenfalls von Indiern bewohnt waren.

Der Handel von England nach der Küste von Coromandel, nebst dem Handel, den die Kaufleute

verschiedener Nationen von einem Theile von Indien nach dem andern führten, hatte Madras zu einem Grad von Reichthum und Ruf erhoben, daß es von allen europäischen Besitzungen in Indien nach Batavia und Goa den Rang hatte. Es lebten hier in diesem kleinen Erdraume 250,000 Menschen, der größte Theil Indier von verschiedenen Casten und Religionen; unter diesen waren drey bis vier tausend von den indischen Christen, die sich Portugiesen nennen, und vorgeben von dieser Nation abzustammen. Die englische Colonie bestand nur aus dreyhundert Mann; zweyhundert derselben machten die Besatzung aus; von dieser aber waren nicht mehr als ein paar Offiziers, die je im Kriege gewesen waren. Die übrigen Engländer, die blos zu Handlungsgeschäften erzogen worden, waren für den Kriegsdienst noch untauglicher. Indessen hing die Vertheidigung des Orts von dieser geringen Anzahl Engländer ab, da man überzeugt war, daß die übrigen Einwohner bey der Annäherung der Gefahr sogleich die Flucht ergreifen würden.

Den 18ten August erschien die französische Flotte und belagerte die Stadt, ohne ihr jedoch Schaden zu thun. Sie versuchten ein der englischen Compagnie gehöriges Schiff wegzunehmen; allein sie betrugen sich dabey so ungeschickt, daß man deutlich die Abwesenheit des la Bourdonnais wahrnehmen konnte, der damals in Pondichery krank lag.

Der Hauptendzweck, weshalb die englische Escadre nach Indien geschickt wurde, war, die Besitzungen der Engländer auf der Küste von Coromandel zu beschützen; man erwartete sie also stündlich bey

Madras zu sehn, ob man gleich hier seit sechs Wochen nichts von ihr gehört hatte. Die Bestürzung in der Stadt gränzte daher nahe an Verzweiflung, als man vernahm, daß sie nach Bengalen gesegelt wäre.

Den 3ten September langten die übrigen französischen Kriegsschiffe bey Madras an, welche die Truppen und das Belagerungsgeschütz am Bord hatten. Ein Theil der Soldaten landete, und rückte bis auf einen Kanonenschuß gegen die Stadt Dies Belagerungscorps bestand aus 1100 Europäern, 400 Kaffern, und 400 Indiern, die nach europäischer Art disciplinirt waren; 1800 Seesoldaten und Matrosen aber blieben auf den Schiffen.

La Bourdonnais, der nun selbst gegenwärtig war, richtete seinen Angriff gegen die weiße Stadt, und ließ sie aus neun Mörsern bombardiren. Das Feuer war so lebhaft und anhaltend, daß den dritten Tag zwey Engländer als Abgeordnete ins französische Lager kamen, um mit la Bourdonnais zu tractiren, der darauf bestand, daß die Stadt ihm auf Discretion übergeben werden sollte, im Weigerungsfall drohte er mit einem Generalsturm. Die Furcht vor der Rückkehr der englischen Escadre bestimmte diesen Entschluß, der durch eine Erneuerung des Bombardements bekräftigt wurde. Es kamen neue Deputirte, kehrten aber auch fruchtlos zurück, bis man endlich den 10ten September übereinkam, die Bedingungen des Siegers einzugehn. Alle Engländer wurden Kriegsgefangene, und die Stadt mußte sogleich übergeben werden, jedoch mit dem Versprechen, daß sie hernach, und zwar gegen eine erträgliche Summe, ranzionirt werden sollte.

La Bourdonnais nahm nun von der Stadt Besitz, und pflanzte die französische Flagge auf die Wälle. Von den Franzosen kam während dieser Belagerung auch nicht ein einziger Mann ums Leben, dagegen wurden fünf Engländer in der Stadt durch Bomben getödtet.

Von dieser Periode an ist es sehr interessant, die Fortschritte zu bemerken, welche die Engländer in Indostan in der Kriegskunst, und überhaupt in ihren kriegerischen Unternehmungen gemacht haben.

Man erlaubte den englischen Einwohnern, ungestört ihre Häuser zu bewohnen, aber die Magazine der ostindischen Compagnie wurden von den Franzosen in Empfang genommen. Den nämlichen Tag, da Madras überging, kam ein Bote vom Nabob Anwar-odean zu Pondichery an. Er war zu desto größerer Beschleunigung auf einem Kameel abgefertigt worden, um Dupleix einen Brief zu überbringen, worin der Nabob sein Erstaunen über die Kühnheit der Franzosen zeigte, Madras ohne seine Erlaubniß anzugreifen, wobey er drohete, seine Truppen dahin zu schicken, wenn die Belagerung nicht sogleich aufgehoben würde. Dupleix sandte seinem Agenten in Arcot Befehle zu, den Nabob zu beruhigen, mit dem Versprechen, daß man die Stadt, wenn sie eingenommen würde, ihm überliefern wolle; da denn die Engländer sehr willig seyn würden, ihm für die Rückgabe eine große Summe Geldes zu bezahlen. Hiedurch gab Dupleix zuerst zu erkennen, daß er glaubte, das Recht, über Madras zu schalten, käme ihm als General-Gouverneur der französischen Besitzungen in Indien zu.

la Bourdonnais aber, der diese Autorität nicht anerkennen wollte, fuhr fort seinem Versprechen gemäß mit den Engländern wegen der Ranzion der Stadt zu tractiren. Gegen diesen Tractat protestirte die Regierung von Pondichery als gegen eine Maaßregel, die dem Interesse ihrer Nation höchst schädlich sey, das durchaus verlangte, daß Madras dem Erdboden gleich gemacht würde. Es entstanden hieraus Streitigkeiten, die glücklicherweise für die englischen Angelegenheiten vielen Uebeln vorbeugten, die wahrscheinlich die Engländer hätten befallen müssen, wenn die Feinde einig gewesen wären. Denn den 27sten September langten drey Kriegsschiffe in Pondichery an, eins von 72, die andern von 40 Kanonen, mit 1360 Mann besezt. Vermittelst dieser Verstärkung waren die Franzosen stark genug, alle übrigen englischen Besitzungen in Indostan zu erobern. Dieses war auch die Bestimmung und Absicht des la Bourdonnais, und er würde auch diesen Entwurf ausgeführt haben, wenn alle seine Operationen nicht durch Dupleix und den Rath in Pondichery gehemmt worden wären.

Inzwischen wurde die Beute aus Madras nach Pondichery geschickt. Dupleix wollte durchaus von der Ranzion nichts hören, und la Bourdonnais war entschlossen, nicht eher Madras zu verlassen, bis dieser Gouverneur den Tractat genehmigt hätte. Seine Erfahrung im Seewesen ließ ihn jedoch völlig die Gefahr voraus sehn, welcher seine Schiffe ausgesezt waren, wenn sie in dieser kritischen Jahreszeit länger auf der Küste von Coromandel blieben.

In Indien ist das Jahr in zwey Jahrszeiten abgetheilt. Vom October bis zum März wehen die Nordwinde, und die übrigen Monate die Südwinde. Diese Jahrszeiten werden von den Seeleuten Monsuns genannt. Der Uebergang von einer zur andern geschieht vermittelst einer Zwischenzeit von ungefähr zwanzig Tagen, während welchen Windstille, oder unbedeutende und ungewisse Winde herrschen. Auf der Küste von Coromandel fängt die nordische Monsun bisweilen mit einem Orkan an; ist der Anfang aber gemäßigt, so fällt das stürmische Wetter zu verschiedenen Zeiten ein, bis zur Mitte des Decembers; daher hält man es für gefährlich, daß Schiffe auf der Küste nach dem 15ten October bleiben, oder vor dem 20sten December hier wieder zurück kommen.

Den 2ten October war das Wetter sehr schön; um Mitternacht aber entstand ein schrecklicher Sturm, der bis zum folgenden Tage dauerte. Sechs französische Schiffe, die nahe an der Küste vor Anker lagen, waren bey Tagesanbruch verschwunden. Das 70 Kanonen Schiff verlor alle Masten; ein gleiches Schicksal hatten drey andre Kriegsschiffe. Das Wasser drang mit solcher Gewalt hinein, daß die Besatzungen alle Augenblick unterzugehen befürchteten, sie hatten daher alle Kanonen des untern Raums über Bord geworfen. Zwanzig andre Schiffe, die verschiedenen Nationen gehörten, scheiterten entweder an der Küste, oder wurden in den Wellen begraben.

Die beiden mit Beute von Madras beladenen Schiffe lagen in dieser Zeit bey Pondichery vor Anker, wo sie von dem Sturm nichts gewahr wurden.

Es ist hiebey zu bemerken, daß die Wuth dieser Orkane sich mehrentheils 60 bis 70 englische Meilen weit erstreckt, nachher aber werden sie gemäßigt, wenn sie über den bengalischen Meerbusen streifen.

Der Ranzions-Tractat war den Tag vor dem Sturm in Ordnung gebracht worden. Man war übereingekommen, daß die Franzosen den 4ten October die Stadt räumen sollten. Nach einem der Artikel, wurde die in der Stadt zurückgebliebene Artillerie und Munition zwischen den Franzosen und Engländern getheilt. Dupleix hatte den la Bourdonnais wissen lassen, daß er sich von allen Verhandlungen mit den Engländern gänzlich losſagte, wenn die Franzosen nicht so lange im Besitz von Madras blieben, als nöthig wäre, alle den Tractat betreffende Streitigkeiten in Ordnung zu bringen. la Bourdonnais stellte daher den Engländern die Nothwendigkeit vor, zu welcher ihn die Hartnäckigkeit des Dupleix gebracht hätte, auf drey Monat den Termin zu verlängern, den er zur Ueberlieferung der Stadt angesezt hätte. Die Engländer bewilligten diesen Antrag, aus Furcht dem Haß des Dupleix überlassen zu werden.

Alle der ostindischen Compagnie gehörige Kaufmannsgüter, nebst der mitgenommenen Munition und den Seebedürfnissen, betrugen nach Angabe der Franzosen 130,000 Pf. St., das Gold und Silber wurde 31000 Pf. St. geschätzt; die Hälfte des Geschützes aber auf 24000 Pf. St. Das Privateigenthum eines jeden blieb hiebey unangetastet. Man kam nun überein, daß die Franzosen die Stadt vor Ende des folgenden Januars räumen, da denn die

Engländer den ganzen Krieg über nicht weiter von ihnen angegriffen werden sollten. Auf diese Bedingungen versprach die Regierung in Madras 1100,000 Pagoden, oder 440,000 Pf. St. zu bezahlen. Hievon sollten 240,000 in sechs Terminen erlegt werden, und zwar vor dem October 1749; für die übrigen 200,000 Pf. St. wurden Wechsel auf die ostindische Compagnie in London gezogen. Für die Erfüllung dieses Tractats gaben die Engländer Geißel.

Dupleix ernannte nun einen Gouverneur von Madras, den la Bourdonnais förmlich einsezte, und sodann nach Pondichery zurücksegelte. Er hielt sich hier aber nicht lange auf, sondern segelte den 20sten October mit sieben Schiffen wieder ab, in der Absicht nach Achin zu gehen. Er machte von dieser Escadre zwey Abtheilungen, eine aus vier Schiffen bestehend, die in gutem Stande waren, und die andre aus drey Schiffen, die bey dem Orkan sehr gelitten hatten, unter denen sich sein eigenes von 70 Kanonen befand. Da diese zweite Abtheilung überdem nun mit Stürmen und widrigen Winden zu kämpfen hatte, so war es unmöglich den bestimmten Hafen zu erreichen, daher la Bourdonnais den Lauf nach der Insel Mauritius nahm, und auch glücklich im December daselbst anlangte. Er ging bald nachher nach Frankreich, und verließ seine Insel, die er aus einer wild verwachsenen Wüste zu einer blühenden Colonie umgeschaffen, und zum Kriegsmagazin der Franzosen in Ostindien gemacht hatte.

Wie grausam dieser große Mann bey der Ankunft in seinem Vaterlande behandelt wurde, ist jedermann

waren, die Pondichery erhalten hatte. La Bourdonnais hinterließ bey ſeinem Abzuge zwölfhundert Mann diſciplinirter Truppen, außerdem wurden vierhundert und funfzig Soldaten aus den lezt in Indien angekommenen Schiffen genommen, desgleichen mußten neunhundert Matroſen ihre Schiffe verlaſſen, um zu Landſoldaten gemodelt zu werden. Durch dieſe Maaßregeln ſtieg das Corps der franzöſiſchen Truppen in Pondichery bis auf 3000 Europäer.

Der Nabob Anwar-odean wurde bald gewahr, daß die Verſprechung des Dupleix, ihm Madras zu überliefern, nichts als ein politiſcher Fechterſtreich geweſen war, um ihn abzuhalten, den Engländern während der Belagerung dieſer Stadt beyzuſtehn. Er beſchloß daher, dieſe Beleidigung zu rächen, und das von den Franzoſen beſezte Madras ſelbſt zu belagern, da er keinen Augenblick zweifelte, es den Franzoſen eben ſo leicht abzunehmen, als dieſe es von den Engländern genommen hatten. Dieſe Vorſtellung hatte ihren Grund in ſeiner gänzlichen Unkunde der Kriegsfähigkeiten der Europäer, da dieſe noch nie hier entwickelt worden waren; im Gegentheil hatten alle europäiſche Nationen bisher immer Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen die mogulſche Regierung bewieſen. Er bildete ſich daher ein, daß dieſes unterwürfige Betragen aus Furcht vor der größern Tapferkeit der Mohren veranlaßt würde.

Das nach Madras unter Anführung ſeines älteſten Sohnes Maphuze-Khan abgeſandte Heer beſtand aus 10,000 Mann, mit welchem die Stadt umringt wurde. Man ſchickte zwey Deputirten her-

aus, um mit ihm zu tractiren, die aber zu Gefangenen gemacht wurden. Der französische Commendant hatte von Dupleix Befehl erhalten, die Feindseligkeiten so lange als möglich zu verschieben. Maphuze-Khan schrieb diese Unthätigkeit der Furcht zu, und da er Nachricht von den Angriffs-Maaßregeln einzog, deren sich la Bourdonnais bey der Belagerung des Orts bedient hatte, so beschloß er sich nachzuahmen. Man brachte große Haufen von Reißbündeln und Erde auf den Fleck zusammen, wo die Franzosen eine ihrer Mörserbatterie aufgeführt hatten. Hier wurden ihre Kanonen aufgepflanzt, die aber so alt und unbrauchbar waren, daß sie nicht ohne Gefahr losgebrannt werden konnten.

Die Belagerer wollten die schwarze Stadt stürmen, deren Mauern niedrig und die Bastionen sehr schwach waren, allein nunmehr fingen die Franzosen auch ihrer Seits zu feuern an, und trieben die Feinde fort, da sie denn sich nicht eher sezten, bis sie von den Kanonen nicht mehr erreicht werden konnten. Den folgenden Tag, als den 22sten October, marschirten die Belagerten, 460 Mann stark, mit zwey Feldstücken aus der Stadt, und griffen eine Abtheilung der feindlichen Armee an, die abgesondert campirte. Die Reiterey war sogleich in Bewegung, und rückte muthig vor, da sie nie die Wirkung von europäischem Geschütz erfahren hatte. Die Mohren träumten nicht die Möglichkeit, mit einer Kanone fünf oder sechs Schüsse in einer Minute zu thun; denn vermittelst der ungeschickten Behandlung ihrer eignen plumpen Artillerie glauben sie alles zu thun, wenn sie einmal

in einer Viertelstunde feuern. Die Franzosen hatten ihre beiden Feldstücke hinter ihre Linie verborgen, bis die mohrische Cavallerie nahe genug war, um die ganze Wirkung davon zu empfinden. Nun öffnete sich die Linie, und das Feuer der Kanonen brachte sie sogleich in Unordnung. Sie versuchten zwar Stand zu halten, in der Hoffnung daß das Feuer aufhören würde; da es aber lebhaft fortdauerte, rettete sich alles mit der Flucht. Die Zelter und die Bagage fielen den Franzosen in die Hände, desgleichen zwey Kanonen, die aber so unbrauchbar waren, daß man sie in einen Brunnen warf. Kein einziger Europäer kam bey diesem Angriff um, dagegen wurden 70 Mohren getödtet.

Maphuze-Khan zog sogleich nach dieser Niederlage seine Truppen zusammen, und lagerte sich zwey Meilen von der Stadt; da er aber hörte, daß die Franzosen aus Pondichery Verstärkung erwarteten, so verließ er sein Lager den folgenden Tag, und nahm von St. Thomas Besitz, einer vier Meilen von Madras gelegenen Stadt.

Dieser Ort gehörte ehemals den Portugiesen, und war zur Zeit ihrer glorreichen Tage in Indien wegen der Pracht und dem Reichthum seiner Einwohner berühmt, ist aber jezt sehr unbedeutend, obgleich ein portugiesischer Bischof hier seinen Sitz hat. Die Stadt ist gar nicht befestigt; einige Ruinen von einer Mauer umgeben sie, und nahe bey derselben ist ein kleiner Fluß, der sich ins Meer ergießt. An dem Ufer dieses Flusses lagerte sich Maphuze-Khan mit allen seinen Truppen, um den Franzosen, wenn sie wieder erscheinen sollten, den Uebergang streitig zu

machen. Diese fanden sich auch bey Tagesanbruch ein. Man war übereingekommen, daß 400 Mann aus Madras marschiren sollten, um die Mohren vorn anzugreifen, während welcher Zeit ein Corps aus Pondichery ihnen im Rücken fallen sollte; allein die Truppen aus Madras kamen nicht zu rechter Zeit an. Dennoch geschah der Angriff ohne Verzug. Man wadete durch den Fluß, und kehrte sich nicht an das mohrische Artilleriefeuer, das keinen Schaden that. So erreichten die Franzosen das Ufer, gaben eine Generalsalve, und nun stürzten sie mit ihren Bajonets über die Feinde her, die in ein solches Schrecken geriethen, daß sie in der größten Unordnung nach der Stadt flohen, wo Reiter und Fußvolk in den engen Gassen so sehr ins Gedränge kamen, daß sie ohne Widerstand von den Franzosen niedergeschossen wurden. Endlich erreichte das fliehende Heer mit großem Verlust die Ebene jenseits der Stadt. Maphuze-Khan saß auf einem Elephanten und hatte an der Seite die große Fahne des Carnaticks, war aber einer der ersten, der sich zu retten suchte. Mittlerweile langten die Truppen aus Madras an, und zwar noch zu rechter Zeit, um die feindliche Bagage plündern zu helfen, unter welcher nicht wenig Sachen von Werth waren, nebst vielen Pferden, Ochsen und Kameelen. Diese Niederlage sezte die Armee des Nabobs in solche Bestürzung, daß sie nichts weiter unternahm, sondern nach Arcot zurück marschirte.

Es war jezt über hundert Jahre, seitdem die Europäer gegen die indostanschen Statthalter einen Sieg erfochten hatten. Die Erfahrung vormaliger

fruchtloser Unternehmungen, die unmilitärische Denkungsart, die allen Colonien gemein war, und eine lange Entwöhnung vom Gebrauch der Waffen, hatten den Gedanken erzeugt, daß die Mohren fürchterliche Feinde wären. Diesen Irrthum hatten die Franzosen nun auf einmal widerlegt, da sie eine ganze Armee mit ein paar hundert Mann schlugen. Ihr Anführer war ein Schweizer, Namens Paradis. Er hatte die Gunst des Dupleix durch eine heftige Feindschaft gegen la Bourdonnais erlangt, daher wurde er als die schicklichste Person angesehn, des leztern Maaßregeln entgegen zu arbeiten, und zu diesem Endzweck zum Commendanten von Madras ernannt. Zu gleicher Zeit versammelten sich die Einwohner von Pondichery, die durch die Emissarien des Dupleix geleitet wurden, und übergaben dem Conseil eine Vorstellung, worin sie die Nothwendigkeit zeigten, den Ranzionstractat zu vernichten. Das Conseil, unter dem Vorwande dem einstimmigen Verlangen der Einwohner zu willfahren, ertheilte dem Paradis die nöthigen Befehle. Dieser berief den 30sten October die Einwohner von Madras zusammen; die französische Besatzung war unter Waffen, und ein an die Engländer gerichtetes Manifest wurde öffentlich verlesen. Es enthielt folgende Erklärungen:

Der Ranzionstractat mit la Bourdonnais wurde für null und nichtig erklärt, und den Engländern anbefohlen, die Schlüssel aller Magazine ohne Ausnahme zu überliefern; alle Kaufmannsgüter, Silberzeug, Lebensmittel, Munition und Pferde wurde für das Eigenthum der französisch-ostindischen Compagnie er-

klärt; man erlaubte jedoch den Engländern, ihre Mobilien, Kleider, und den Schmuck ihrer Weiber zu behalten; dabey verlangte man aber ihr Ehrenwort, nicht feindlich gegen die Franzosen zu agiren, bis sie ausgewechselt seyn würden. Wollte jemand diesen Befehl nicht befolgen, so sollte er gefänglich eingezogen und nach Pondichery gesandt werden. Noch überdem wurde allen befohlen, die Stadt in vier Tagen zu verlassen, die sich weigern würden, dem Könige von Frankreich den Huldigungseid zu leisten, auch sollten sie sich nicht in den Bezirken von Madras aufhalten.

Diese harte Bedingungen vermehrten noch die Ungerechtigkeit, die den Bruch des Völkerrechts ohnehin auszeichnete.

Die Franzosen vollzogen ihr Manifest mit der äußersten Strenge, und nahmen den Engländern ihr Privateigenthum mit der gierigsten Raubsucht weg, die fast alle dabey ruinirt wurden. Man führte den Gouverneur und einige der vornehmsten Einwohner unter einer Bedeckung von 400 Mann nach Pondichery. Hier hatte Dupleix die Eitelkeit, unter dem Vorwand ihnen eine Ehre anzuthun, sie mit großem Pomp in die Stadt einzuführen, wo sie vor den Augen von 50,000 Zuschauern als Gefangene im Triumph geschleppt wurden. Viele der Einwohner von Madras und einige Offiziers wollten nicht das verlangte Ehrenwort geben, denn sie behaupteten, daß der Bruch des Ranzionstractats sie von dem losagte, was sie dem la Bourdonnais versprochen hätten. Um sich aber nicht übler Behandlung auszusetzen, so flüch-

teten sie bey Nachtzeit aus der Stadt, wanderten auf Seitenwegen durchs Land, und langten endlich glücklich im englischen Fort St. David an.

Hier besaß die englische ostindische Compagnie ein größeres Stück Land, als bey Madras. Man hatte es hundert Jahr zuvor von einem indischen Fürsten gekauft, und dieses erstandene Recht wurde durch den mogulschen Vicekönig bestätigt, da die Mohren den Carnatick eroberten. Das Fort lag nahe am Meere, zwölf englische Meilen von Pondichery; es war nur klein, allein besser befestigt, als irgend eins von dieser Größe in Indien. Die Stadt Cuddalore war nicht über eine Meile davon entfernt; hier wohnten die vornehmsten indischen Kaufleute und viele andre Indier, die von der Compagnie abhingen. Die Stadt war 1200 englische Ellen lang und 900 breit, und mit Mauern und Bastionen versehn. Unweit dem Fort lagen drey volkreiche Dörfer, von Indiern bewohnt, die auch noch zum englischen Boden gehörten. Dieses Etablissement war von dem zu Madras abhängig und das nächste im Rang; da aber der Ranzionstractat gebrochen war, so betrachteten die Agenten der Compagnie ihre Obern zu Madras als Gefangene der Franzosen, und übernahmen daher selbst die Hauptadministration der englischen Besitzungen auf der Küste von Coromandel

Sie fingen ihre Verwaltung damit an, daß sie den Nabob von Arcot um Hülfe wider die Franzosen baten, von welchen sie jezt täglich erwarteten angegriffen zu werden. Die Niederlage des Maphuze-Khan hatte die Mohren so sehr erbittert, daß der Nabob

sich gleich bereitwillig finden ließ, eine Armee nach dem Fort-St. David zu senden, wenn die Engländer einen Theil der dazu erfoderlichen Kosten tragen wollten. Da man diese Bedingung einging, so sezten sich des Nabobs Truppen so fort in zwey Colonnen in Bewegung; eine derselben commandirte Maphuze-Khan, und die andre sein Bruder Mahomed-Ally.

Dupleix hatte wirklich seine Augen auf das Fort St. David gerichtet, und übertrug die Expedition seinem Günstling Paradis, der deshalb von Madras abgerufen wurde. Er nahm 300 Europäer von der Besatzung mit sich, um sich erst nach Pondichery zu begeben, wobey er zugleich alle gemachte Beute mit fortbringen wollte. Maphuze-Khan, der vor Begierte brannte sich zu rächen, beschloß dieses Detaschement aufzuheben, und erwartete es mit 5000 Mann unweit Sadras, einer holländischen Colonie. Die Franzosen marschirten mit der Bagage in der Mitte, die von Coolies getragen wurde; einer Menschenklasse, die eine besondre Caste in Indien ausmacht, und keine andre Beschäftigung hat, als die Stelle von Lastthieren zu vertreten. Die mohrische Reiterey griff den Zug unaufhörlich an, zog sich bey dem Feuer der Franzosen schnell zurück, und kam immer wieder, wenn diese den Marsch fortsetzen wollten. Da man nun auf diese Weise sehr langsam vorwärts rückte, und Paradis fürchtete, daß ihn die Nacht im freyen Felde überfallen könnte, so nahm er seine Bagage vor sich, und eilte mit dem Vortrab, um Sadras zu erreichen; die übrigen Truppen ließ er zurück, mit Befehl, ihm so gut wie sie könnten zu folgen. Es ge-

lang auch mit einem Verlust von zwölf Mann, die gefangen wurden. Maphuze-Khan zeigte diese Gefangenen allenthalben als einen unleugbaren Beweis seines Sieges; eine Einbildung, die durch das Betragen des Paradis bestätigt wurde, der sich nicht eher getraute, Sadras zu verlassen, bis er eine beträchtliche Verstärkung von Pondichery erhalten hatte. Maphuze-Khan vereinigte sich nach diesem Scharmützel mit seinem Bruder, der schon im Felde stand.

Die zum Angriff von St. David bestimmten französischen Truppen versammelten sich bey Ariancopang, einem kleinen französischen Fort unweit Pondichery, die Offiziers aber widersezten sich, den Paradis als Befehlshaber anzunehmen, da ältere gegenwärtig waren; dieser Hinderniß abzuhelfen, wurde dem Obersten Bury, dem ältesten französischen Offizier in Indien, das Commando übertragen.

Die europäischen Truppen im Dienst der Colonien in Indostan bestehn nie ganz aus Eingebornen desjenigen Landes, zu welchem die Colonie gehört; im Gegentheil mehr als die Hälfte waren allemal Leute aus allen Nationen von Europa. Die christlichen Indier, die sich Portugiesen nennen, machten jederzeit einen Theil der Forts-Besatzungen aus. In Ansehung des Muths unterscheiden sich diese nicht sehr von den niedrigen indischen Casten, und kommen lange nicht den höhern Casten, oder den nordischen Mohren in Indostan gleich; jedoch weil sie die Handgriffe verstehn, mit dem Gewehr umzugehn wissen, und auf europäische Art mondirt sind, so werden sie den europäischen Truppen einverleibt. Sie tragen einen Huth, und

sich gleich bereitwillig finden ließ, eine Armee nach dem Fort-St. David zu senden, wenn die Engländer einen Theil der dazu erfoderlichen Kosten tragen wollten. Da man diese Bedingung einging, so sezten sich des Nabobs Truppen so fort in zwey Colonnen in Bewegung; eine derselben commandirte Maphuze-Khan, und die andre sein Bruder Mahomed-Ally.

Dupleix hatte wirklich seine Augen auf das Fort St. David gerichtet, und übertrug die Expedition seinem Günstling Paradis, der deshalb von Madras abgerufen wurde. Er nahm 300 Europäer von der Besatzung mit sich, um sich erst nach Pondichery zu begeben, wobey er zugleich alle gemachte Beute mit fortbringen wollte. Maphuze-Khan, der vor Begierte brannte sich zu rächen, beschloß dieses Detaschement aufzuheben, und erwartete es mit 5000 Mann unweit Sadras, einer holländischen Colonie. Die Franzosen marschirten mit der Bagage in der Mitte, die von Coolies getragen wurde; einer Menschenklasse, die eine besondre Caste in Indien ausmacht, und keine andre Beschäftigung hat, als die Stelle von Lastthieren zu vertreten. Die mohrische Reiterey griff den Zug unaufhörlich an, zog sich bey dem Feuer der Franzosen schnell zurück, und kam immer wieder, wenn diese den Marsch fortsetzen wollten. Da man nun auf diese Weise sehr langsam vorwärts rückte, und Paradis fürchtete, daß ihn die Nacht im freyen Felde überfallen könnte, so nahm er seine Bagage vor sich, und eilte mit dem Vortrab, um Sadras zu erreichen; die übrigen Truppen ließ er zurück, mit Befehl, ihm so gut wie sie könnten zu folgen. Es ge-

lang auch mit einem Verlust von zwölf Mann, die gefangen wurden. Maphuze-Khan zeigte diese Gefangenen allenthalben als einen unleugbaren Beweis seines Sieges; eine Einbildung, die durch das Betragen des Paradis bestätigt wurde, der sich nicht eher getraute, Sadras zu verlassen, bis er eine beträchtliche Verstärkung von Pondichery erhalten hatte. Maphuze-Khan vereinigte sich nach diesem Scharmützel mit seinem Bruder, der schon im Felde stand.

Die zum Angriff von St. David bestimmten französischen Truppen versammelten sich bey Ariancopang, einem kleinen französischen Fort unweit Pondichery, die Offiziers aber widersezten sich, den Paradis als Befehlshaber anzunehmen, da ältere gegenwärtig waren; dieser Hinderniß abzuhelfen, wurde dem Obersten Bury, dem ältesten französischen Offizier in Indien, das Commando übertragen.

Die europäischen Truppen im Dienst der Colonien in Indostan bestehn nie ganz aus Eingebornen desjenigen Landes, zu welchem die Colonie gehört; im Gegentheil mehr als die Hälfte waren allemal Leute aus allen Nationen von Europa. Die christlichen Indier, die sich Portugiesen nennen, machten jederzeit einen Theil der Forts-Besatzungen aus. In Ansehung des Muths unterscheiden sich diese nicht sehr von den niedrigen indischen Casten, und kommen lange nicht den höhern Casten, oder den nordischen Mohren in Indostan gleich; jedoch weil sie die Handgriffe verstehn, mit dem Gewehr umzugehn wissen, und auf europäische Art mondirt sind, so werden sie den europäischen Truppen einverleibt. Sie tragen einen Huth, und

wegen dieses Kleidungsstücks werden sie **Topassen** genannt, dahingegen die andern Indier und Mohren, die auf europäische Art geübt sind, mit dem Namen **Sepoys** bezeichnet werden; wobey sie jedoch weder ihre Kleidung, noch ihre Sitten und Gebräuche verändern. Die Sepoys sind in Compagnien und Bataillons abgetheilt, und haben Offiziers von ihrer eignen Nation. Diejenigen Indier aber, die ihre eignen Waffen haben, und sie nach ihrer gewohnten Art gebrauchen, behalten die Namen, die man ihnen in ihren Ländern giebt. Diese undisciplinirte Truppen, sie mögen mit Schwertern, Wurfspießen, Bogen und Pfeilen, Lanzen oder Feuergewehr bewaffnet seyn, werden auf der Küste von Coromandel von den Europäern mit dem Namen **Peons** bezeichnet.

Die Franzosen langten den 9ten December in der Nachbarschaft des Forts St. David an. Ihre Truppen bestanden in 700 Mann, größtentheils Europäer, worunter 50 Reiter und einige Compagnien Kaffern waren, die la Bourdonnais aus Madagascar und Afrika gezogen und disciplinirt hatte. Ihre Artillerie bestand in sechs Feldstücken und sechs Mörsern.

Die Garnison im Fort St. David war nebst den Flüchtlingen von Madras nicht stärker als 200 Europäer und 100 Topassen. Diese wurden zur Vertheidigung des Forts bestimmt, und da des Nabobs voriges Betragen das Vertrauen der Engländer auf seine Hülfe verringerte, so mietheten sie 2000 Peons, um Cuddalore zu vertheidigen, und theilten 900 Feuergewehre unter sie aus. Damals hatten die En-

länder noch nicht die Methode angenommen, Indier auf europäische Art zu discipliniren, obgleich die Franzosen ihnen dazu das Beyspiel gegeben hatten.

Dupleix hatte Nachricht erhalten, daß der Nabob nur 1500 Mann Hülfstruppen abgeschickt habe, er befahl daher, daß Bury die Stadt Cuddalore zuerst angreifen sollte. Die Franzosen, die bey ihrer Ankunft auf englischen Boden keinen andern Widerstand fanden, als einige Trupps von Peons, waren ziemlich sicher, daher sie sich in einen Garten lagerten, ihre Waffen niederlegten, keine Wachen ausstellten, und überhaupt nicht die geringste Maaßregel gegen einen Ueberfall nahmen. Die Soldaten aßen, kochten, schliefen, und liefen zerstreut umher; ein gleiches thaten die Coolies, nachdem sie die Bagage von den Kameelen und Ochsen abgeladen hatten. So war die Unordnung, als man des Nabobs Armee entdeckte, die unter dem Befehl seiner Söhne 9000 Mann stark anrückte. Jedermann lief bestürzt zu den Waffen; das Schrecken war so groß, daß sie ihre vortheilhafte Lage vergaßen. Denn da der Garten mit einer Mauer umgeben war, so waren sie für den Angriff der Cavallerie sicher, die den größten Theil des feindlichen Heers ausmachte. Sie dachten an nichts, als sich in Eil über den nahe gelegenen Fluß zu ziehn. Der Feind ließ ihnen aber hiezu die Zeit nicht, sondern griff sie muthig an. Die Franzosen sprangen in den Fluß, der nur vier Fuß tief war, und wädeten durch, viele aber warfen ihre Waffen weg, um hinüber zu schwimmen; auch die Kanonen wurden glücklich hinüber gebracht.

Die Engländer, die den Angriff aus dem Fort St. David gewahr wurden, thaten einen Ausfall, kamen aber zu spät, um den Uebergang über den Fluß zu verhindern. Die Franzosen zogen sich indessen nach Ariancopang zurück, wo sie denn fanden, daß 12 Europäer getödtet und 120 verwundet worden waren. Sie hatten alle ihre Bagage verloren, die ohne Verzug von des Nabobs Truppen geplündert wurde, so daß die Engländer bey ihrer Zurückkunft vom Verfolgen nichts als einige Kasten mit Gewehr und Munition fanden.

Dieser üble Erfolg gab Dupleix wenig Hoffnung das Fort St. David zu erobern, so lange die Engländer von den Mohren unterstützt würden, er trat daher sogleich in Unterhandlung mit dem Nabob, um ihn zu vermögen, seine Truppen zurück zu rufen; zu gleicher Zeit aber machte er auch den Entwurf, Cuddalore zu überrumpeln. Zu diesem Endzweck wurden 500 Mann den 30sten December auf Booten eingeschifft, die diesen Versuch mit anbrechendem Tage wagen sollten; allein der Wind wehete so ungestüm, da sie eben landen wollten, und die Landung war so gefährlich, daß die Boote mit Wasser angefüllt wurden, und alle wieder umkehren mußten. Dupleix ließ nach diesem neuen mißlungenen Versuche den Muth nicht sinken, sondern beschloß, da er den Nabob nicht von den Engländern abwendig machen konnte, den Krieg in seine eignen Länder bey Madras zu spielen. Diesem Entwurf gemäß fiel ein Detaschement aus Madras ins Land ein, und verbrannte und verheerte alle Dörfer, wo es hinkam. Die Einwohner

länder noch nicht die Methode angenommen, Indier auf europäische Art zu disciplíniren, obgleich die Franzosen ihnen dazu das Beyspiel gegeben hatten.

Dupleix hatte Nachricht erhalten, daß der Nabob nur 1500 Mann Hülfstruppen abgeschickt habe, er befahl daher, daß Bury die Stadt Cuddalore zuerst angreifen sollte. Die Franzosen, die bey ihrer Ankunft auf englischen Boden keinen andern Widerstand fanden, als einige Trupps von Peons, waren ziemlich sicher, daher sie sich in einen Garten lagerten, ihre Waffen niederlegten, keine Wachen ausstellten, und überhaupt nicht die geringste Maaßregel gegen einen Ueberfall nahmen. Die Soldaten aßen, kochten, schliefen, und liefen zerstreut umher; ein gleiches thaten die Coolies, nachdem sie die Bagage von den Kameelen und Ochsen abgeladen hatten. So war die Unordnung, als man des Nabobs Armee entdeckte, die unter dem Befehl seiner Söhne 9000 Mann stark anrückte. Jedermann lief bestürzt zu den Waffen; das Schrecken war so groß, daß sie ihre vortheilhafte Lage vergaßen. Denn da der Garten mit einer Mauer umgeben war, so waren sie für den Angriff der Cavallerie sicher, die den größten Theil des feindlichen Heers ausmachte. Sie dachten an nichts, als sich in Eil über den nahe gelegenen Fluß zu ziehn. Der Feind ließ ihnen aber hiezu die Zeit nicht, sondern griff sie muthig an. Die Franzosen sprangen in den Fluß, der nur vier Fuß tief war, und wädeten durch, viele aber warfen ihre Waffen weg, um hinüber zu schwimmen; auch die Kanonen wurden glücklich hinüber gebracht.

putirten nach Pondichery zurück, die man bey Madras gefangen genommen hatte. Der eine dieser Gefangenen war ein Neffe des Dupleix, und der andre ein Mitglied des Conseils in Pondichery. Sie waren seit ihrer Gefangenschaft beständig in Arcot gewesen, wo wahrscheinlich zuvor nie Europäer einen so langen Aufenthalt gemacht hatten. Die Mohren waren bisher sehr besorgt gewesen, nicht den Europäern ihr Land kennbar zu machen, und da diese auch mit dem Handel allein beschäftiget waren, so bekümmerten sie sich gar nicht um den Zustand des Landes, daher sie damals Arcot so wenig als Delhi kannten.

So verächtlich indessen Dupleix von den Engländern gegen den Nabob sprach, so fürchtete er doch sehr die Zurückkunft ihrer Escadre, und war überzeugt, daß die von Achin angekommenen Schiffe alsdann nur eine ohnmächtige Verstärkung seyn würden; sobald er daher die gewisse Hoffnung hatte, die Mohren von den Engländern abzuziehn, so befahl er den Schiffen, die Küste von Coromandel zu verlassen. Sie segelten den 8ten Februar von Pondichery ab, und gingen nach Goa. Wenig Tage nachher kam Maphuze-Khan selbst nach Pondichery, wo er mit großem Pomp empfangen wurde. Dupleix bezahlte ihm in baarem Gelde 50,000 Rupien, und machte ihm überdem ein Geschenk von europäischen Waaren und Kostbarkeiten, die an 100,000 Rupien werth waren. Hierauf wurde der Friede zwischen den Franzosen und dem Nabob geschlossen, der sofort seine Truppen zurückrief.

Ein englisches der Compagnie gehöriges Schiff, das von dem Verlust von Madras nichts wußte, er-

flohen, ohne Widerstand zu thun, und keine Truppen wären in der Nähe. Die Franzosen fanden hier eine große Menge Getreide, das sie alles in Asche verwandelten, weil sie es nicht fortbringen konnten. Sie zogen aus dieser Expedition keine Vortheile, denn die Mohren blieben beym Fort St. David gelagert, und der Nabob war noch mehr aufgebracht als jemals.

Den 9ten Januar langten vier Schiffe, die ehe- 1747.
mals zu der Escadre des la Bourdonnais gehört hatten, von Achin zu Pondichery an. Dupleix gab sogleich dem Nabob von ihrer Ankunft Nachricht, vergrößerte außerordentlich die erhaltene Verstärkung, und stellte dabey die Engländer im Fort St. David als eine Hand voll Menschen vor, die von ihren Landsleuten gänzlich verlassen wären. Die Fürsten in Indostan sowohl als ihre Unterthanen geben sich nie die Mühe, von Dingen, die außerhalb ihren Staaten vorgehn, Erkundigung einzuziehn. Die lange Abwesenheit der englischen Flotte, und die Eilfertigkeit, womit sie im vorigen September die indischen Küsten verlassen hatte, diente in den Augen der Mohren zur Bestätigung, daß die Engländer sich in einem verzweiflungsvollen Zustande befänden. Die Regierungen in Indostan haben bey ihren politischen Verhandlungen keine Begriffe von National-Ehre; sobald sie daher ihre Bundsgenossen im Unglück sehn, so gehn sie ohne Bedenken auf die andre Seite über, und machen die gegenwärtigen Vortheile zur einzigen Regel ihrer Handlungen. Der Nabob befahl also seinem Sohne Maphuze-Khan, des Dupleix Vorschläge anzuhören, zu gleicher Zeit schickte er die beiden De-

sehr reiche Prise; denn außer den Waaren hatte das Schiff 60,000 Pf. St. baares Geld am Bord. Mitlerweile ließ sich ein anderes Compagnie-Schiff bey dem Fort St. David sehn. Der Commandant des Forts sandte sogleich dem Capitain einen Brief, worin er ihm den Verlust von Madras und die Obermacht der Franzosen an der Küste von Coromandel meldete, dabey vergaß er den schlechten Zustand des Forts nicht, dem es an Soldaten und Geld fehlte. Das Schiff war wie gewöhnlich an den Gouverneur und das Conseil zu Madras adressirt; da diese Regierung nun nicht mehr vorhanden, und das Fort so sehr bedrohet war, so wollte der Schiffscapitain von keinem Beystand hören, sondern segelte nach Bengalen. Diese widrigen Zufälle schienen die Behauptung des Dupleix zu bestätigen; selbst die Engländer fingen an ihre Lage als verzweiflungsvoll zu betrachten, bis endlich den 19ten Februar das im November von Madras entronnene Schiff von Ceylon beym Fort ankam, und 60,000 Pf. St. in Silber nebst 20 Rekruten für die Garnison landete. So gering diese Soldatenverstärkung war, so wichtig war ihnen hingegen das Geld, da sich die Kasse im Fort leer befand.

Die französischen Truppen erschienen den 2ten März abermals in der Nachbarschaft des Forts St. David, allein unter der Anführung des Paradis, den Dupleix die Offiziers überredet hatte zum Befehlshaber anzunehmen. Die englische Besatzung marschirte ihnen mit drey Feldstücken und einem Trupp Reiter entgegen, um die Franzosen zu hindern, über den Fluß Pannar zu gehen. Man kanonirte einander den gan-

ben war; es wurden Boote ausgeschickt, die es in Brand steckten.

Ob sich gleich die stürmische Jahreszeit näherte, so beschloß der Admiral doch in der Nachbarschaft des Forts St. David mit der Escadre zu bleiben. Die Monsun fing an und dauerte zwar ohne Orkan fort, dennoch waren die Stürme so heftig, daß nur zwey Schiffe fähig waren hier auszuhalten, bey denen sich der Admiral in Person befand; die übrigen segelten nach der Bay von Trinconomaly in Ceylon. Hieher ging Grün auch im December, um Holz und Wasser einzunehmen, und kam im Anfang des folgenden Jahres mit der ganzen Escadre wieder zum Fort St. David zurück.

1748 Major Lawrence kam im Januar aus England an, als Befehlshaber aller der ostindischen Compagnie gehörigen Truppen. Man hatte eben Nachricht erhalten, daß Dupleix einen andern Versuch auf Cuddalore wagen wollte, worauf der Major alle Truppen zusammen zog, und sie beym Fluß Pannar campiren ließ. In diesem Lager wurde eine gefährliche Entdeckung gemacht. Der Befehlshaber der Sepoys von Tellicherry, ein Mohr, hatte den Anschlag gemacht, mit allen seinen Leuten im nächsten Treffen zu den Franzosen überzugehen. Ueberdem fand man, daß ein Indier, der ehemals Dolmetscher der Engländer in Madras gewesen war, mit Madame Dupleix einen Briefwechsel in malabarischer Sprache unterhielt, die sie verstand. Als der Gouverneur von Madras nach Pondichery gebracht wurde, begleitete ihn dieser Mann dahin, da denn Madame Dupleix Mittel fand,

gen Tag über, gegen Abend aber fanden die Franzosen doch Mittel den Fluß zu passiren, da sich denn die Engländer ins Fort zurück zogen. Ihr Verlust bestand in 12 Todten, und die Franzosen hatten 22 verloren. Den folgenden Morgen, da man eben zum Angriff des Forts die nöthigen Anstalten machte, ward man eine Anzahl sich nähernder Schiffe gewahr. Dieses war die englische Escadre, die von Bengalen kam. Kaum erblickten die Franzosen diese unerwartete Erscheinung, als sie sogleich wieder über den Fluß gingen, und mit der größten Eilfertigkeit nach Pondichery zurückmarschirten.

Die Escadre war in Bengalen durch zwey aus England gesandte Schiffe verstärkt worden, eins von 60 und das andre von 40 Kanonen, und mit ihnen war der Admiral Grün gekommen. Die englische Regierung in Bengalen schickte mit der Escadre 100 Europäer, die man ans Land sezte, sobald die Schiffe Anker geworfen hatten. Der Admiral landete selbst mit 150 Seesoldaten und 500 Matrosen, und sandte die Schiffe auf die Höhe von Pondichery, um dort zu kreuzen.

Im Monat Junius langten neue Verstärkungen an; 100 Europäer, 200 Topassen und 100 Sepoys kamen von Bombay, und 400 Sepoys von Tellicherry, einem englischen Etablissement auf der Küste von Malabar; endlich langten auch 150 Soldaten aus Europa an. Im September nahm die Escadre ihren Lauf nach Madras. Auf ihrem Wege traf sie den Neptun von 50 Kanonen an, eins von den vormals zur la Bourdonnais gehörigen Schiffen, das zurück geblie-

nähern. Grün beschloß daher erst mit einbrechender Nacht die Anker zu lichten, wenn der Landwind sich einstellen würde; mittlerweile mußten alle Seeleute sich nach ihren Schiffen verfügen, und alle übrigen Vorkehrungen wurden gemacht. Die Franzosen änderten ihren Lauf und steuerten südwärts, als ob sie nach Pondichery wollten. Nach Mitternacht sezten sich die Engländer in Bewegung, und hofften bey anbrechendem Tage den Feind zu sehn, da sie aber niemand gewahr wurden, so nahmen sie ihren Lauf nach Madras, wo sie den folgenden Tag ankamen.

Der Befehlshaber der französischen Escadre war Bouvet, Gouverneur der Insel Bourbon, ein geschickter und erfahrner See-Offizier. Er hatte schon von der Uebermacht der Engländer Nachricht erhalten, daher er seine Bewegungen im Gesicht des Forts St. David so einrichtete, daß die Engländer glauben sollten, er wollte sich den folgenden Tag mit ihnen schlagen; kaum aber war die Nacht eingetreten, als er alle Segel beysezte, und nach Madras steuerte, wo er den nächsten Morgen den 11ten Junius anlangte. Hier landete er unverzüglich 400 Soldaten und 200,000 Pf. Silber, die aus Frankreich für die Bedürfnisse von Pondichery geschickt worden waren. Da er nun hiemit die Absicht seiner Reise erfüllt hatte, so segelte er in Eil wieder nach der Insel Mauritius zurück, ehe noch die englische Escadre bey Madras anlangte.

Dupleix wollte die Entfernung der Engländer vom Fort St. David benutzen, und einen neuen Versuch machen, Cuddalore zu überrumpeln. Zu diesem Endzweck schickte er 800 Europäer und 1000 Sepoys

ihr zu gewinnen. Er versprach ihr von allem, was im Fort St. David vorfallen würde, Nachricht zu geben; ein Versprechen, das er auch bisher sehr genau erfüllt hatte. Da die augenscheinlichsten Beweise dieser Verrätherey vorhanden waren, so wurde er gehangen. Der Befehlshaber der Sepoys aber nebst noch zehn andern Offiziers seines Trupps wurden als Sklaven nach der Insel Helena gebracht, wo sie sich untereinander selbst umbrachten, um ihre Sklaverey an einem Orte zu endigen, wo sie nicht die geringste Hoffnung hatten, je ihr Vaterland wieder zu sehn.

Die vier französischen Schiffe, die im Februar 1747 von Pondichery nach Goa segelten, verließen die malabarische Küste im October und nahmen den Weg nach der Insel Mauritius. Hier stießen drey andre zu ihnen, eins von 50 und zwey von 40 Kanonen, die aus Frankreich kamen. Sie blieben im hiesigen Hafen bis zum April, und gingen sodann nach Indien, wo sie den 9ten Junius im Gesicht vom Fort St. David erschienen. Diese französische Escadre bestand nun aus sieben großen und zwey kleinen Schiffen; die Engländer hingegen hatten drey Schiffe von 60, drey von 50, drey von 40, und eins von 20 Kanonen. Alle diese Schiffe lagen vor Anker unweit dem Fort; von einigen derselben waren die Steuerruder abgenommen, und der Admiral nebst vielen Offiziers und Seesoldaten befand sich am Lande.

Der Wind war den Franzosen so günstig, daß sie gerade auf das Fort zu segeln konnten, dagegen die Lage der englischen Schiffe und der ihnen ganz widrige Wind es unmöglich machte, sich dem Feinde zu

eine Kriegs-Schaluppe von 14 Kanonen, eine Bombardier-Galiotte, ein Brander, und ein Hospitalschiff. Außer diesen der National-Marine gehörigen Schiffen waren dabey noch viel andre von der ostindischen Compagnie mit Munition und regulären Truppen beladen, welche leztern sich auf 1400 Mann beliefen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung stießen zu dieser Flotte noch sechs der Holländisch-ostindischen Compagnie gehörige Schiffe, die auch 400 Soldaten am Bord hatten. Widrige Winde hielten sie hier bis zum 5ten May auf, da man denn nach der Insel Mauritius segelte, die Boscawen seiner Instruction gemäß auf dem Wege nach der Küste von Coromandel zuerst angreifen sollte.

Die Portugiesen entdeckten im Anfange ihrer Schiffahrt nach Indien drey Inseln, die östlich von Madagascar zwischen dem 19ten und 20sten Grad der Breite lagen. Die westlichste derselben nannten sie Mascarenhas, die Franzosen aber, die sie 1675 in Besitz nahmen, gaben ihr den Namen Bourbon, unter welchem sie jezt bekannt ist. Die östliche Insel nannten die Portugiesen Diego Reys, welcher Name unverändert geblieben ist. Die dritte, zwischen beiden gelegen, wurde erst von den Portugiesen Cerne, hernach von den Holländern Mauritius, und endlich von den Franzosen, die im Anfange dieses Jahrhunderts Besitz davon nahmen, Isle de France genannt. Alle seefahrende Nationen nennen sie jedoch immer Mauritius. Die Portugiesen fanden auf diesen Inseln weder Menschen noch vierfüßige Thiere, dagegen viel

...ie einen Umweg nahmen, und
...nglische Meilen davon an-
... Nacht zur Ausfüh-

... hatte davon Nachricht er-
...el gegeben, den größten Theil
...r Kanonen nach dem Fort St.
..., weil er durch diese Verfügung die
...ben machen wollte, daß er den Ort
...r hielt. Kaum aber war es dunkel, als
400 Europäern verstärkte Garnison nebst al-
...nonen wieder nach Cuddalore zurück geschickt
...e, wobey man die nöthigen Maaßregeln nahm,
dem Feinde diesen Rückzug zu verbergen. Diese Kriegslist gelang nach Wunsch.

Um Mitternacht rückten die Franzosen mit Sturmleitern an; kaum aber hatten sie solche an die Mauern gelegt, als ein Kugelregen von allen Seiten auf sie herab fiel, besonders thaten die mit Kartätschen geladenen Kanonen eine schreckliche Wirkung. Dieser so unerwartete Widerstand verursachte unter den Stürmenden ein panisches Schrecken. Die meisten warfen ihre Waffen weg und liefen davon, ohne einen Schuß zu thun; sie hielten sich nicht eher sicher, als bis sie in der Nähe von Pondichery angelangt waren.

Dupleix fuhr indessen fort mit großer Thätigkeit Anstalten zu machen, einer englischen Flotte zu widerstehn, die man täglich mit dem Admiral Boscawen aus Europa erwartete. Diese Flotte bestand aus einem Schiffe von 74, eins von 64, zwey von 60, zwey von 50, und eins von 20 Kanonen, hiezu kam

[redacted]

Schildkröten, Papageyen, Tauben, Seevögel und eine erstaunliche Menge Fische.

Die Insel Bourbon, die 60 englische Meilen lang und 45 breit ist, hat keinen Hafen; nur Boote können auf einer Seite landen; auch hat sie keine Ebenen, denn das ganze Erdreich besteht aus einer Menge Hügel und steiler Berge, die durch schmale Thäler von einander abgesondert sind. Die Franzosen bemächtigten sich derselben 1665, und da sie den Boden fruchtbar fanden, cultivirten sie ihn mit großem Fleiß. Das Eyland erzeugt jezt Weizen und größtentheils alle Feld- und Gartenfrüchte von Europa und Indien. Der vornehmste Gegenstand aber des Landbaus und des Handels ist die Cultur des Kaffeebaums, der aus Arabien hieher verpflanzt wurde, und hier so wohl gedieh, daß die Insel jezt jährlich 2000 Tonnen Kaffeebohnen erzeugt. Die Besorgung der Felder geschieht durch die Kaffersklaven, die man aus Afrika und Madagascar hieher schleppt. Die Franzosen haben hier Stutereyen angelegt, desgleichen Bienen, Schafe, Ziegen und Schweine aufgezogen, in hinreichender Anzahl für die Bedürfnisse der Einwohner, ob sie gleich nicht zureichen die Schiffe zu versorgen. Diese Vernachläßigung aber ist aus der Leichtigkeit entstanden, womit alle diese und andre Provisionen aus Madagascar gezogen werden. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich jezt auf 4000 Seelen, worunter 1000 Mann fähig sind die Waffen zu tragen. Die Eingebornen zeichnen sich besonders durch ihre Statur, Gesundheit und Stärke aus, und sind

so wird es doch gewiß wegen Verschiedenheit des Clima sehr ausarten. In den Gebirgen hat man Eisenminen entdeckt, und da das Holz in großer Menge bey der Hand ist, so sind hier Schmieden für Kanonenkugeln und Bomben angelegt worden. Schafe, Ziegen und Bienen werden mit großer Mühe erhalten. Die Bienen sterben gewöhnlich im ersten Jahre, wenn sie herkommen; daher sie oft von Madagascar und andern Orten eingebracht werden. Die Einwohner haben sich hier sehr wenig durch Heurathen vermehrt, die mehresten sind geborne Franzosen. Ihre Kaffersklaven sterben häufig an den Blattern und andern epidemischen Krankheiten.

Die Insel Diego Reys hat in ihrer größten Ausdehnung 27 englische Meilen, und ist voller Felsen. Die Franzosen halten hier ein Detaschement Soldaten, deren Beschäftigung ist, für die Einwohner von Mauritius Schildkröten zu fangen, die hier vortreflich sind. Dies ist der einzige Gebrauch, den man von dieser Insel macht. Die Reise von hier nach Mauritius geschieht in zwey Tagen, und von diesem leztern Eylande nach Bourbon in einem Tage; dagegen erfodert es wegen der Winde beynahe einen Monat, von Bourbon nach einer von beiden Inseln zu segeln. Vom April bis zum October kann die Reise von Mauritius nach der Küste von Coromandel leicht in vier Wochen gemacht werden. Da diese Inseln so sehr außerhalb der Straße liegen, so können hier Ausrüstungen geschehen und nach Indien gesandt werden, ehe man davon das geringste erfährt; daher sollte die Wegnahme des Hafens Mauritius jederzeit die erste Operation der

Engländer beym Ausbruche eines Kriegs mit Frankreich seyn. Der Besitz von Mauritius würde wahrscheinlich die freywillige Unterwerfung von Bourbon zur Folge haben, oder doch wenigstens diese den Franzosen ganz unnütz machen.

Die englische Flotte brachte fünfundzwanzig Tage auf ihrer Reise vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Insel Mauritius zu. Es war den 23sten Junius, als sie hier anlangte. Drey von den holländischen Schiffen waren durch Sturm von der Flotte abgekommen. Man entdeckte nur zwey Landungsplätze, und diese waren mit Batterien versehn; das übrige Ufer wurde von Felsen und Brandungen vertheidigt.

Boscawen schickte eine Kriegsschaluppe zum Recognosciren aus, die sich ganz nahe an den Hafen heran wagte. Der befehlshabende Offizier berichtete nach seiner Zurückkunft, daß man aus acht am Ufer gepflanzten Batterien auf ihn gefeuert hätte, desgleichen aus den Forts am Eingange des Hafens, woselbst dreyzehn Schiffe vor Anker lägen, von welchen vier ausgerüstet wären. Es wurden nun sechs Schaluppen zum Sondiren ausgeschickt, die aber allenthalben die größten Schwierigkeiten für die großen Schiffe fanden, sich dem Lande zu nähern. Der Admiral hielt Kriegsrath, wobey außer den Seeoffiziers auch die vornehmsten Landoffiziers gegenwärtig waren. Es wurde beschlossen, daß, da man die Stärke des Feindes nicht kannte, drey bewaffnete Boote in der Nacht ausgesandt werden sollten, um, wo möglich, zu landen und einen Menschen am Ufer aufzufangen, von

dem man Kundschaft einziehen könnte. Man versuchte dieses, allein vergebens. Den folgenden Tag wurde abermals Kriegsrath gehalten, da denn die allgemeine Meynung war, daß ihre Macht zwar hinreichend sey, die Insel wegzunehmen, daß aber der Angriff Zeit kosten, die Flotte schwächen, und wahrscheinlich verhindern würde, die Belagerung von Pondichery zu unternehmen, die doch eigentlich der Hauptgegenstand ihrer Bestimmung wäre. Der Schluß war, daß man ohne Verzug nach der Küste von Coromandel segeln müßte, damit die Flotte noch vor der Veränderung der Monsun dort agiren könnte.

Die Insel wäre ohne Zweifel erobert worden, wenn es die Zeit zugelassen, und man keine wichtigern Unternehmungen vorgehabt hätte; denn die Besatzung bestand nur aus 500 Mann regulären Truppen, 200 europäischen Einwohnern, die eine Landmiliz ausmachten, 1000 zu den Schiffen gehörigen Matrosen, und 1500 Kaffersklaven, auf deren Dienste und Zuneigung aber sich die Franzosen nicht sehr verließen. Wenn es gleich der Wind in diesen Tagen unmöglich machte, gerade in den Hafen zu segeln, so hat man doch bemerkt, daß er zu gewissen Zeiten vier oder fünf mal des Monats einige Stunden lang der Einfahrt günstig ist.

Die Flotte verließ die Insel den 27sten Junius, und kam den 29sten Julius beym Fort St. David an. Hier vereinigte sich Boscawen mit der Escadre unter dem Admiral Griin, der ihm das Commando übergab, und nach Europa zurückkehrte. Diese Vereinigung bildete die größte Seemacht, die man von irgend

einer europäischen Nation noch in Asien versammelt gesehen hatte. Sie bestand aus mehr als 30 großen Schiffen, von denen das geringste von 500 Tonnen war, und dreyzehn derselben waren Linienschiffe. Die Engländer und ihre Freunde in Indien waren über diese furchtbare Macht vor Freuden außer sich, und zweifelten nicht, daß der Verlust von Madras jezt durch die Eroberung von Pondichery gerächt werden würde. Man hatte im Fort St. David schon solche Zubereitungen gemacht, daß Boscawen ohne Verzug seine Operationen anfangen konnte.

Die Armee sezte sich den 8ten August in Bewegung. Die königlichen Truppen bestanden in 1200 Mann Landsoldaten, 800 Seesoldaten, die zu den Schiffen gehörten, und 80 Artilleristen; die Truppen der Compagnie aber in 750 Mann, worunter 300 Topassen waren, und 70 Artilleristen; hiezu kamen noch 120 Europäer, welche die Holländer aus Negapatnam zur Verstärkung schickten, und auf den Schiffen befanden sich 1000 Seeleute, die in den Waffen geübt waren. In allem 3720 Europäer, 300 Topassen und 2000 Sepoys in Diensten der Compagnie, die aber damals nicht besser als die gemeinen Peons disciplinirt waren. Der Nabob Anwar-odean wurde kaum diesen Flor der Engländer gewahr, als er wieder auf ihre Seite überging, und 2000 Mann Reiterey als Hülfstruppen versprach, von denen sich aber nur 300 einfanden, da man sie nicht mehr brauchte. Das grobe Geschüz und die schwere Bagage wurde alles auf die Schiffe geladen, die voraus gingen, und zwey englische Meilen von Pondichery Anker warfen.

Die Agenten der Compagnie im Fort St. David hatten nicht die nöthigen Erkundigungen eingezogen, um des Admirals Operationen zu bestimmen; denn da sich die Armee dem Fort Arjancopang näherte, war niemand vorhanden, der eine genaue Beschreibung von dem Orte machen konnte; indessen wurde doch beschlossen, ihn wegzunehmen, ehe man weiter vorrückte. Ein abgeschickter Ingenieur, der sich doch nicht nahe genug wagte, brachte die Nachricht, daß er blos eine Verschanzung wahrgenommen habe, und ihm der Platz gar nicht fest schiene. Dieses bestätigte ein Ueberläufer, der auch anzeigte, daß die Besatzung nur aus 100 Sepoys bestände, worauf der Admiral beschloß, das Fort zu stürmen. Mit Tagesanbruch marschirten 700 Mann darauf los, fanden aber, daß die vermeynte Verschanzung nichts als ein Schutthaufen, das Fort selbst aber sehr regelmäßig befestigt war. Anstatt 100 Sepoys wurde es von 100 Europäern und 300 Sepoys vertheidigt. Die unbesorgten Engländer wurden mit einem starken Kartätschenfeuer empfangen; wollten aber dennoch nicht zurück weichen, bis 150 Mann theils getödtet, theils verwundet waren. Unter den erstern war auch der Major Goodere, der erfahrenste Offizier von den königlichen Truppen.

Dieser Unfall schlug den Muth der Engländer nicht wenig danieder, dennoch wurde beschlossen, die Hoffnung zur Einnahme des Orts nicht aufzugeben. Man ließ einen Trupp disciplinirter Matrosen mit acht schweren Kanonen von den Schiffen kommen. Die Franzosen, die den Vortheil kannten in dieser Jahres-

zeit Zeit zu gewinnen, nahmen sich vor, das Fort so lange als möglich zu vertheidigen. Es wurden auch außerhalb demselben Batterien errichtet. Die Engländer thaten ein gleiches; man verschoß von beiden Seiten viel Pulver, ohne sich einander Schaden zu thun. Sechzig Mann französische Cavallerie, von der Infanterie unterstützt, hatten die Kühnheit, sich den Verschanzungen zu nähern, wo die Matrosen postirt waren, die beym Anblick der Feinde die Flucht ergriffen und das panische Schrecken auch den regulären Truppen mittheilten. Die Franzosen verfolgten die Flüchtlinge bis zu den großen Batterien, deren Feuer sie aber bald nöthigte sich zurück zu ziehn. Major Lawrence, der sich beym Angriff in der Verschanzung befand, hielt es für schändlich zu fliehen, und wurde nebst einigen Offiziers gefangen genommen, und nach Ariancopang gebracht.

An eben diesem Tage flog ein Pulvermagazin im Fort in die Luft, wobey an 100 Mann getödtet oder verwundet wurden. Dieses Unglück sezte die übrige Besatzung in solches Schrecken, daß sie wenig Stunden nachher Feuer in die Minen legte, die sich unter den Festungswerken befanden, sie größtentheils in die Luft sprengte, und sodann eilfertig nach Pondichery marschirte. Die Ruinen wurden sogleich von den Engländern in Besitz genommen, die hier fünf Tage verweilten, und das Fort wieder ausbesserten; denn man beschloß, es besezt zu halten, damit während der Belagerung von Pondichery die Zufuhren zur Armee nicht beschwerlich gemacht werden möchten.

Die Lage von Pondichery war 70 Ellen vom Seeufer. Der Umfang der Stadt innerhalb den Mauern war etwas über eine englische Meile von Norden nach Süden, und 1100 englische Ellen von Osten nach Westen. Nach der Landseite zu war sie mit Wällen und Mauern umgeben, und von eilf Bastionen vertheidigt; zwey andre lagen am Seeufer, und alle diese Werke umzingelte ein Graben. Außerdem waren noch an der Ostseite Batterien für 100 Kanonen angelegt, um die große Landstraße zu commandiren, und innerhalb der Stadt war ein kleines Citadell. Der größte Theil des Bodens rund um Pondichery war mit einer Hecke von großen Aloebäumen, und andern dornichten dem Lande eignen Pflanzen umzäunt, die, mit einer Menge von Cocusnuß- und Palmbäumen vermischt, der Infanterie eine äußerst schwere Passage verursachten, der Cavallerie aber ganz undurchdringlich waren. Diese Hecke fing vom Seeufer an, und erstreckte sich in einen halben Zirkel sechstehalb Meilen weit. Fünf Landstraßen führten zur Stadt, und jede derselben war durch eine wohlbesezte Redoute gedeckt.

Die englische Arme brach den 26sten August von Ariancopang auf, und näherte sich der Stadt bis auf zwey Meilen. Von hieraus wurde ein Detaschement abgeschickt, eine der Straßenredouten wegzunehmen. Die Franzosen verließen sie, ohne Widerstand zu thun, obgleich sie so beschaffen war, daß die Engländer nur durch viel Blut in den Besitz derselben hätten kommen können, wenn sie vertheidigt worden wäre; zu gleicher Zeit wurden auch alle andre Straßenredou-

ten geräumt, und die Soldaten zogen sich nach der Stadt zurück.

Die Laufgräben wurden in der Nacht vom 30sten August in einer Entfernung von 1500 englischen Ellen von den Mauern eröfnet; eine Weite, die von der Unwissenheit der englischen Ingenieurs unleugbare Beweise gab. Diesen groben Fehler zu verbessern, wurde bey hellem Tage eine andre Linie 100 Ellen näher aufgeworfen. Gegen Mittag geschah ein Ausfall von 500 Franzosen und 700 Sepoys, unter Anführung des Paradis. Beide Trencheen wurden zugleich angegriffen, aber fruchtlos. Die Franzosen verloren 100 Mann und sieben Offiziers, worunter auch der Befehlshaber Paradis war. Der nachher so berühmt gewordne Clive war damals Fähndrich, und befand sich in dem vordersten Laufgraben, wo er sich durch seinen Muth sehr auszeichnete, und die ersten Proben jener kriegerischen Talente gab, die ihm in der Folge, selbst in Europa unter Deutschlands großen Feldherren, einen erhabenen Rang gegeben haben würden, wenn er Heere in unserm Welttheile commandirt hätte.

Die Arbeit in den Laufgräben ging schlecht von statten, da es den Offiziers ganz an Erfahrung dieser Art fehlte. Zwey Batterien, jede von drey Kanonen, wurden 1200 Ellen von der Stadt errichtet, um künftige Ausfälle abzuhalten. Die Bombardiergaliotte warf von der Seeseite Tag und Nacht Bomben auf die Citadelle, die Franzosen antworteten, und wußten sie so genau zu treffen, daß ihr Stern zertrümmert wurde. Dieser Unfall verursachte, daß sie sich bey

Tage zurück zog, und nur des Nachts bombardirte. Die Ausfälle dauerten fort, besonders war man aufmerksam, die Convoys zu beunruhigen, die von den Schiffen ins Lager kamen. Eines Tages wurde eine solche Convoy geschlagen, und zwey große Kanonen weggenommen. Man schickte sogleich andre Truppen ab, um sie wieder zu erobern; sie kamen aber zu spät, denn die Beute war schon in Sicherheit gebracht.

Endlich wurden die Laufgräben mit unsäglicher Mühe bis auf 800 Ellen von den Mauern aufgeführt, da man es denn wegen eines großen Morastes unmöglich fand näher vorzurücken. Das Feuer war sehr stark auf beiden Seiten. Die Engländer hatten durchgehends Kanonen von 18 bis 24 Pfund, und 35 große und kleine Mörser. Die Franzosen aber errichteten beständig neue Batterien, und arbeiteten mit solchem Fleiß, daß ihr Feuer doppelt so stark als das der Belagerer wurde. Dieser Umstand bewog den Admiral, den Kriegsschiffen zu befehlen, sich der Stadt zu nähern und sie zu beschießen. Mit Anbruch des Tages sahe man die Schiffe in einer Linie ungefähr 1000 Ellen von den Mauern liegen, weil das niedrige Wasser ihnen nicht erlaubte näher zu kommen. Die Kanonade war unaufhörlich, dem Anschein nach schrecklich, allein der Wirkung nach unbedeutend, da die Entfernung zu groß und die See in Bewegung war. Anfangs zogen die Franzosen einen großen Theil ihrer Artillerie von der Landseite weg, um damit die Schiffe zu beschießen; da sie aber gewahr wurden, daß man hier von beiden Theilen einander nicht beykommen konnte, so brachten sie ihr Geschüß wieder zurück, und

ihr Feuer auf der Landseite wurde so lebhaft als zuvor.

Die Kanonade von den Schiffen dauerte bis in die Nacht, da denn der Admiral, unwillig mehr Munition ohne alle Vortheile zu verschwenden, ihnen Befehl zuschickte sich zurück zu ziehn; der Wind, der von der Seeseite wehete, verhinderte jedoch diese Absicht. Sie konnten also nicht ihre Stationen verlassen, und fingen daher den folgenden Morgen ihre Kanonade wieder an, bis gegen Mittag sich der Wind änderte, und die Entfernung vom Ufer geschah, worauf beide Theile zu feuern aufhörten. Die Flotte hatte nur zwey Todte, einer derselben war Befehlshaber eines Kriegsschiffs. Nach dem Bericht der Franzosen hatte das große Feuer von den Schiffen in zwey Tagen keinen andern Schaden gethan, als ein altes malabarisches Weib zu tödten.

Das Feuer der Landbatterien dauerte drey Tage länger, jedoch ohne große Wirkung. Das Lager war voller Kranken, und das böse Wetter war früher als gewöhnlich eingefallen. Es wurde daher den 30sten September Kriegsrath gehalten, da man denn in Erwägung zog, daß der Regen, der gewöhnlich das ganze Land überschwemmt, in kurzem die Fortschaffung der Kanonen und der schweren Bagage unmöglich machen würde, und daß auch die Schiffe durch die anhaltenden Stürme wieder von der Küste weg getrieben werden dürften; in dieser Rücksicht wurde einmüthig die schleunige Aufhebung der Belagerung beschlossen.

Man brachte fünf Tage zu, die Batterien zu zerstören, und die Kanonen, Bagage und Matrosen einzuschiffen. Den 6ten October zogen sich die Truppen nach dem Fort St. David zurück, und zwar mit vieler Mühe, weil die Wege durch den Regen schon überaus schlimm geworden waren. Bey Ariancopang machten sie Halt, um das Fort in die Luft zu sprengen. Die Belagerung hatte den Engländern, mit Inbegriff der durch Krankheit aufgeriebenen, 799 Soldaten und 265 Seeleute gekostet, zusammen 1064 Europäer; sehr wenig Sepoys waren dabey umgekommen, theils weil man sich ihrer blos zur Bewachung des Lagers bedient hatte, theils auch weil sie bey Annäherung der Gefahr immer davon liefen. Die französische Besatzung bestand aus 1800 Europäern, und 3000 Sepoys; ihr Verlust war 200 von den erstern, und 50 von den leztern.

Verschiedene Ursachen vereinigten sich, diese große Unternehmung fruchtlos zu machen, unter welchen die späte Ankunft der Flotte und der frühe Ausbruch des Regens die vornehmsten waren. Die Eroberung des Forts Ariancopang war eben nicht nöthig, weil man die schwache Besatzung desselben während der Belagerung von Pondichery leicht hätte im Zaum halten können; so aber kostete dieses kleine Fort den Engländern 150 Mann nebst den zwey erfahrensten Offiziers, machte die übrigen muthlos, und hemmte die Progressen der Armee achtzehn Tage lang. Ferner der Admiral Boscawen, der nichts vom Landdienst verstand, mußte seiner Instruction gemäß die Meynungen der Ingenieurs befolgen, deren grobe Unwissen-

heit alles übrige krönte. Der Muth, die Thätigkeit, und die großen Seetalente des Admirals waren hier ganz unnütz, da der Mangel in andern Kenntnissen ihn zur Führung einer Belagerung untauglich machte. Ueberhaupt haben die Engländer in diesem Jahrhundert keine unternommen, die ihnen so wenig Ehre macht, als diese von Pondichery.

Die Franzosen sangen das Te Deum und stellten so viel Freudensbezeugungen an, als ob sie aus dem größten Unglück errettet worden wären. Dupleix schickte Briefe an alle Fürsten von Coromandel, ja selbst an den Großen-Mogul, um ihnen Nachricht zu geben, daß er den fürchterlichsten Angriff abgeschlagen hätte, der je in Indien gemacht worden wäre. Er empfing dagegen von ihnen die höchsten Lobeserhebungen, sowohl in Ansehung seiner eignen Tapferkeit, als über den militärischen Charakter seiner Nation, der nunmehr durch ganz Indostan weit über den englischen erhaben geachtet wurde.

Zweites Buch.

Sobald die Belagerung von Pondichery aufgehoben war, verließ die englische Flotte die Küste von Coromandel, um der Monsun auszuweichen; fünf Schiffe gingen nach Achin, und die übrigen nach Trincomaly; der Admiral selbst aber blieb mit den Landtruppen im Fort St David. Im November kam die Nachricht aus Europa, daß zwischen Großbritannien und Frankreich ein Waffenstillstand bis zum folgenden April gemacht worden sey, dennoch erhielt Boscawen den Befehl, in Indien bis zum völligen Friedensschluß zu bleiben. Die englische Flotte kam im Januar 1749 nach dem Fort St. David zurück, auch Bouvet langte zu eben der Zeit mit seiner Escadre von Mauritius wieder zu Madras an, wo er eine große Summe Geldes und 200 Soldaten ausschiffte. 1749

Das Schwert war nun in die Scheide gesteckt, und es hing jezt blos von den Agenten der beiden Handelscompagnien ab, ihre friedlichen Geschäfte ruhig wieder vorzunehmen; allein der Krieg hatte von beiden Nationen weit mehr europäische Truppen nach Indien gebracht, als hier je versammelt gewesen waren. Es schien daher unmöglich zu seyn, daß eine so große Anzahl in Bewegung gesezter Krieger auf einmal sich in Ruhe begeben sollte; da sie also nicht länger wider einander fechten konnten, so beschlossen sie, sich in die Streitigkeiten der indischen Fürsten zu

mischen; und zwar die Engländer mit großer Behutsamkeit, die Franzosen voll ehrgeiziger Entwürfe.

Ein unglücklicher Fürst, der sieben Jahre zuvor den Thron von Tanjore verloren hatte, kam zum Fort St. David, und ersuchte die Engländer um Beystand, seine Krone wieder zu erlangen, wobey er behauptete, daß, wenn er, nur von wenigen Truppen unterstützt, sein Königreich wieder betreten sollte, viele tausend sogleich ihn für ihren Beherrscher erkennen würden. Die Erbfolge der Fürsten von seiner Familie war so verworren gewesen, daß es schwer war zu entscheiden, wem die Krone rechtmäßig gehörte.

Im Jahre 1630 wurde der König von Tanjore von dem Könige von Tritchinapoly angegriffen und fast überwältigt, er sahe sich daher gezwungen die Maratten zu Hülfe zu rufen. Der berühmte Sevagy, der damals alle marattischen Völkerschaften beherrschte, schickte seinen Bruder ab mit einem großen Heer, das dem König von Tanjore bald alle Furcht vor seinem Feinde benahm, dagegen eine viel größere vor seinem Bundsgenossen erzeugte; denn diese machten solche Rechnungen von ihren Kriegskosten, daß alle Reichthümer des Königreichs nicht hinreichend gewesen seyn würden, ihr Verlangen zu befriedigen. Unter dem Vorwand also diese Summe zu sammeln, nahmen sie von der Regierung Besitz, und bald hernach erklärte sich der Bruder des Sevagy zum König von Tanjore. Er regierte sechs Jahr, und hinterließ drey Söhne; der älteste Sevagy folgte ihm, diesem der zweite Sohn Serbogy, und endlich der dritte Tuccogy. Ein jeder dieser drey Brüder hatte Kinder; nach drey unregel-

mäßigen Thronbesteigungen, die unter diesen Vettern in weniger denn sieben Jahren vorfielen, wurde Saujohy, der jezige Flüchtling, verjagt, und sein Bruder, Pyatop-sing, auf den Thron gesezt. Dieses war mit Zustimmung der Vornehmsten des Königreichs geschehn, die durch die üble Regierung des Saujohy viel gelitten hatten. Die Engländer waren nicht befugt, sich dieses Fürsten anzunehmen. Sein Anerbieten aber, der englischen ostindischen Compagnie im Königreiche Tanjore große Besitzungen einzuräumen, die günstigen Nachrichten, welche die Dolmetscher von ihm gaben, und der zu sehr übereilte Glaube an die Erzählung seines Unglücks, alles dieses verursachte, daß die Engländer sich so viel Ehre als andre Vortheile von ihren Bemühungen versprachen, ihn wieder auf den Thron zu sezen. Man kam überein, daß Saujohy, wenn die Unternehmung glückte, der Compagnie das Fort Devi-Cotah nebst den dazu gehörigen Ländereyen abtreten, und überdem alle Kriegskosten bezahlen sollte.

Das Königreich Tanjore ist 70 englische Meilen lang und 60 breit. Der Fluß Coleroon begränzt es nach Norden, und das Königreich Tritchinapoly und Tondimansland nach Westen; nach Süden und Osten aber macht theils das Meer, theils das Land Morawar die Gränze. Die Hauptstadt heißt auch Tanjore, und liegt 20 Meilen von Tritchinapoly.

Die englischen Truppen, die man zur Eroberung von Tanjore bestimmte, bestanden in 430 Europäern und 1000 Sepays, denen man vier Feldstücke und vier kleine Mörser mitgab. Die schweren Kanonen

aber und die Mundbedürfnisse wurden auf vier Schiffe geladen, von denen zwey Linienschiffe waren. Das Corps verließ in Begleitung des Saujohy das Fort St. David gegen Ende des März, und lagerte sich den 13ten April an dem Ufer des Flusses Val-aru. In der Nacht eben dieses Tages veränderte sich die nordliche Monsun, und die südliche fing mit einem Orkan an, der so wütete, daß in wenig Stunden alle Zelter des englischen Lagers in Fetzen zerrissen waren; viele von den Zugochsen und Pferden kamen dabey ums Leben, und die ganze Munition war so sehr verdorben, daß die Engländer gezwungen wurden, nach Portonovo zu marschiren, um sich wieder in nöthigen Stand zu setzen. Hier hörten sie, daß der Orkan zur See noch weit größern Schaden gethan hätte. Zwey von den großen Compagnieschiffen waren beym Fort St. David gestrandet; das Hospitalschiff, der Apollo, war mit allen darauf befindlichen Menschen zu Grunde gegangen; ein gleiches Schicksal hatte der Pembroke, ein Schiff von 60 Kanonen, gehabt, von welchem sich nur sechs Mann retten konnten; ja selbst das Admiralschiff, Namur, von 74 Kanonen wurde mit 750 Mann von den Wellen verschlungen. Bey diesem erschrecklichen Unglück war es noch ein Glück, daß die meisten von den andern Schiffen sich an entlegenern Theilen der Küste befanden, wohin der Orkan sich nicht erstreckte.

Nachdem die Truppen ihren Schaden in Portonovo ausgebessert hatten, nahmen sie ihren Marsch nach dem Flusse Colerovn zu, wo sie sich lagerten und verschanzten. Der Befehlshaber, Capitain Cope, war

entschlossen, bevor er weiter ginge, hier Erkundigung von den Angelegenheiten des feindlichen Landes einzuziehen. Die Nachrichten, die er hier erhielt, waren ganz anders, als wie er erwartet hatte. Keine Personen von einigem Range waren bereit sich für Saujohy zu erklären, auch keine Soldaten zeigten sich; dagegen aber sahe man viele dem König von Tanjore gehörigen Truppen in Bewegung, die entschlossen schienen, den Uebergang über den Fluß streitig zu machen. Diese unerwartete Lage, und die gänzliche Unkunde des feindlichen Landes bewog den Capitain Cope hier Halt zu machen, und Verstärkung vom Fort St. David zu begehren. Er erhielt 100 Europäer und 500 Sepoys. Nunmehr ging er über den Fluß, den man durchwaden konnte, ob er gleich eine Meile breit war; der Feind that dabey nur geringen Widerstand. Die Schwierigkeiten aber vermehrten sich, so wie man vorrückte. Der Weg führte durch einen dicken Wald, in welchem sich die Feinde verborgen hatten, und aus dem Gebüsche einen Pfeil- und Kugelregen auf sie fallen ließen, während daß große Trupps Reiterey und Fußvolk sich im Rücken und in den Flanken zeigten. Da dies die erste Expedition der Engländer gegen ein indisches Heer war, wurden die Soldaten von nicht geringer Furcht befallen, weil sie die Menge Feinde mit ihrer geringen Anzahl verglichen. Die Artilleristen aber verloren den Muth nicht, sondern hielten durch ihr lebhaftes Feuer den Feind in der Entfernung, wodurch denn die Entschlossenheit der englischen Soldaten wieder hergestellt wurde. Dennoch aber fand man für rathsam sich zurück zu ziehn. Es wurde

Kriegsrath gehalten, um zu berathschlagen, ob man vorrücken oder warten sollte; bevor man aber noch zum Schluß kam, langte ein vom Admiral abgeschickter Offizier mit dem ausdrücklichen Befehl an, den Marsch fortzusetzen, und das Fort Devi-Cotah anzugreifen. In diesem Zwischenraume hatten einige Soldaten einen andern Weg entdeckt, der durch eine offnere Gegend als die vorige führte, und wo die Truppen nicht umringt werden konnten. Dieser neue Weg, den das Corps nunmehr nahm, war dessen Rettung; denn man erfuhr nachher, daß die Tanjoren ihnen an so vielen Orten Hinterhalte gelegt hatten, daß ihr Untergang gewiß gewesen wäre. Spät des Abends langten sie unweit Devi-Cotah an, konnten aber nichts von den hier liegenden Schiffen erfahren, weil niemand aus dem Lande sich ihnen zu nähern wagte. Dicke Waldungen verdeckten die Schiffe, die nur vier englische Meilen vom Lager vor Anker lagen.

Die Engländer, die sich auf die Schiffe verließen, hatten nur auf drey Tage Lebensmittel mitgenommen, und konnten wegen Menge der Feinde keine Detaschements ausenden, um die nöthigsten Bedürfnisse anzuschaffen; auch hatten sie keine schweren Kanonen zum Angriff des Forts. In dieser Lage blieb ihnen nichts übrig, als es zu stürmen; die Wälle aber waren zu hoch, um leicht erstiegen zu werden. Man beschloß der Besatzung wenigstens Furcht einzujagen, und den Ort mit Haubitzen zu beschießen. Das Feuer dauerte die Nacht durch bis zum Morgen, da denn alle Haubitzgranaten verschossen waren, ohne dem Fort den geringsten Schaden zugefügt, oder die Gar-

nison in Schrecken gesezt zu haben. Nunmehr dachte man auf den Rückzug.

Dieser geschah auf dem nämlichen Wege, den man gekommen war. Gleich zu Anfang lag ein Wald, den der Feind besezt, ja sogar Kanonen dahin gebracht hatte. Das Gebüsch erstreckte sich bis an einen Strom, den die Engländer zur Zeit der Ebbe passirt waren, den man aber nicht gehörig untersucht hatte, um dessen Tiefe zur Fluthzeit zu beurtheilen. Jezt war das ganze Flußbette voll Wasser, und der Strom reißend. Die Coolies, die mit der Bagage beladen waren, marschirten voraus; kaum aber hatten sie das Ufer erreicht, als man sie aus dem Gebüsche sehr lebhaft begrüßte. Diese Menschen, die so wie alle niedern Casten der Indier sehr furchtsam sind, stürzten sich in den Strom, der sieben bis acht Fuß tief war, und da sie in der äußersten Verwirrung auf einander fielen, verloren sie die nöthige Stärke sich zu retten, daher in weniger als einer Viertelstunde 400 dieser Unglücklichen ertrunken waren. Die Truppen machten hierauf Halt, und erwarteten die Ebbe, da sie denn glücklich herüber kamen, ihren Marsch fortsezten, und endlich im Fort St. David anlangten.

Dieser Versuch hatte nun jedermann überzeugt, daß Saujohy unter seinen Landsleuten keine Anhänger habe. Dem ungeachtet aber beschloß die englische indische Regierung, den Krieg fortzusetzen, nicht sowohl dem Saujohy durchaus wieder auf den Thron zu helfen, als vielmehr um den Flecken abzuwaschen, vor den Waffen eines indischen Fürsten sich zurück gezogen zu haben, und in der Hoffnung Besitzungen zu

erlangen, die sie für die bereits aufgewandten Kosten schadlos halten könnten. Das Fort Devi-Cotah liegt in einer sehr bevölkerten Gegend, die mit viel Linnenmanufakturen angefüllt ist, von der Art, wie sie zum Handel der Compagnie dienlich sind, und überdem ist das benachbarte Land der fruchtbarste Theil an der ganzen Küste von Coromandel. Man findet an dieser Küste von Masulipatnam an bis zum Vorgebirge Comorin keinen einzigen Hafen, der im Stande ist ein Schiff von 300 Tonnen einzunehmen, welchen Mangel denn die Schiffahrt zu gewissen Jahreszeiten großer Gefahr aussezt. Die Mündung des Flusses Coleroon bey Devi-Cotah ist zwar zum Theil mit Sand verstopft, dennoch aber ist der Canal tief genug, um die größten Schiffe zu beherbergen; wenigstens hofft man durch Mühe und Kosten es dahin zu bringen. Wenn dieses geschehen sollte, so würde die europäische Nation, die ausschließend diesen Hafen besäße, die größten Vortheile dadurch erlangen. Es wurde daher beschlossen, alles zur Eroberung von Devi-Cotah anzuwenden.

Die Truppen der Compagnie bestanden jezt in 800 Europäern und 1500 Sepoys, die alle unter dem Commando des Major Lawrence zu dieser Expedition gebraucht werden sollten. Da der Marsch zu Lande so viel Schwierigkeiten gezeigt hatte, so beschloß man, das Corps zur See nach Devi-Cotah zu führen. Die Europäer nebst den Kanonen und der Bagage wurden auf sechs großen Schiffen eingeschifft, die Sepoys aber auf langen Fahrzeugen, deren sich die Bewohner der Küste von Coromandel zu ihrem Handel

bedienen. Man traf bey der Landung die Armee des Königs von Tanjore unter den Mauern des Forts gelagert. Es wurde sogleich von der andern Seite des Flusses beschossen, und in drey Tagen sahe man eine große Bresche. Die Feinde beantworteten das Feuer nicht, auch versuchten sie nicht die Bresche wieder auszufüllen, sondern wandten alle ihre Bemühungen an, Verschanzungen zu errichten, um das Fort mit dem Flusse Coleroon zusammen zu hängen.

Der Uebergang der Truppen über den Fluß war gefährlich, sowohl wegen des reißenden Stroms, als wegen der vielen Feinde, die in den Gebüschen am Ufer verdeckt lagen. Ein englischer Schiffszimmermann, Namens More, erfand eine Platform, die 400 Mann tragen konnte. Diese wurde in den Fluß geworfen, und gegen den Strom gezogen. Nun war noch nöthig, ein Seil auf der andern Seite des Ufers zu befestigen; dieses schien aber wegen der dort gelagerten Feinde kaum möglich zu seyn. Eben dieser brave Schiffszimmermann unterzog sich auch dieser gefährlichen Unternehmung, befestigte sich das Seil um den Leib, und schwam damit in einer dunkeln Nacht herüber, wo er es denn an einen großen Baum band, ganz nahe bey den feindlichen Vorposten, die es nicht gewahr wurden.

Den folgenden Tag gingen die Truppen mit ihren Kanonen vermittelst dieser Art von fliegender Brücke über den Fluß, zum großen Erstaunen der Tanjoren, die nie dergleichen gesehn hatten; dennoch machten sie ein großes Feuer, so daß 30 Europäer und 50 Sepoys getödtet wurden, bevor alle landen konn-

ten; sodann zogen sie sich ins Fort zurück. Major Lawrence beschloß die neulich gemachte Bresche ohne Verzug zu stürmen. Der Lieutenant Clive erbot sich zu diesem gefährlichen Commando, das ihm auch bewilligt wurde. Man bestimmte dazu 34 Europäer und 700 Sepoys, die von allen übrigen Truppen unterstützt werden sollten. Clive ging mit den Europäern muthig voran; die Sepoys aber, anstatt angeschlossen zu folgen, blieben zurück, um erst alle ihre Haufen zusammen zu ziehn. Der Feind, der diese Nachläßigkeit wahrnahm, brach mit einem Trupp Reiter hervor, die man hinter den Linien verborgen hatte, und fiel den Europäern im Rücken, mit einem Ungestüm und so geschickten Wendungen, die von dieser Cavallerie sehr vortheilhafte Begriffe gaben. In wenig Augenblicken waren die Europäer alle niedergehauen, nur Clive und drey andre retteten sich, und langten glücklich bey den Sepoys an, die sich nicht geregt hatten, den Engländern Hülfe zu leisten. Die Tanjoren begnügten sich mit ihren erlangten Vortheilen, griffen die bestürzten Sepoys nicht an, sondern zogen sich zurück.

Major Lawrence rückte nun mit allen Europäern gegen die Verschanzungen an. Die sieghafte Reiterey zeigte sich wieder, wurde aber so übel empfangen, daß sie mit großem Verlust zurück eilte, und eine solche Bestürzung unter ihren Truppen verbreitete, daß alles sich zu retten suchte. Die Engländer stürmten die Wälle ohne Widerstand zu finden, und sezten sich also in den Besitz des Forts.

Man durchsuchte es, und fand in einem Zimmer einen sehr gefährlich verwundeten Tanjoren liegen, der unfähig war sich zu bewegen. Die Flüchtlinge hatten ihn bey ihrer großen Eilfertigkeit mitzunehmen vergessen, ob er gleich ein Offizier von Rang, und überdem von einer hohen Caste war. Man trug große Sorge für ihn, allein er weigerte sich hartnäckig, die geringste Hülfe von den Engländern anzunehmen; er wollte sich auch durchaus nicht verbinden lassen, bis er sahe, daß man Anstalt machte Gewalt zu brauchen. Kaum aber war er allein, als er den Verband abriß und seine Wunden zu erweitern suchte. Es mußten ihn daher immer einige Personen bewachen, und um ihm mehr Ruhe zu verschaffen, wurde er in eine Hütte nach einem entlegenen Theile des Forts gebracht. Um seine Wächter sicher zu machen, betrug er sich drey Tage lang ganz ruhig, daher denn diese seine Verzweiflung gestillt zu seyn glaubten, und ihn einst in der Nacht, ihrer Meynung nach schlafend, verließen. Sobald sie aber zur Thür heraus waren, erwischte der Tanjore die brennende Lampe und setzte die Hütte in Brand; das Feuer breitete sich in dieser trockenen Jahreszeit so geschwind aus, daß er erstickt war, bevor man es löschen konnte. Dieser Indier starb als ein Märtyrer seiner Begriffe von Unreinigkeit, die auf ihm wegen des Beystandes der Europäer haftete.

Nachdem man einige Tage zugebracht hatte, das Fort in guten Vertheidigungsstand zu setzen, wurden 100 Europäer und 300 Sepoys abgeschickt, die Pagode Achevaram, die fünf Meilen von Devi-Cotah lag, in Besitz zu nehmen. Alle Pagoden auf der

Küste von Coromandel sind nach Einer Form gebaut. Ein großer viereckigter Hof, der mit einer funfzehn bis zwanzig Fuß hohen Mauer umringt ist; in der Mitte dieses Hofes stehn die Tempel, deren Höhe nie die sie umgebende Mauer übersteigt. Die Mauer hat ein, oder auch mehrere Thore, über deren Eingang ein hoher Thurm gebaut ist, nicht zur Vertheidigung der Pagode, sondern als ein historisches Denkmal der Götter, zu deren Ehre sie errichtet ist; daher denn die viet Seiten des Thurmes auch gewöhnlich mit Bildhauerarbeiten überladen sind, welche die Attribute und Schicksale dieser Gottheiten vorstellen. Die Pagode Achevaram ist ein Viereck, von welchem jede Seite 300 englische Ellen lang ist. Die Bramanen übergaben sie auf die erste Auffoderung, nur baten sie, daß die Engländer nicht die geheiligten Plätze betreten möchten. Kaum aber hörten die tanjorischen Soldaten von dieser Besitznehmung, als ihr Abscheu gegen die Verunreinigung ihres Tempels ihnen einen Entschluß einflößte, den weder die Liebe zu ihrem Fürsten, noch ihr Durst nach Kriegsruhm hätten erzeugen können. Beym Anbruch der Nacht griffen 5000 Mann die Pagode wüthend an; ein Theil versuchte die Mauern mit Leitern zu ersteigen, während daß Andre sich bemühten das Thor zu verbrennen, gegen welches sie große Haufen von Stroh und andern brennbaren Materialien aufthürmten. Die Engländer, die von den Feinden keine Gnade zu hoffen hatten, wenn der Tempel eingenommen wurde, vertheidigten sich aufs äußerste; sie zerschmetterten die Leitern, feuerten auf die Stürmenden, und rissen

die Strohhaufen mit Hellebarden ein. Die Feinde brachten immer mehr Stroh herbey, und fuhren mit dem Angriff bis zum Anbruch des Tages fort, da sie sich denn nach einem Verlust von 300 Mann zurückzogen; die Engländer hatten nur sechs verloren. Keine weitern Versuche wurden von den Tanjoren gemacht, da den folgenden Tag Lawrence mit dem größten Theile des Corps bis zur Pagode vorrückte.

Der Admiral und die Regierung im Fort St. David sahen nun wohl ein, daß fernere Unternehmungen gegen das Königreich Tanjore mit großen Schwierigkeiten verbunden wären; überdem that der König dieses Landes Friedensvorschläge. Die Engländer verlangten, daß das Fort Devi-Cotah nebst einem solchen Strich Landes, der jährlich 9000 Pagoden einbrächte, der ostindischen Compagnie auf ewig abgetreten werden sollte; ferner, daß der König von Tanjore die Kriegskosten bezahlen, und dem Saujohy eine Pension von 4000 Rupien bewilligen sollte; dagegen versprachen sie für seine Person zu bürgen, und zu verhindern, daß nie von ihm das Königreich wieder beunruhigt würde. Der König bewilligte alles, nicht sowohl aus Furcht vor den englischen Waffen, als wegen der Gefahr, womit sein Königreich von einer andern Seite bedrohet wurde; denn wenig Tage zuvor hatten sich in Carnatick Begebenheiten ereignet, welche die ganze Küste von Coromandel mit Bestürzung erfüllten.

Chunda-saheb, der, wie oben erzählt, von den Maratten 1741 zum Gefangenen gemacht worden war, wurde von ihnen wie das kostbarste Kleinod be-

wacht; sie schlugen alle Anerbietungen für seine Ranzion aus, weil sie ihrer Meynung nach mit seinen Reichthümern nicht im Verhältniß standen. Der reichste Fürst in Indostan schützt immer Armuth vor, wenn Geld bezahlt werden soll, und Chunda-saheb, der entweder unfähig, oder nicht willig war, ihre ausschweifenden Foderungen einzugehen, blieb gefangen, und unterhielt mit seinen Freunden in verschiedenen Provinzen sechs Jahre lang einen Briefwechsel, um ihnen Mittel vorzuschlagen, die Maratten zu vermögen, ihn gegen billigere Bedingungen los zu lassen.

Die vornehmsten Arcoten, die immer noch der Familie ihrer ermordeten Nabobs anhingen, und den Anwar-odean haßten, fanden keinen im Carnatick, der Macht und Ruf genug hatte, sich der Regierung des Landes zu bemächtigen. Es lebte zwar in Vandiwasch ein Bruder des Seid-Mahomed; die Kindheit dieses Prinzen aber machte ihn unfähig, an die Spitze einer großen Conföderation gestellt zu werden. Mortiz-Ally, der Statthalter von Velore, war ein naher Verwandter ihrer alten Nabobs; allein es fehlte ihm an Muth, und überdem wurde er wegen seiner verübten Mordthaten von jedermann verabscheuet. Von den übrigen war niemand, der sich weder mit seinem Kriegsrufe, noch mit seiner Macht brüsten konnte; dennoch konnte diese unter einem Haupte vereinigte Macht so Vieler furchtbar werden.

Chunda-saheb hatte sich durch sein Schwert bis zu den höchsten Würden emporgeschwungen, und wurde für den besten Feldherrn gehalten, den man seit vielen Jahren im Carnatick gesehn hatte. Seine

Abneigung gegen die niederträchtigen Kunstgriffe, wodurch die indischen Fürsten gewöhnlich ihre Schätze häufen, hatte ihm die Liebe des ganzen Landes erworben, und sein vortreflicher Verstand die höchste Verehrung erzeugt. Die Großen der Provinz sahen ihn daher als die schicklichste Person an, mit Anwar-odean um die Nabobschaft zu streiten; ihre gute Meynung von ihm aber diente eine Zeitlang blos, seine Fesseln zu erschweren; denn die Marratten steigerten ihre Foderungen nach dem Maaß, als ihr Gefangener wichtiger wurde.

Die Gemahlin und der Sohn des Chunda-saheb waren zeither beständig in Pondichery geblieben. Dupleix behandelte diese unglückliche Familie mit Ehrfurcht, und machte sich mit ihren Angelegenheiten genauer bekannt. Er erfuhr die vortheilhaften Gesinnungen, die man zum Besten des Gefangenen im Carnatick hatte, und gründete darauf einen Plan, die Macht der Franzosen in Indien zu vergrößern, da sich so viele Ursachen vereinigten, ihre Besitzungen hier so auszudehnen, wie sein großer Ehrgeiz es wünschte.

Die Engländer, die sich in Indostan lange vor den Franzosen niedergelassen hatten, besaßen Ländereyen im Innersten des Reichs, und die Zuneigung der Indier; sie hatten solche durch die genaue Beobachtung ihrer Verträge, durch die Güte ihrer Waaren, und noch mehr durch die große Ausdehnung ihres Handels erworben. Diese Superiorität hemmte beständig die Fortschritte des französischen Handels. In dieser Zeit hingen die Geschäfte aller europäischen

Colonien noch sehr von der mogulschen Regierung ab, die unter ihrem despotischen Zepter die Europäer nicht viel besser als ihre eignen Unterthanen behandelte; denn ihr Handel konnte von jedem hohen oder niedrigen Beamten, durch dessen District der Transport geschah, nach Gefallen unterbrochen werden; und in Bengalen, wo Dupleix lange gewesen war, ging selten ein Jahr vorbey, ohne daß der Nabob von allen in seinem Königreich befindlichen Europäern nicht große Geldsummen erpreßte. Es wurden auch allenthalben Besatzungen unterhalten, und andre militärische Ausgaben gemacht, welche die Handelsvortheile sehr verringerten. Die hohe Meynung aber von der Kriegsmacht der indischen Regierung war so allgemein, daß die europäischen Truppen nie gebraucht wurden, sich den Befehlen der Landesfürsten zu widersetzen. Indessen waren die indischen Manufakturwaaren, die für die Märkte von Europa dienten, durch zu viel eingebrachtes Silber so sehr im Preise gestiegen, daß sie weit weniger Vortheile als ehmals einbrachten. Dieser Zusammenfluß nachtheiliger Umstände überzeugte den scharfsinnigen Dupleix, daß der Handel in Indostan nicht länger die Aufmerksamkeit Frankreichs oder andrer europäischen Nationen verdiente. Da er aber die Entdeckung von dem unmilitärischen Charakter der Indier und den beständigen Zwistigkeiten ihrer Beherrscher machte, so fiel er auf den Gedanken, daß bey einer wohl überdachten politischen Vereinigung mit einigen dieser Fürsten, mehr durch Eroberungen zu gewinnen sey, als alle Europäer bisher durch den Handel gewonnen hatten. Daher entwarf er einen Plan, dem Chunda-saheb beyzustehn.

Diese Ideen veranlaßten wahrscheinlich die Hindernisse, die er den Operationen des la Bourdonnais in den Weg legte, um ihn abzuhalten, daß er nicht nach der Einnahme von Madras die Truppen nach seinem Gutdünken in andern Theilen von Indien gebrauchen möchte; denn zu eben dieser Zeit hatte Dupleix schon einen vertrauten Briefwechsel mit Chunda-saheb in seiner Gefangenschaft eröffnet, um über ihr gemeinschaftliches Interesse die nöthigen Maaßregeln zu verabreden. Die erste derselben war die Befreyung des Chunda-saheb. Dupleix übernahm deshalb die Garantie bey den Maratten, die endlich mit 700,000 Rupien zufrieden waren, und ihm sogar noch 3000 Mann Hülfstruppen versprachen.

Von diesen Truppen begleitet, und von seinem kühnen Geist unterstützt, verließ dieser Fürst Sattarah im Anfange des Jahres 1748 mit dem Entschluß, allenthalben Eroberungen zu machen, wo sich die Gelegenheit dazu zeigen würde, bis er so viel Schätze gesammelt hätte, als erfoderlich wären, das Königreich Arcot mit Nachdruck anzugreifen. Während der Belagerung von Pondichery langte er an den westlichen Gränzen vom Carnatick an, wo er zwey Rajahs im Kriege begriffen fand. Er trat sogleich auf die Seite des einen, der aber von einigen seiner Befehlshaber verrathen und in einem großen Treffen gänzlich geschlagen wurde. Chunda-saheb selbst gerieth in die Gefangenschaft, ward aber auf der Stelle wieder losgelassen, da er vom Könige der Maratten eine Erklärung vorzeigte, worin allen indischen Fürsten gerathen wurde, ihn unangetastet zu lassen, wenn sie

nicht den furchtbaren Zorn der ganzen marattischen Nation auf sich laden wollten.

Der gröſste Theil von Chunda-sahebs Truppen wurde nach dieser Niederlage zerstreut, und nur 300 Mann waren ihm übrig geblieben, als er von dem Rajah von Chitterdourg ersucht wurde, ihm zu Hülfe zu kommen, und das Commando seiner Armee gegen den Rajah von Bedrour zu übernehmen. Die Länder dieser Fürsten liegen an den östlichen Gränzen der Provinz Canara, die sich längs der malabarischen Küste erstreckt. Unfälle schlugen nie den Geist des Chunda-saheb nieder; er sezte sich gleich mit seinem kleinen Trupp in Bewegung, und langte eben zu der Zeit an, als beide Heere alles zur Schlacht vorbereitet hatten. Sein Muth und seine Kriegserfahrenheit verschafften dem Rajah von Chitterdourg einen vollkommenen Sieg. Nach der Niederlage boten ihm 3000 Mann von der feindlichen Cavallerie ihre Dienste an, die er auch annahm, desgleichen nahm er von den Truppen seines Bundsgenossen 2500 Mann in Sold. Da diese Macht aber nicht hinreichend war, den Carnatick zu erobern, so hätte er an sein Vorhaben noch nicht denken können, wenn sich nicht eben damals sowohl in Delhi als in den südlichen Provinzen unerwartete Vorfälle ereignet hätten.

Der Groſse-Mogul Mahomed Schach, der 1739 die Demüthigung erlitten, seine Krone zu den Füſsen des Thamas Kouli Khan zu legen, der sie ihm hernach wiedergab, fuhr fort das Reich mit solcher Schwäche zu regieren, daſs die Groſsen seines Hofes in ihren Aemtern ganz nach Wohlgefallen schalteten;

nur der Vezier Kimir-ul-dien allein war seinem Monarchen gänzlich ergeben. Die Geschichte dieser Regierung liegt jedoch außerhalb den Gränzen dieses Werks bis zum Jahre 1748, da ein Heer von Affghanen von Candahar kam, und unter Anführung des Ahmed Abdalli in die nordlichen Provinzen des Reichs einfiel. Abdalli war Schach Nadirs Schatzmeister, da dieser Eroberer den 8ten Junius 1747 in Persien ermordet wurde. Er benutzte diesen Mord, ging mit allen ihm anvertrauten Schätzen davon, und machte sich in Zeit von sechs Monat zum Herrn aller derjenigen Provinzen von Indostan, die den Persern 1739 abgetreten worden waren, und von einer eben so grossen Strecke Landes jenseit der Gebirge. Ahmed Schach, der älteste Sohn Mahomeds, marschirte nebst dem Vezier dem Abdalli entgegen; es fielen große Scharmützel vor, und bey einem derselben wurde der Vezier durch eine Kanonenkugel erschossen, da er eben in seinem Zelte betete. Sein Tod verursachte dem Kaiser eine so außerordentliche Betrübniß, daß, nachdem er die Nacht mit Wehklagen zugebracht hatte, er den folgenden Tag auf dem Thron sitzend bey einem Anfall des Schmerzes seinen Geist aufgab. Der Prinz Achmed übergab sofort das Commando der Armee dem Munnu, Sohne des verstorbenen Veziers, und ging nach Delhi, wo er ohne alle Widersetzung im April 1748 als Kaiser anerkannt wurde.

Dem Tode des Groß-Moguls folgte bald ein anderer Todesfall, welcher noch wichtiger für Indostan war. Dieser betraf den denkwürdigen Nizam-almuluck, Subah von Decan, der, nachdem sein gan-

zes Leben eine Kette von Sorgen, Unruhen, der seltensten Ränke, und durch Ehrgeiz erzeugten Frevelthaten gewesen war, dennoch das ungewöhnliche Alter von 104 Jahren erreichte.

Er hinterließ fünf Söhne. Der älteste Ghazioddean besaß allen Ehrgeiz und alle Gottlosigkeit seines Vaters mit einem mehr unternehmenden Geist. Nizam-al-muluck hatte den schwachen Mogul genöthigt, seinem Sohne die großen Würden als Oberzahlmeister und Generalissimus seiner Heere zu übergeben. In diesen beiden Posten blieb er beständig bey Hofe, bediente sich seiner Gewalt, so wie sein Vater gethan hatte, gegen den Willen des Monarchen, und wurde bald der Beschützer aller unruhigen und unzufriedenen Omrahs des Reichs. Nach dem Tode seines Vaters ertheilte ihm Achmed die Subahschaft von Decan; seine andern Angelegenheit aber am Delhischen Hofe verhinderten ihn sich nach seiner Statthalterschaft zu begeben. Der zweite Sohn, Nazir-jing, war einst seinem Vater entflohen, und hatte gegen ihn die Waffen ergriffen. Der Vater erschien im Felde: da nun die beiden Heere einander sehr nahe standen, stellte sich der arglistige Nizam-al-muluck krank an, und verließ sein Zelt nicht; dabey er eine ihn befallene tödliche Krankheit ausstreuen ließ, die bey seinem hohen Alter nicht unerwartet war. Seine ganze Armee glaubte seinen Tod nahe; das Gerücht ging zur feindlichen über, wo es auch jedermann, selbst Nazir-jing glaubte; dieser erhielt unaufhörlich Boten mit pathetischen Einladungen von seinem sterbenden Vater, der sehnlich wünschte, ihn noch vor seinem Ende zu segnen. Die

Rolle wurde so wohl gespielt, daß Nazir-sing endlich sich zu dem Besuche bewegen ließ. Kaum aber hatte er seines Vaters Zelt betreten, als er in Verhaft genommen, und in Ketten gelegt wurde. In diesem Zustande mußte er mehrere Monate schmachten, bis Nizam-al-mulück von seiner Reue überzeugt war, und ihn wieder in Freyheit sezte. Nach dieser Zeit verhielt er sich ruhig. Die übrigen drey Söhne hatten sich weder durch gute noch durch üble Eigenschaften ausgezeichnet, sondern waren beständig als unthätige Höflinge dem Hofe ihres Vaters gefolgt.

Die Großen in Indostan lieben ihre Kinder sehr, so lange sich diese noch in den Kindheitsjahren befinden; sobald sie aber das Jünglingsalter erreichen, und an den ewigen Intriguen der indischen Höfe Theil nehmen, so sind sie anstatt ein Trost ihrer Aeltern, vielmehr ein Gegenstand ihres Mißtrauens; denn es fehlt hier nie an Menschen, die sich bemühen, sie in Anschläge und Verschwörungen zu verwickeln. Daher geschieht es oft, daß ein Fürst in seinen lezten Lebensjahren nicht die geringste Neigung gegen seine Söhne hat, und dafür alle seine väterliche Liebe an seine Enkel verschwendet. Da dieser Fall so häufig eintrift, hat ein orientalischer Dichter davon Gelegenheit genommen zu sagen: „Daß die Aeltern während dem Leben ihrer „Söhne ihren Enkeln so große Zärtlichkeit beweisen, „weil sie in ihnen die Feinde ihrer Feinde sähen.“ Unter Nizam-al-mulucks Enkeln war einer von seiner Lieblingstochter geboren. Diesen Jüngling, Namens Hidayetmohy-odean, hatte er beständig um sich gehabt, und ihn so zärtlich geliebt, daß nach seinem Tode sich

das Gerücht verbreitete, er habe ihn in seinem Testament zum Erben des größten Theils seiner Schätze eingesezt, und zu seinem Nachfolger in den südlichen Provinzen ernannt.

Es ist sehr schwer, das Authentische in den geschriebenen Verhandlungen der Fürsten in Indostan zu beweisen, denn da sie ein Siegel statt ihrer Unterschrift gebrauchen, so ist der Abdruck leicht nachgemacht. Dieser sowohl als andrer Verfälschungsmethoden bedient man sich ohne Skrupel, sobald man es für zuträglich findet. Es ist daher nicht zu bestimmen, ob dieses Vermächtniß-Gerüchte wirklich gegründet war; so viel aber ist gewiß, daß es durchgehends geglaubt wurde. Indessen hatte Nizam-al-muluck als ein Lehnsmann des mogulschen Reichs kein Recht, nicht einmal seine Schätze, vielweniger seine Staaten nach Gefallen wegzugeben.

Nazir-jing hatte eine Zeitlang seines Vaters Heere commandirt, und bediente sich jezt der hiedurch erlangten Gewalt, den Ansprüchen seines Neffen Hidayetmohy-odean sich zu widersetzen. Er fing damit an, daß er sich der väterlichen Schätze bemächtigte, um durch diese sich im Besitz der Subahschaft zu erhalten. Er gab vor, daß sein ältester Bruder Ghazi-odin Khan, der rechtmäßige Erbe, ihm diese überlassen habe, weil er seine Würden am Hofe zu Delhi der Regierung von Decan vorzöge, und daß dieser Vertrag von dem Mogul bestätiget wäre.

Zu den vielen Beyspielen von der Verachtung, womit man in neuern Zeiten die Kaiser behandelt hat, gehört auch dieses, daß die Statthalter der Provinzen

ohne Bedenken nicht allein Briefe, Befehle und Patente des mogulschen Hofes nachgemacht, sondern sogar Leute gemiethet haben, die unter dem Charakter kaiserlicher Abgeordneter mit großem Pomp empfangen wurden, mit den Nabobs zum Schein Conferenzen hielten, und so dem Volke Staub in die Augen streuten. Dieses geschieht noch jezt. Der Nabob demüthigt sich vor dem sogenannten Gesandten des Kaisers, der öffentlich sein Creditiv nebst den Befehlen übergiebt, die man absichtlich entworfen hat, und auf deren Vollziehung er dringen muß. Solche Maaßregeln sind bey einem Volke nöthig, das immer noch die höchste Verehrung für das Blut Tamerlans hat, daher es dem Interesse des Vicekönigs gemäß ist, die Meynung zu verbreiten, daß er ein Günstling des Kaisers sey, wenn er gleich eben zu der Zeit wider seine Autorität bewaffnet ist. Dieser Methode zu folge zeigten sowohl Nazir-jing als Hidayet-mohy-odean Patente vom Großen-Mogul vor, und ließen Abgeordnete von Delhi auftreten. Der leztere behauptete, daß der Kaiser nebst der völligen Einsetzung in seines Großvaters Verlassenschaft ihm den Namen Murzafajing, oder der Unüberwindliche, beygelegt hätte; bey welchem er hernach auch immer genannt wurde. Die Schätze aber, die Nazir-jing im Besitz hatte, sezten ihn in den Stand, seines Vaters Armee zu bezahlen, und diese war so zahlreich, daß alle Truppen, die Murzafa-jing zusammen bringen konnte, nicht zureichend waren, ihm Widerstand zu thun. Dieser Prinz hatte nicht mehr als 25000 Mann, mit denen er sich in den westlichen Provinzen von Golconda lagerte,

um einen glücklichen Vorfall zu erwarten, seinen Onkel mit Vortheil angreifen zu können.

Chunda-saheb hörte nach der gewonnenen Schlacht bey Chitterbourg von der Lage des Murzafa-jing, und betrachtete ihn als einen Fürsten, der, so wie er selbst, zu kühnen Unternehmungen vom Glück gleichsam gezwungen wäre; er beschloß daher sich mit ihm zu vereinigen, und bot ihm seinen Beystand an. Sein kriegerischer Ruhm verursachte, daß er mit offenen Armen aufgenommen würde, und seine Truppen traten sogleich in Murzafa-jings Sold. Chunda-saheb erkannte sein Recht zur Subahschaft der südlichen Provinzen, und gewann bald sein völliges Zutrauen; sodann machte er ihm seine eignen Ansprüche auf den Carnatick bekannt, und brachte seinen neuen Oberherrn leicht dahin, diese Ansprüche ihm durch förmliche Bestallungen zu bestätigen, worin er zum Nabob von Arcot ernannt wurde. Chunda-saheb benutzte diesen guten Willen noch weiter. Er stellte vor, daß die in der Nähe von Golconda liegenden Länder zu sehr durch die Waffen des Nazir-jing in Furcht gehalten würden, um sich für Murzafa-jing zu erklären, bis er mit mehr Truppen seine Rechte behaupten könnte, und daß diese Furcht fortdauern und ein beständiges Hinderniß seyn würde, seine Armee in den Ländern zu vermehren, wo er sich jezt befände; daß sie aber zur Eroberung vom Carnatick stark genug wäre; sobald diese nun geschehn, und er sich im Besitz dieses ausgedehnten Landes befände, wollte er ihn mit so vielen Soldaten und Geld versehn, daß er fähig seyn sollte, den Nazir-jing mit Vortheil anzugreifen. Chunda-saheb versprach dem

Murzafa-jing auch hernach sein Begleiter zu seyn, bis er seine Unternehmung völlig ausgeführt hätte, oder im Fall ihnen das Glück den Rücken kehren sollte, mit ihm umzukommen, kurz mit ihm zu siegen oder zu sterben. Das Romanhafte dieses Plans machte den tiefsten Eindruck auf das Gemüth eines jungen Prinzen, der voller Muth und Ehrgeiz war; er betrachtete seinen Freund Chunda-saheb als einen Schutzengel, und ergab sich blindlings seinen Rathschlägen.

Dupleix erhielt sehr bald Nachricht von diesem Entschlusse, und wurde eingeladen, Theil an dem Entwurf zu nehmen, mit der Zusicherung großer Vortheile für sich und die französische ostindische Compagnie, wenn die Unternehmung glücken sollte. Nichts konnte diesem ehrgeizigen Manne angenehmer und seinen Absichten gemäßer seyn, als eine solche Gelegenheit, zu gleicher Zeit seinen eignen Ruhm und das Interesse seiner Nation in Indien zu vergrößern. Sobald er also von der Annäherung des Murzafa-jing hörte, ließ er 400 Europäer und 2000 Sepoys zu ihm stoßen. Diese Truppen wurden von dem französischen Obersten d'Auteuil commandirt; Raja-saheb, der Sohn des Chunda-saheb, begleitete sie, und verließ Pondichery, wo er während der ganzen Zeit seines Vaters Gefangenschaft gelebt hatte.

Anwar-odean, der Nabob von Arcot, hatte bisher den Carnatick regiert, ohne die geringsten innerlichen Unruhen erfahren zu haben; auch von außenher war er sehr wenig durch kriegerische Auftritte beunruhigt worden. Seine Aufmerksamkeit war jedoch immer auf den Chunda-saheb gerichtet gewesen; er un-

terhielt Emissarien in Sattarah, um alle seine Schritte während seiner Gefangenschaft zu beobachten, die er wahrscheinlich durch Geschenke an die Maratten verlängerte. Sobald sich nun Chunda-saheb in Freyheit befand, zweifelte der Nabob nicht, so sehr er es auch verbarg, daß die Zeit nahe sey, wo er seine Statthalterschaft mit dem Schwerte behaupten müßte. Er sezte seine Armee in bessern Stand, die, so wie die Heere fast aller indischen Fürsten in Friedenszeit, aus undisciplinirten und untauglichen Schaaren bestand; er nahm jezt blos brauchbare Männer und tüchtige Pferde an, und so brachte er eine wohl ausgerüstete Armee zusammen, die aus 12000 Mann Cavallerie und 8000 Mann Infanterie bestand, mit welcher er entschlossen war, den Carnatick aufs äußerste zu vertheidigen. Dabey ließ er aber eine andre zu seiner Erhaltung sehr nöthige Maaßregel aus der Acht, nämlich von den Engländern Hülfstruppen zu verlangen. Diese, die damals mit einer viel unbedeutendern Unternehmung beschäftigt waren, bewiesen sich eben so blind gegen ihr wahres Interesse; sie blieben bloße Zuschauer, anstatt dem Nabob von selbst ihre Truppen anzutragen, da sie sahen, daß die Franzosen seinen Rival unterstützten.

Mitlerweile rückte Chunda-saheb und Murzafa-jing vorwärts, und erhoben in allen Ländern, durch welche sie marschirten, die Taxen, die Murzafa-jing als Subah einfoderte. Die Truppen wurden immer verstärkt, so daß sie bey der Ankunft an den Gränzen des Carnaticks 40,000 Mann betrugen. Der Nabob hatte sich mit 20,000 Mann bey dem Fort Am-

boor, funfzig Meilen von Arcot, gelagert. Dieses Fort lag auf dem Gipfel eines Berges, und war einer der vornehmsten Päſſe, die zum Carnatick führten; hier hatte er eine ſtarke Verſchanzung aufwerfen laſſen, mit Kanonen beſezt, die von 60 europäiſchen Landſtreichern bedient wurden.

Auteuil erbot ſich, mit ſeinen Truppen allein die Verſchanzung zu ſtürmen, und Chunda-ſaheb ergriff begierig dieſe Gelegenheit, um dem Prinzen die Wichtigkeit der europäiſchen Alliirten zu zeigen, die er ihm verſchafft hatte. Die franzöſiſchen Soldaten, aufgemuntert durch übertriebene Beſchreibungen von den Schäzen, die ſie in des Nabobs Lager finden würden, rückten muthig zum Angriff an, allein ſie wurden zweymal durch das ſtarke Feuer der Artillerie zurück geſchlagen, wobey Auteuil ſelbſt eine Wunde bekam. Der Ehrgeiz aber, da dieſes gleichſam eine Hauptprobe ihrer Tapferkeit ſeyn ſollte, und das ganze Heer des Murzafa-jing nebſt deſſen erhabenen Anführern die Augen auf ſie geheftet hatte, auch ihre eigne Offiziers ſie nachdrücklich anfeuerten, alles dies verurſachte, daß ſie laut verlangten, einen neuen Angriff zu machen. In dieſer Zeit war auch der Muth der Vertheidiger durch die von den Franzoſen bewieſene Kühnheit geſchwächt worden, daher ſie bey dieſem wiederholten Verſuche wenig Widerſtand thaten. Die Franzoſen hatten kaum die Verſchanzung beſtiegen, als ſich alle Poſten durch die Flucht retteten, und den Mittelpunkt des Heers zu erreichen ſuchten, wo ſich die große Fahne des Nabobs befand. Er war hier in eigner Perſon, auf einem Elephanten ſizend, und von einer auserle-

senen Schaar Reiter umgeben, die er aufs äußerste ermunterte, nicht ihren Posten zu verlassen. Die Franzosen wollten völlig ausführen, was sie so glücklich angefangen hatten, und rückten, ohne Unterstützung zu erwarten, auf die Hauptarmee los; Chunda-saheb aber schickte sogleich einige Truppen ab, die zur Verstärkung dienen sollten.

In diesem kritischen Augenblicke erfuhr der Nabob, daß die Fahne des Maphuze-Khan, seines ältesten Sohnes, nicht mehr gesehn würde, und daß dieser Sohn selbst durch einen Kanonenschuß sein Leben verloren hätte. In der ersten Regung des tiefsten Schmerzes wurde er den Elephanten des Chunda-saheb gewahr, dessen Insignien er kannte. Mehr als Eine starke Leidenschaft war nun in Bewegung, daher der Nabob, wütend bey dem Anblicke des Urhebers von diesem unglücklichen Tage, dem Führer seines Elephanten unter Versprechung einer großen Belohnung befahl, auf den Elephanten des Chunda-saheb loszugehen. Die Franzosen aber füllten den Zwischenraum an, und feuerten; ein Musketenschuß ging dem Nabob durchs Herz, und er fiel todt von seinem Elephanten herunter.

Es geschah nun hier, was gewöhnlich bey den Schlachten in Indostan nach dem Tode des Anführers der Fall ist; alle Truppen des Nabobs ohne Ausnahme begaben sich auf die Flucht. Die Flüchtlinge wurden verfolgt, viele gefangen genommen, und noch mehr niedergehauen. Unter den Erschlagenen befanden sich vier der Vornehmsten des Landes. Maphuze-Khan, dessen Tod fälschlich ausgesprengt war,

wurde zum Gefangenen gemacht; Mahomed-Ally aber, der jüngste Sohn des Nabobs, rettete sich mit der Flucht. Nur 12 Franzosen wurden getödtet und 63 verwundet, von ihren Sepoys aber war die Anzahl der Todten und Verwundeten ungefähr 300. Diese entscheidende Schlacht geschahe den 23sten Julius. Die Sieger nahmen das ganze feindliche Lager in Besitz und eine große Menge Bagage, die geplündert wurde. Die Beute war sehr beträchtlich; auch sechzig Elephanten und sehr viele Pferde fielen den Siegern in die Hände. Diese Thiere, nebst der Artillerie, den Waffen und der Munition behielten Chundasaheb und Murzafa-jing für sich, alles andre aber wurde den Soldaten überlassen. Die Franzosen bekamen ihre Belohnung am Gelde. Den folgenden Tag brach die Armee nach Arcot auf, und nahm ohne den geringsten Widerstand von dieser Hauptstadt Besitz.

Murzafa-jing zeigte hier den ganzen Pomp und die Würde eines Subah, und als den ersten Beweis seiner Autorität ernannte er seinen Freund Chundasaheb förmlich zum Nabob vom Carnatick, und aller andern Länder, die Anwar-odean besessen hatte. Diese schleunige Revolution sezte alle Fürsten auf der Küste von Coromandel in Bestürzung, die dem Chunda-saheb abgeneigt waren. Unter diesen befand sich vorzüglich der König von Tanjore, dessen Ahnherr sich zu der Zeit, da der Carnatick von den Mohren erobert wurde, den Siegern mit der Bedingung unterwarf, daß er sein Land ferner nach den alten Gebräuchen regieren könnte; für dieses Vorrecht bewilligte er einen

jährlichen Tribut zu bezahlen, und eine Anzahl Hülfstruppen zu liefern, wenn der Nabob vom Carnatick für das Interesse des Großen-Moguls Krieg führen müßte. Als Chunda-saheb 1736 zum Statthalter von Tritchinapoly ernannt wurde, so foderte er den König von Tanjore auf, den rückständigen Tribut zu bezahlen; auch behauptete er, daß der König noch auf andre Weise die kaiserlichen Rechte verlezt hätte. Es kam zum Kriege, worin Chunda-saheb die Hauptstadt von Tanjore belagerte, jedoch ohne Erfolg. Die Furcht vor seinem Ehrgeiz, und der Haß gegen ihn, wegen der von seinen Truppen verunreinigten Tempel, veranlaßte die Fürsten der südlichen Provinzen, besonders aber den König von Tanjore, die Maratten zu bewegen, den Carnatick anzugreifen, zu eben der Zeit, da dieses kriegerische Volk auch von Nizam-al-muluck, obwohl aus andern Bewegungsgründen, zu diesem Kriege aufgemuntert wurde. Die Unglücksfälle, die hiedurch über die regierende Familie von Arcot und über Chunda-saheb ausbrachen, waren von der Art, daß die Urheber von dieser Revolution keine Versöhnung hoffen konnten. Die Nachricht von der Schlacht bey Amboor kam eben nach Tanjore, da die Engländer unter dem Major Lawrence im Lande waren, und sezte den König in so große Furcht, daß, um der Engländer Freundschaft zu gewinnen, oder wenigstens ihren Feindseligkeiten in dieser Lage ein Ende zu machen, er viel härtere Bedingungen würde eingegangen seyn, als diejenigen waren, die man jezt von ihm verlangte. Nach dem Friedensschluß ließ Lawrence eine Besatzung in Devi-Cotah zurück, und marschirte

mit seinen übrigen Truppen wieder nach dem Fort St. David, wo kurz zuvor die Nachricht von dem wirklich geschlossenen Frieden zwischen Großbritannien und Frankreich angelangt war.

Die Revolution in Arcot beunruhigte die Engländer nicht wenig, und der Antheil, den Dupleix daran genommen hatte, erklärte seine ehrgeizigen Absichten hinreichend; unglücklicherweise aber war ihr eignes Betragen gegen den König von Tanjore so beschaffen, daß sie wider das Verfahren des Dupleix nicht schicklich protestiren konnten; denn sie vermochten ihm nichts zur Last zu legen, das sie nicht selbst gethan hatten. Die Schlacht bey Amboor wurde daher von ihnen gar nicht berührt, sondern sie begnügten sich die Ueberlieferung von Madras zu fodern, da dieses ein Artikel des Aachner Friedens war. Der Admiral Boscawen segelte mit einem Theile seiner Flotte dahin, um von der Stadt Besitz zu nehmen. Dieses geschah auch in der Mitte des Augusts, und zwar erhielten sie die Engländer in einem ganz andern Zustande, als wie sie solche verlassen hatten. Die Gebäude in der weißen Stadt waren unverändert geblieben, die Bastionen und Festungswerke aber erweitert und verbessert worden; einen Theil von der schwarzen Stadt, wo die reichsten armenischen und indischen Kaufleute wohnten, hatten die Franzosen zerstört, und aus den Trümmern der Gebäude ein vortreffliches Glacis gemacht. Dennoch waren die Festungswerke bey weitem nicht mit denen vom Fort St. David zu vergleichen, die so vervollkommt waren, daß die ostindische Compagnie der hieher durch den

Krieg verlegten Regierung von den brittischen Besitzungen auf der Küste von Coromandel, ferner hier zu bleiben verordnete.

Während der Zeit, daß sich Boscawen in Madras aufhielt, entdeckte er, daß die indischen Katholiken, die zu St. Thomas wohnten, und den größten Theil der Bewohner dieses Orts ausmachten, durch den Einfluß ihrer Priester ganz den Franzosen ergeben waren. Der beständige Verkehr mit den Engländern und die große Nachbarschaft veranlaßte, daß die Priester von den geringsten Vorfällen zu Madras Nachricht erhielten, die sie denn sofort an Dupleix meldeten. Dieser Gouverneur machte kund, daß Murzafa-jing der französischen ostindischen Compagnie St. Thomas als ein Eigenthum überlassen hätte. Boscawen, um den Kundschaftern ihr Handwerk zu legen, noch mehr aber um dem großen Nachtheil vorzubeugen, der aus einer französischen Besatzung des Orts für die Engländer entstehen würde, nahm davon Besitz. Diese Stadt hatte viele Jahre lang den Nabobs von Arcot zugehört, nach dem Tode des Anwarodean Khan aber schien sie niemand anzugehören, denn es waren hier weder Civilbeamten, noch Offiziers, die unter Autorität handelten. Man pflanzte daher die englische Flagge auf den Thoren der Stadt; alle verdächtigen Priester wurden verbannt, und einer derselben, den Dupleix bedächtlich von Pondichery hieher geschickt hatte, nach Europa transportirt.

Murzafa-jing und Chunda-saheb waren in dieser Zeit in Arcot beschäftigt, ihre neue Regierung fest zu gründen; sie foderten alle Oberhäupter der Districte

auf, desgleichen alle Commandanten der Forts, Freunde sowohl als Feinde, Contributionen zu bezahlen; unter diesen befand sich auch Mortiz-Ally, Statthalter von Velore, der 700,000 Rupien, ungefähr 5,25000 Rthlr., bezahlte. Sodann brachen Beide mit dem größten Theile ihres Heers nach Pondichery auf, wo sie mit großer Pracht ihren Einzug hielten. Dupleix empfing sie mit den ausgesuchtesten Ceremonien und allen orientalischen Beweisen der Ehrerbietung; er sparte keine Kosten, um dem Murzafa-jing eine hohe Meynung von der Größe und Macht der französischen Nation beyzubringen. Hier wurde der Plan ihrer künftigen Operationen entworfen, und Chunda-saheb machte dem Dupleix ein Geschenk mit der Souveränität über einundachtzig Dörfer, in der Nähe von Pondichery. Beide Fürsten bezogen sodann ein Lager 20 Meilen von der Stadt.

Mahomed-ally, der zweite Sohn des Anwardean Khan, flohe vom Schlachtfelde bey Amboor gerade nach Tritchinapoly, wo seine Mutter nebst dem größten Theile von seines Vaters Schätzen zur Sicherheit hingeschickt worden war. Diese Stadt war nach indischer Art stark befestigt, dennoch blieb wenig Hoffnung übrig, sie gegen Murzafa-jing und die Franzosen zu vertheidigen, es sey denn, daß die Besatzung durch englische Truppen verstärkt würde. Mahomed-ally hoffte, sie würden von der Nothwendigkeit überzeugt seyn, die Fortschritte der Franzosen zu hemmen, und wandte sich daher an sie, sobald er Tritchinapoly erreicht hatte. Er stellte ihnen vor, daß sowohl Murzafa-jing als Chunda-saheb Reichsrebellen wären, daß

Nazir-jing der, wahre vom Großen-Mogul ernannte Subah von Decan, so wie er selbst der wahre Nabob vom Carnatick sey, da er bereits von Nizam-al-mulück zum Nachfolger seines Vaters ernannt worden, und er daher täglich die Bestätigung von Nazir-jing hoffte. Wenig Tage nachher behauptete er auch seine Bestallungsbriefe wirklich erhalten zu haben.

Während daß Dupleix nun an Ausführung eines Plans arbeitete, von welchem er wußte, daß er dem französischen Ministerio höchst angenehm seyn müßte, waren die Agenten der englischen ostindischen Compagnie nicht bevollmächtigt, deren Angelegenheiten ungewissen Kriegsvorfällen auszusetzen; denn da sie nichts von Dupleix Absichten ahndeten, so hatten sie auch von den Directoren keine Vollmacht verlangt, um nach Beschaffenheit der Umstände handeln zu können; zu gleicher Zeit verharrten sie in ihrer alten Ehrfurcht gegen die mogulsche Regierung. Sie wußten nicht, ob Murzafa-jing oder Nazir-jing der wirkliche Subah wäre, eben so ungewiß waren sie auch in Ansehung der Ansprüche des Mahomed-ally auf die Nabobswürde; sie fürchteten daher die Besitzungen der Compagnie in allen Theilen von Indien der Rache des Delhischen Hofes auszusetzen, wenn sie sich in diesen Krieg mischen, und zufällig die unrechte Parte ergreifen sollten. Die Nothwendigkeit war ihre Rechtfertigung bey der Besitznahme von St. Thomas, und schon bereuten sie ihre glückliche Expedition in Tanjore. Da sie an keine Eroberungen dachten, so stellten sie sich vor, daß die Zurückgabe dieser Oerter die mogulsche Regierung befriedigen würde, die sie also ja nicht weiter reizen wollten.

Durch diesen Geist der Behutsamkeit eingeschränkt, zu einer Zeit, wo sie von der andern Seite mit nicht geringer Gefahr bedroht wurden, waren sie unfähig diejenigen Maaßregeln zu nehmen, die ihre Lage verlangte. Anstatt den Admiral Boscawen mit seiner Flotte auf der Küste zu behalten, und dem Mahomedally mit ihrer ganzen Macht beyzustehen, ohne erst lange die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche zu erforschen, schickten sie nur 120 Europäer nach Tritchinapoly, und ließen den Admiral mit allen Schiffen und Truppen nach England zurück kehren, ob er gleich erklärt hatte, daß er bleiben wollte, wenn die englisch-indische Regierung in dieser kritischen Lage ihn darum ersuche.

Die englische Flotte segelte also den 21sten October vom Fort St. David ab, und ließ nur 300 Mann zurück, zur Verstärkung der Besatzung. Die Franzosen waren so sehr von den großen Vortheilen überzeugt, die sie durch Boscawens Abreise erlangen würden, daß sie durchaus nicht glauben wollten, daß er Willens sey Indien zu verlassen; sie glaubten vielmehr, er verließe die Küste blos, um die stürmische Monsun zu vermeiden, und würde hernach wieder kommen. Dennoch, so kurz ihnen diese Abwesenheit auch scheinen mußte, so waren sie doch vorbereitet, davon allen möglichen Nutzen zu ziehen. Den nächsten Tag darauf brach die Armee des Murzafa-jing von Pondichery auf, vereinigte sich mit 800 Europäern und 300 französischen Kaffern nebst einem Zug Artillerie, und so fiel sie ins Königreich Tanjore ein.

Dupleix hatte dem Chunda-saheb nachdrücklich empfohlen, sich durch nichts abwendig machen zu lassen, vor allen Dingen die Stadt Tritchinapoly anzugreifen, da es sehr begreiflich war, daß, so lange als dieser Ort nicht eingenommen würde, Mahomed-Ally immer in Stande wäre, zur Erlangung der Nabobschaft Mittel anzuwenden. Chunda-saheb sahe die Gründlichkeit dieses Raths ein, und um nicht den Eifer des Dupleix für seine Sache zu schwächen, versprach er feyerlich, ihn zu befolgen, ob er sich gleich zu eben der Zeit vornahm, das Gegentheil zu thun. Aus Furcht seine und Murzafa-jings Wichtigkeit zu vermindern, hatte er dem Dupleix sorgfältig verborgen, daß ihre Schätze, ungeachtet der großen Contributionen, durch den Aufwand bey einer so zahlreichen Armee fast erschöpft wären; er fürchtete, daß die Belagerung von Tritchinapoly so lange verzögert werden könnte, daß ihre Truppen wegen Mangel des Soldes davon laufen dürften, noch ehe der Ort genommen wäre; daher beschloß er den Feldzug mit der Belagerung von Tanjore zu eröffnen. Die schlechte Befestigung dieser Hauptstadt machte ihm Hoffnung, sie in wenig Tagen entweder einzunehmen, oder sie doch so zu ängstigen, daß der König dahin vermocht werden würde, durch große Summen Geldes seine Krone zu retten.

Sobald die Armee das Königreich betreten hatte, foderte Chunda-saheb den König auf, den rückständigen Tribut zu bezahlen, und zwar von dem Tode des Nabobs Subder-Ally 1742 an, indem er behauptete, daß alles, was in dieser Zwischenzeit an Anwar-odean bezahlt worden sey, nicht als Tribut zur mogulschen

Regierung, sondern als Hülfsgelder zur Unterstützung eines Rebellen angesehn werden könnte. Es ist der Gebrauch in Indostan, daß der Besiegte alle Kriegskosten bezahlen muß; Chunda-saheb fügte daher zu dieser Tributrechnung sehr große Summen, die seinem Vorgeben nach der Zug des Murzafa-jung nach dem Carnatick gekostet hätte, so daß alles zusammen auf vierzig Millionen Rupien betrug. Der König hatte sich auf die erste Nachricht von der Annäherung des Feindes in seine Hauptstadt eingeschlossen, da er nun den Sturm über sich losbrechen sahe, den er so lange gefürchtet hatte, verlor er den Muth, und erbot sich zur Zahlung. Dieses war dem Chunda-saheb lieber, als die Eroberung des Königreichs, denn die Schätze würden, so wie es hier in gefahrvollen Zeiten gewöhnlich ist, vergraben worden seyn, und keine Landeseinkünfte wären in den ersten Monaten einer Revolution zu erheben gewesen. Um daher dem Könige seine Bereitwilligkeit zum Frieden zu beweisen, hielt er die Armee drey Meilen von der Stadt entfernt, und ersuchte den Befehlshaber der französischen Truppen, keine Feindseligkeiten während der Unterhandlung auszuüben. Der schlaue Tanjore wußte, daß er durch Verzögerung die Verlegenheit seiner Feinde vermehren würde, er suchte daher Zeit zu gewinnen, und demüthigte sich in seinen Briefen so sehr, daß Chunda-saheb sich bis zur Mitte des Decembers aufhalten ließ, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Während dieser Zeit unterhielt der König einen Briefwechsel mit Mahomed-ally in Tritchinapoly, und Beide lagen dem Nazir-jung an, Golconda zu verlassen, und einen Zug

nach dem Carnatick zu thun; auch bat er die Engländer um Beystand, die ihm aber nur ermahnten sich aufs äußerste zu vertheidigen, und ihm nicht mehr als 20 Europäer zu Hülfe schickten, die in der Nacht in Tanjore ankamen.

Dupleix sah mit großem Mißvergnügen die Unthätigkeit der Armee, und schickte Briefe über Briefe, um dem Chunda-saheb die Nothwendigkeit vorzustellen, nach Tritchinapoly zu eilen; da aber seine Ermahnungen kein Gehör fanden, befahl er dem befehlhabenden französischen Offizier, eine auffallende Feindseligkeit zu begehen, um dadurch dem Tractat ein Ende zu machen. Eben zu dieser Zeit fand es auch Chunda-saheb nöthig den Ort anzugreifen, und um den Tanjoren Furcht einzujagen, ließ er die ganze Armee rund um die Stadtmauern unter dem Klang militärischer Musik marschiren. Diese Prozession wurde vier Tage hinter einander wiederholt, aber ohne Wirkung. Die Tanjoren feuerten sogar von den Mauern auf die Truppen, während daß diese ruhig paradirten. Den folgenden Tag griffen die Franzosen drey nahe bey der Stadt liegende Redouten an, und eroberten sie. Diese ernsthafte Scene machte mehr Eindruck, als die vorher gespielten Farcen, denn den nächsten Morgen kamen königliche Abgeordnete ins Lager, um mit Chunda-saheb zu tractiren, der dem Könige nur noch zwey Tage einräumte, seine Vorschläge anzunehmen. Da am dritten Tage noch keine Antwort erfolgt war, ließ er durch die Franzosen Bomben in die Stadt werfen; einige derselben fielen nahe an dem Palast des Königs nieder, der darüber so er-

schrak, daß er sogleich wieder Abgeordnete heraus schickte. Es wurden abermals drey Tage Frist bewilligt, ohne daß man zum Zweck kam. Der französische Befehlshaber, dem diese Verzögerungen noch verdrüßlicher waren, als selbst dem Chunda-saheb, erneuerte das Bombardement, das nunmehr aber auch durch ein starkes Kanonenfeuer von den neu angekommenen Engländern beantwortet wurde. Dieser unerwartete Widerstand sezte die Franzosen in solche Wuth, daß sie eins der Stadtthore bestürmten, und auch eroberten; dennoch aber konnten sie wegen einer starken Verschanzung nicht weiter in die Stadt dringen. Indessen wurde doch die Furcht des Königs durch diesen Vorfall so sehr vermehrt, daß er jezt ernsthaft an einen Friedenstractat dachte, der auch den 21sten December geschlossen wurde. Er bewilligte dem Chunda-saheb als Nabob sieben Millionen Rupien, und den französischen Truppen auf der Stelle 200,000 Rupien zu bezahlen, desgleichen übergab er der französischen ostindischen Compagnie die Souveränität über 81 Dörfer, die vormals zur Stadt Karical gehörten, wo die Franzosen wider seinen Willen 1736 ein Fort gebaut hatten.

Man weiß nicht genau, wie viel von dieser über- 1750
eingekommenen Summe sogleich bezahlt wurde; gewöhnlich übersteigt bey solchen kriegerischen Einsammlungen die erste Zahlung nicht den vierten Theil des Ganzen. Der König von Tanjore zeigte hier den nämlichen Geist der Verzögerung, wie zuvor. Bald schickte er Gold und Silbergeschirr, und seine Hofbedienten zankten sich wie Juden um die Preise, für welche

man es annehmen sollte; bald schickte er alte abgeklipte Münzsorten, von denen er wußte, daß man sie nicht ohne eine genaue und langweilige Untersuchung annehmen würde, und denn wieder einmal Juwelen und kostbare Steine, deren Werth auch nicht so leicht bestimmt werden konnte. Chunda-saheb sahe wohl, worauf diese Künste abzielten, indessen beschloß er lieber Geduld zu haben, als das Geld zu verlieren, das er so nöthig brauchte. Mehrere Wochen verstrichen, und der König hatte noch nicht einmal die erste Zahlung completirt, als Dupleix dem Chunda-saheb Nachricht gab, daß Nazir-jing von Golconda im Anzuge sey, und ihm daher rieth, auf alle Fälle Tanjore in Besitz zu nehmen, und einen Waffenplatz daraus zu machen. Allein diese Neuigkeit sezte den Murzafajing in solches Schrecken, daß er gleich aufbrach, und sich mit großer Eilfertigkeit nach Pondichery zurückzog.

Nazir-jing hatte seinen Neffen Murzafa-jing bisher in Ruhe gelassen, da er seine Entwürfe als unbedeutend ansah, in Vergleich mit den Gefahren, womit er von seinem ältern Bruder Ghazi-odean bedroht wurde, der Anstalten machte, von ihm die Subahschaft zurück zu fodern; er marschirte daher mit einer großen Armee nach Delhi zu, als er von der Schlacht bey Amboor Nachricht erhielt. Die Eroberung des Carnatics verursachte, daß er den Murzafa-jing nicht länger für einen herumziehenden Abentheurer, sondern für einen fürchterlichen Rival hielt; er gab daher seinen Plan Delhi betreffend auf, und marschirte nach Golconda zurück, wo er sein Heer verstärkte, und an

alle Nabobs und Rajahs Befehle schickte, sich bereit zu halten, ihn mit den zum Reichscontingent gehörigen Truppen zu begleiten. Der schleunige Gehorsam, mit dem diese Befehle befolgt wurden, macht es glaublich, daß sie ihn für den wahren Repräsentanten des Großen-Moguls hielten. Eine Zeitlang war Nazirjing der Meynung, daß die Nachricht allein, von seinen außerordentlichen Zurüstungen, seinen Neffen erschrecken und zur Unterwerfung bringen würde; da er aber fand, daß dieser seine Vortheile verfolgt hatte, und nach Tanjore marschirt war, so brach er endlich auf, und rückte gegen den Carnatick an. Sein Heer, das mit allem beladen war, was nur der Luxus in den Hauptstädten Indiens vereinigen konnte, machte kleine Märsche, und wurde täglich verstärkt. Er hatte von den Maratten 30,000 Mann in Sold genommen. Morari-row, der ehmalige Gouverneur von Tritchinapoly, commandirte 10,000 derselben, mit welchen er voraus ging; er traf bey der Pagode Chillambrun Murzafa-jings Armee an, die sich von Tanjore zurückzog. Da er nicht stark genug war eine Schlacht zu liefern, so wandte er wenigstens alles an, ihren Marsch durch wiederholte Anfälle aufzuhalten. Murzafa-jing und Chunda-saheb kamen nach Pondichery, um mit Dupleix Maaßregeln zu nehmen, der ihnen große Vorwürfe machte, daß sie nicht Tritchinapoly angegriffen und Tanjore in Besitz genommen hätten. Es war nun nicht länger Zeit sich zu verstellen, daher Chunda-saheb die Bewegungsgründe seines Betragens frey gestand, und daß der Geldmangel bey ihnen groß sey. Er fügte hinzu, daß die in Tanjore erhal-

[illegible] Summen und bereits ausgegeben wären, und [illegible] die Armee am starker rückständiger Sold zu- [illegible], so daß man täglich eine Rebellion, oder eine [illegible] aller Truppen besorgen müßte. Die [illegible] Großmuth des Chunda-saheb sicherte ihn für [illegible] Verdacht, in dieser Erklärung nicht aufrichtig zu [illegible]; und nun zeigte Dupleix seine Fähigkeit und ent- [illegible]lossenen Geist, alles zu wagen. Er bedachte sich [illegible] einen Augenblick, die Cassen der französischen [illegible]ndischen Compagnie auszuleeren, um seine bedräng- [illegible] Bundsgenossen zu unterstützen. Sie erhielten [illegible] ihm 50,000 Pf. St. und das Versprechen von [illegible]ch weit größern Summen. Diese Hülfe beruhigte [illegible] Armee des Murzafa-jing. Dupleix vermehrte noch [illegible]erdem die französischen Truppen bis auf 2000 Eu- [illegible]päer.

Sobald Nazir-jing den Carnatick betreten hatte, [illegible]derte er den Mahomed-Ally auf, von Tritchinapoly [illegible] ihm zu stoßen; auch schickte er Briefe nach dem [illegible]ort St. David, worin er die Engländer um euro- [illegible]äische Hülfstruppen bat. Das Fort Gingee, 35 [illegible]nglische Meilen von Pondichery, bestimmte er zum [illegible]Sammelplatz. Täglich kamen hier große Schaaren [illegible]n, bis endlich in der Mitte des März Nazir-jing [illegible]lbst anlangte. Das Ganze seiner ungeheuern Armee [illegible]estand nunmehr in 300,000 Mann Soldaten, ohne [illegible]en zahllosen Troß zu rechnen; mehr als die Hälfte [illegible]esselben war Cavallerie; dabey hatte er 800 Kano- [illegible]en und 1300 Elephanten. Diese große Macht, und [illegible]ie Anzahl der bey ihm befindlichen Fürsten, über- [illegible]eugte die Engländer, daß Nazir-jing der wirkliche

Subah sey; sie befahlen daher, daß das Detaschement in Tritchinapoly mit dem Mahomed-Ally marschiren sollte, der mit 6000 Mann Reiterey bey Valdore zum Nazir-jing stieß. Einige Tage nachher vereinigte sich auch der Major Lawrence nebst 600 Europäern mit ihm, die man vom Fort St. David sandte. Beide Heere waren nun einander im Gesicht gelagert.

Zwey Abgeordnete begleiteten den Major Lawrence, um mit Nazir-jing im Namen der englischen ostindischen Compagnie zu tractiren. Er empfing sie sehr höflich, und unter andern orientalischen Complimenten trug er dem Major das Commando über seine ganze Armee an. Sein Wille war, den Feind sogleich anzugreifen. Lawrence stellte ihm vor, daß der Angriff viel Blut kosten würde, weil die Franzosen vortheilhaft postirt und mit einer zahlreichen Artillerie versehn wären; wenn er aber mit seiner Armee aufbrechen und sich zwischen dem feindlichen Heer und Pondichery lagern wollte, so würde er ihnen dadurch die Communication abschneiden, und sie in der nachtheiligsten Lage zum Fechten zwingen. Die Antwort war: „Was! soll der große Nazir-jing, der Sohn „des Nizam-al-muluck, selbst um Vortheile zu erlan„gen sich so weit erniedrigen, daß es schien, er flöhe „vor einem so verächtlichen Feinde? Nein! lieber ihn „von vorn angegriffen!“ Lawrence erwiederte, daß er nach Gutdünken handeln möchte, und daß in jedem Falle die Engländer ihn unterstützen würden. Beide Heere stunden nun einander so nahe, daß ein Treffen unvermeidlich schien. Die Unordnung bey dem fran-

zösischen Corps war damals so groß, daß Nazir-jungs Vorsatz die glücklichsten Folgen versprach.

Die französischen Offiziers, die sich bey der Belagerung von Tanjore befanden, hatten für ihr Interesse so wohl gesorgt, daß sie die für sie bestimmte Summe von den ersten Geldern, die der König bezahlte, abgezogen hatten. Nach dem Rückzuge ging der größte Theil der Offiziers von der Armee ab, um sich in Pondichery auszuruhen, und andre wurden an ihre Stelle geschickt. Diese, die eben ihre Dienste antraten, da sich der Feind näherte, klagten laut, daß sie sich nun in Gefahren begeben sollten, ohne einen Prospect von Vortheilen zu haben, während daß man denjenigen, die so leicht bey Tanjore ansehnliche Summen bekommen, erlaubte sich zu entfernen. Sie machten Vorstellungen, und verlangten so viel Geld, als die andern erhalten hatten. Dupleix bemühte sich, sie durch Strenge zu ihrer Pflicht zu bringen, allein wenn man einen in Verhaft nahm, so verlangten sie alle ein gleiches Schicksal. Ihre Anzahl war zu groß, um sie in diesem kritischen Zeitpunkt in dem Lager zu entbehren, daher man sie ohne Strafe ließ. Diese gezwungene Nachsicht nutzten sie um Factionen zu machen und das Mißvergnügen zu verbreiten. Die gemeinen Soldaten folgten dem Beyspiele ihrer Offiziers, wurden übermüthig und wollten nicht gehorchen.

In dieser Verwirrung befand sich das französische Lager, als Major Lawrence beym Nazir-jung anlangte. Den folgenden Tag marschirten beide Heere gegen einander auf, und eine Kanonade erfolgte. Der fran-

zösische Befehlshaber Auteuil, der sich auf seine Truppen nicht verlassen konnte, und den Angriff der Engländer fürchtete, schickte einen Trompeter an Lawrence, um ihm zu sagen, daß, obgleich die Truppen ihrer beiden Nationen sich in gegengesezten Armeen befänden, so wünschte er doch nicht europäisches Blut zu vergießen; da er also nicht wüßte, wo die Engländer in Nazir-jungs Schlachtordnung ihren Posten hätten, so wäre er zu entschuldigen, wenn ihnen die französischen Kugeln Schaden thäten. Der englische Befehlshaber antwortete, daß die Flagge seiner Nation bey seinen Kanonen wehen würde, und daß hieran der Posten der Engländer erkannt werden könnte. Er fügte hinzu: daß, ob er gleich eben so unwillig sey, europäisches Blut zu vergießen, so würde er dennoch die Kugeln, die auf seine Truppen abgeschossen werden sollten, gewiß erwiedern. Bald nachher geschah ein Schuß aus der französischen Besatzung ins englische Lager; Lawrence glaubte, daß man ihn dadurch versuchen wollte, und ließ mit drey Kanonen die Antwort geben. Die aufrührischen französischen Offiziers, anstatt die Soldaten zu ermuntern, schwächten vielmehr ihren Muth durch übertriebene Beschreibungen von der Macht des Feindes. Die Kanonade that wenig Wirkung, und hörte mit anbrechender Nacht auf.

Kaum war dieses geschehn, so verließen dreyzehn Offiziers das Lager, und vermehrten durch diese schändliche Desertion die Vorurtheile der Truppen, die es der Furcht zuschrieben. Auteuil, der die Folgen davon fürchtete, entschloß sich auch das Lager zu verlas-

sen und mit allen Franzosen nach Pondichery zu flüchten. Murzafa-jing und Chunda-saheb, die zwar von dem Auftritte wußten, allein sich nie vorstellten, daß es so weit kommen würde, waren vor Bestürzung außer sich, da sie sahen, daß alle ihre Bitten bey Aumail vergebens war, der fest bey seinem Vorsatz beharrte.

Schon einige Tage vorher war eine Communication zwischen beiden Lägern gewesen, und man hatte insgeheim Unterhandlungen gepflogen. Verschiedene Befehlshaber von Nazir-jings Armee hatten den Murzafa-jing versichert, daß, wann er sich unterwürfe, sie seine Person beschützen und den Tractat garantiren wollten, den er mit seinem Onkel machen würde; da er sich aber auf Dupleix und die französischen Truppen verließ, so wollte er von keiner Unterwerfung hören. Nunmehr aber war keine Zeit zu verlieren, da man überzeugt war, daß die Folgen des Rückzugs der Franzosen sich in wenig Stunden äußern, das ganze Heer für seine Sicherheit sorgen, und entweder fliehen oder zum Nazir-jing übergehn würde. Chunda-saheb, der alles von dem Zorn des Nazir-jing zu befürchten hatte, begleitete die Franzosen nach Pondichery. Dennoch war Murzafa-jing unentschlossen. Seine vornehmsten Offiziers stellten ihm die unauslöschliche Schande vor, mit der großen Reichsfahne, die er bey sich hatte, zu fliehen; denn es herrscht ein Vorurtheil, daß man unter dem Schutze dieses Paniers nicht fliehen darf. Er schlug daher ab, den Chunda-saheb zu begleiten, verließ sich auf die Versprechungen von Nazir-jings Feldherren, und schickte

Abgeordnete in das feindliche Lager, mit Vorschlägen sich zu unterwerfen. Nach diesen traurigen Berathschlagungen, denen Chunda-saheb noch beygewohnt hatte, nahmen die beiden Freunde von einander den zärtlichsten Abschied, mit der Hoffnung sich in einer glücklichern Stunde wieder zu sehn; sie schieden mit wechselseitigen Betheurungen einer ewigen Freundschaft, die, so selten sie auch unter den Fürsten in Indostan ist, doch hier aufrichtig war. Die französischen Truppen, nebst einem kleinen Corps von Chunda-sahebs Reiterey, verließen ganz in der Stille um Mitternacht das Lager, und zwar in solcher Verwirrung, daß sie 40 Kanonier mit eilf Kanonen zurückließen.

Die Abgeordneten des Murzafa-jing wurden in Gegenwart aller Großen zum Nazir-jing geführt, der vor Freuden außer sich war, daß er seinen Neffen in seine Gewalt bekommen sollte, daher er kein Bedenken trug, auf den Koran zu schwören, ihn weder zum Gefangenen zu machen noch ihm die Statthalterschaft zu entziehn, die er bey seines Großvaters Lebzeiten besaß. Auf diese Versicherung verließ Murzafa-jing sein Lager, um seinem Onkel zu huldigen. Kaum aber näherte er sich dem Hauptquartier, als er in Verhaft genommen und in ein Zelt gebracht wurde, wo man ihm sogleich Ketten anlegte. Mittlerweile wurde sein Lager angegriffen, wo man wenig Widerstand that. Das Blutbad war erschrecklich, denn die Truppen des Subah gaben keinen Pardon. Ein Trupp Reiter fiel über die französischen Artilleristen her, die durch die unbegreifliche Nachläßigkeit der Ihrigen so

schändlich zurück gelassen worden waren, und hieb den gröſsten Theil derselben nieder. Es wäre niemand davon gekommen, allein die Engländer entrissen einige ihrer Wuth, die aber fast alle verwundet waren. Die Maratten, unter Anführung des Morari-row, verfolgten das französische Corps, und erreichten es noch vor den Hecken von Pondichery. Auteuil stellte seine Truppen in ein Viereck, das Morari-row muthig angriff, und auch wirklich mit 15 Mann durchbrach, in der Meynung, daſs ihm die andern folgen würden. Diese blieben aber zurück; er wurde im Augenblick umringt, und blos sein Muth rettete ihn aus dieser groſsen Gefahr; denn er hieb sich mit sechs Mann durch, nachdem neun an seiner Seite gefallen waren. Die Maratten fuhren fort die französischen Truppen zu beunruhigen, bis diese die besagten Hecken erreicht hatten; neunzehn Europäer wurden dabey getödtet, und der Verlust würde noch gröſser gewesen seyn, wenn Chunda-sahebs Reiterey nicht so tapfer bey diesem Rückzuge gefochten hätte.

Da nun die Armee des Murzafa-jing gänzlich zerstreut, und er selbst ein Gefangener war, so schien nunmehr alles dem Nazir-jing den ruhigen Besitz seiner Subahschaft zu versichern, aber seine Fähigkeiten waren einer so hohen Würde nicht angemessen, und die Verrätherey hatte bereits in seinem Cabinet ihren Sitz genommen. Die Nabobs von Cudapa, von Canoul und von Savanore waren die vornehmsten Fürsten, die ihn nach dem Carnatick begleitet hatten; sie waren alle drey von Geburt Pitanen, und be-

faßen die diesem Volke eigne Verwegenheit. Sie hatten die Auffoderung des Nazir-jing befolgt, und waren im Felde erschienen, in der Hoffnung, daß ihnen zur Belohnung ihrer Kriegsdienste gewisse ansehnliche Summen nachgelassen werden würden, die sie der mogulschen Schatzkammer noch bezahlen sollten; Nazir-jing aber, der ganz den Stolz eines Subah angenommen hatte, hörte sie nicht an, sondern behandelte sie als Lehnsassen, die nichts mehr als ihre Pflicht gethan hätten. Diese fehlgeschlagene Erwartung verursachte, daß sie eines Kriegs überdrüssig wurden, bey dem sie kein Interesse hatten, daher sie auch die ersten gewesen waren, die dem Murzafa-jing gerathen sich zu unterwerfen. Diese Absichten, eine Versöhnung zu befördern, hatten auch mehrere Große von Nazirjings Hofe, worunter auch Schanavaze Khan, der vornehmste Minister, war. Allein diese wurden durch bessere Bewegungsgründe geleitet; denn da sie ihr Glück dem Nizam-al-muluck zu verdanken hatten, so war ihnen sein Andenken zu heilig, daß sie nicht einen bürgerlichen Krieg zwischen seinem Sohne und Enkel mit Betrübniß hätten sehn sollen. Sowohl gegen diese Nabobs und Minister als gegen die Abgeordneten des Murzafa-jing hatte Nizir-jing die feyerlichsten Versprechen gegeben, seinem Neffen kein Leid zu thun; dennoch hatte er sie gebrochen, sobald dieser in seiner Gewalt war. Dieses bundbrüchige Betragen kränkte alle diejenigen empfindlich, die den Prinzen zur Unterwerfung beredt hatten. Die Minister begnügten sich, hierüber ihrem Herrn sanfte Vorstellungen zu thun, die pitanischen Nabobs hingegen klagten

laut über dieses Betragen, als über eine Beleidigung, die sie selbst beträfe, da sie sich für des Subahs Versprechen verbürgt hätten; und von diesem Augenblicke an machten sie unter sich einen geheimen Vertrag, um gewisse Entwürfe auszuführen; sie kamen dabey überein, keine weitern Spuren von Mißvergnügen zu zeigen, bis es Zeit seyn würde loszubrechen.

In Pondichery hatte der Rückzug der französischen Truppen, die Nachrichten von Murzafa-jings Gefangenschaft und der Zerstreuung seines Heers die größte Bestürzung erregt. Indessen war Dupleix, ob er gleich mehr als alle andre bey diesen schrecklichen Unfällen zu fürchten hatte, dennoch so sehr Meister seiner selbst, daß er seine Unruhe verbarg, und große Heiterkeit zeigte. Er befahl sogleich den Truppen, ein Lager im freyen Felde außerhalb den berufenen Hecken aufzuschlagen, und versahe sie mit andern Offiziers; die Aufrührer wurden in Verhaft genommen, und über den Befehlshaber Auteuil ließ er Kriegsrecht halten, weil er ohne Ordre das Heer der Bundsgenossen verlassen hatte. Durch diese muthvolle Thätigkeit belebte er die Truppen von neuem, und feuerte ihre Hoffnungen an. Er wußte, daß die Anzahl seiner Europäer, ohne von einer indischen Armee unterstützt zu seyn, nicht hinreichend war, um gegen die große Macht des Nazir-jing Stand zu halten; allein seine Kenntniß von dem Charakter der Fürsten in Indostan ließ ihn hoffen, Factionen an dem Hofe des Subah zu entdecken, oder solche zu erzeugen, die, wenn sie mit Kunst behandelt würden, vielleicht die verzweiflungsvolle Lage des Murzafa-jing und Chunda-saheb endi-

gen könnten. Um daher Zeit zu gewinnen und Nachrichten einzuziehn, die ihm so nöthig waren, beschloß er eine Unterhandlung anzufangen. Er hatte einige Tage zuvor einen Brief an Nazir-jing geschrieben, worin er sich zum Frieden erbot, wenn Murzafa-jing seine vorige Statthalterschaft wieder erhielt, und Chunda-saheb im Besitz vom Carnatick gesezt würde. Dieser Brief blieb unbeantwortet, ein Umstand, von dem Dupleix den Nutzen zog, seine listige Correspondenz fortzusetzen. Er gab vor, daß der Rückzug der französischen Truppen auf seinen Befehl geschehen sey, in der Hoffnung dadurch den Frieden zu beschleunigen, wenn er einen so öffentlichen Beweis von seiner Abneigung gegen fernere Feindseligkeiten gäbe; und um Nazir-jing zu überführen, daß die Franzosen nicht die Flucht genommen, wie man in seinem Lager glaubte, so behauptete er kühn, daß sie ein großes Blutvergiessen angerichtet, als man sie beym Rückzug angegriffen hätte. Ueberdem erinnerte er ihn an die Gastfreyheit, die seine Schwester, die Mutter des Murzafa-jing, in Pondichery genossen, empfahl diesen Prinzen seiner Gnade, und bat um Erlaubniß, Gesandte an ihn schicken zu dürfen.

Nazir-jing bewilligte die Gesandtschaft anzunehmen. Es begaben sich daher zwey aus dem Conseil nach dem Lager, von denen einer mit der indostanischen und persischen Sprache sehr bekannt war; die einzigen Sprachen, deren man sich an den Höfen der muhamedanischen Fürsten in Indien bedient. Sie erhielten eine Ceremonien-Audienz, nach welcher sie mit den Ministern in Unterhandlung traten. Zuerst

geschahen hohe Foderungen, endlich aber thaten sie ihre lezten Vorschläge, daß nämlich die Staaten des Murzafa-jing dem Sohne dieses Prinzen so lange übergeben werden sollten, bis Nazir-jing mit dem Vater ausgesöhnt wäre, und daß Chunda-saheb zum Nabob vom Carnatick ernannt werden müßte. Die Minister, obgleich viele von ihnen dem Murzafa-jing wohlwollten, unterstanden sich doch nicht, ihrem Herrn diese Foderungen vorzutragen; sie sagten den Gesandten, daß die Ansprüche des Chunda-saheb um so weniger Statt fänden, da der Carnatick bereits dem Mahomed-Ally, dem Sohne des Anwar-odean Khan, gegeben worden sey. Die Gesandten verließen das Lager, nach einem Aufenthalt von acht Tagen, der dem Scheine nach fruchtlos, aber in der Wirklichkeit höchst vortheilhaft gewesen war, und völlig den Endzweck des Dupleix erreichte, Nazir-jings Hof kennen zu lernen, und einen Briefwechsel mit den mißvergnügten Nabobs zu gründen.

Das geheimnißvolle Betragen der französischen Abgeordneten blieb nicht ohne Verdacht, und der Major Lawrence erhielt Nachricht, daß eine Verschwörung gegen den Subah auf dem Tapet sey, in welcher Schanavaze Khan, der vornehmste Minister, mit einstimme. Der lezte Theil der Nachricht war falsch, und der erste Theil konnte nicht erwiesen werden; dennoch verlangte Lawrence Audienz, und bemühte sich, Nazir-jing mit dem Gehörten bekannt zu machen; sein Dolmetscher aber hatte nicht den Muth, eine Erklärung zu thun, die ihm wahrscheinlich das Leben gekostet hätte, und verdolmetschte daher ganz andre

Dinge. Es war keine andre Methode möglich, ihm diese Nachricht beyzubringen, weil die Würde eines Subah nicht erlaubte, geradezu an ihm Briefe zu schicken, und niemand zu einer Privataudienz gelassen wurde, als sein vornehmster Minister, der hier mit in der Anklage verwickelt war, oder die Hofbedienten, die ganz von diesem Minister abhingen.

Nach der Rückkehr der Abgeordneten fing Chunda-saheb an Truppen zu werben, und Dupleix glaubte, daß es nöthig sey, den Ruhm der französischen Waffen durch eine Unternehmung wieder herzustellen, die seine Bundsgenossen in Nazir-jings Lager überzeugen könnte, daß er entschlossen wäre, den Krieg fortzusetzen. Auteuil, der das Commando wieder übernommen hatte, brach in der Nacht mit den Franzosen auf, und überfiel einen Theil des Lagers, in welches sie ohne Widerstand eindrangen; denn nach indischer Gewohnheit halten die Soldaten ihre Hauptmahlzeiten in der Nacht, und nachher nehmen sie Opium oder andre schlafmachende Mittel, da denn das ganze Lager gegen Morgen sich in einem so tiefen Schlaf befindet, daß eine Handvoll entschlossener Leute tausend niedermachen können, bevor diese munter werden.

Der Major Lawrence war mit den Engländern noch immer im Lager, und lag dem Nazir-jing an, das Geschenk zu bestätigen, das Mahomed-Ally, jetziger Nabób vom Carnatick, der ostindischen Compagnie mit einem Strich Landes bey Madras, als eine Belohnung für den Beystand ihrer Truppen, gemacht hatte. Der Subah hatte oft versprochen dies Gesuch zu bewilligen, allein sein Minister Schanavaze Khan verhinderte die

Ausfertigung des Firmans, weil er diese Cession der Majestät des Reichs unwürdig hielt. Lawrence, dieser Verzögerung überdrüssig, drang auf eine entscheidende Antwort, worauf man ihm alle Befriedigung versprach, wenn er mit den englischen Truppen nach Arcot marschiren wollte, als wohin Nazir-jing entschlossen war sich mit seinem ganzen Heere zu begeben. Diesen Antrag konnte er nicht wohl eingehn, aus Besorgniß, daß in seiner Abwesenheit die Franzosen und Chunda-saheb etwas Nachtheiliges gegen die englischen Besitzungen unternehmen möchten. Er bemühete sich daher, den Subah von diesem Vorhaben abzubringen, indem er ihm vorstellte, daß die Feinde hiedurch Gelegenheit bekommen würden, ihre Macht zu verstärken, und neue Feindseligkeiten auszuüben; dagegen wenn er in der Nähe von Pondichery bliebe, könnte er ihnen alle Gemeinschaft mit den umliegenden Provinzen abschneiden, und sie so in die Enge treiben, daß sie genöthigt würden, alles einzugehn. Diese Vorstellungen waren fruchtlos, daher Lawrence mit seinen Truppen nach dem Fort St David zurück marschirte. Gegen Ende des Aprils brach Nazir-jing auch aus seinem Lager bey Valdore auf, und nahm seinen Zug nach Arcot.

Von hieraus schickte er Befehl nach Masulipatnam, die dortigen der französischen Compagnie gehörigen Häuser und Güter in Beschlag zu nehmen; ein gleicher Befehl ging nach Yanam, einer andern Stadt, die voller Manufacturen ist. Dieses geschah ohne Gewaltthätigkeit und Plünderungen, auch war der Schade nicht beträchtlich. Dupleix aber, der den vertheidi-

gungslosen Zustand von Musalipatnam kannte, beschloß sich zu rächen, und die Stadt anzugreifen, deren Besitz schon längst zu seinem Plan gehört hatte, daher auch Murzafa-jing ihm hatte versprechen müssen, sie der französischen Compagnie zu überlassen. Dieser Ort liegt an der Mündung des Flusses Kristna, und ist der Seehafen von Golconda und der westlichen Provinzen in diesem Theile der Halbinsel; sie war ehmals der größte Handelsplatz, und eine der reichsten und volkreichsten Städte in Indostan. Das Wort Patnam bedeutet eine Stadt; dieser Umstand ist einigen neuern Schriftstellern unbekannt gewesen, die durch den großen Ruf des Orts verführt wurden, und sich daher nicht lange bedachten, die ganze pitanische Nation, wie auch eine Dynastie Delhischer Könige von einer arabischen Colonie abzuleiten, die, wie sie sagen, vor 400 Jahren Masulipatnam gründete. Die Stadt hat noch heut zu Tage einen beträchtlichen Handel, und ist wegen ihrer gemalten Zeugmanufacturen berühmt; denn die Pflanzen, aus welchen die Farben gezogen werden, wachsen nirgends in solcher Vollkommenheit, als in dieser Gegend. Im Anfange des Julius langte hier ein französisches Detaschement von 200 Europäern und 300 Sepoys in der Nacht an, und überrumpelten die Stadt ohne viel Mühe, die sie sodann in einen bessern Vertheidigungsstand sezten.

Während dieser Zeit standen die französischen Truppen immer noch in ihrem alten Lager, sie hatten solches dem Subah gleichsam zum Trotz auf dem neuen Territorio aufgeschlagen, das ihnen von Murzafa-jing überlassen worden war. Diese Beleidigung

aber wurde von Nazir-jung übersehn, der die Gefangenschaft seines Neffen für eine hinreichende Sicherheit wider fernere Unruhen hielt, und sich daher ganz seinen Lieblingsvergnügungen, den Weibern und der Jagd, überließ. Er gab sich zwar mit Regierungsgeschäften nicht sehr ab, dennoch entschied er ohne Untersuchung, wenn ihm seine Minister etwas vortrugen, und seine Befehle, sie mochten noch so abgeschmackt seyn, waren unwiderruflich. Sein Eigensinn verdroß seine eifrigsten Anhänger, und seine Trägheit machte ihn seinen Feinden verächtlich. Die pitanischen Nabobs schmeichelten sich bey ihm dadurch ein, daß sie ihn zu seinem Lasterleben aufmunterten, wobey sie zu gleicher Zeit dem Dupleix anlagen, loszubrechen.

Dupleix folgte ihrem Rath, und ließ durch 500 Europäer die Pagode Trivadi angreifen, die 15 englische Meilen vom Fort St. David lag. Man nahm sie ohne Widerstand ein. Diese Pagode diente zur Citadelle einer großen Stadt, und der Besitz derselben sezte die Franzosen in den Stand, die Einkünfte des Districts einzusammeln. Sie drangen weiter bis zum Fluß Pannar vor; dieses beunruhigte den Mahomed-Ally, der den Subah um Erlaubniß bat, ins Feld zu rücken, und die Länder zu vertheidigen, die er ihm gegeben hätte; wobey er versicherte, daß die Engländer wegen ihres eignen Interesse sich mit seinen Truppen vereinigen würden. Nazir-jung war so sehr gegen die Engländer aufgebracht, weil sie ihn nicht hatten nach Arcot begleiten wollen, daß man Mühe brauchte ihn zu bewegen, seinem Vasallen zu erlauben,

sich ihrer Hülfe zu bedienen. Die Engländer hatten das Versprechen von Mahomed-Ally erhalten, daß er alle Kosten bey dieser Expedition tragen wollte, und ließen also 400 Europäer und 1500 Sepoys ins Feld rücken; sie stießen zur Armee des Nabobs, die 20,000 Mann stark war, von denen mehr als die Hälfte zu Nazir-jings Truppen gehörten.

Die Franzosen hatten sich an dem Ufer des Flusses Pannar in einem Walde gelagert und stark verschanzt. Um sie aus diesem Posten herauszuziehn, rückte man auf Trivadi los, und foderte die Besatzung auf, die aber von keiner Uebergabe hören wollte. Der englische Befehlshaber, Capitain Cope, rieth dem Nabob, die Mauern durch seine Truppen bestürmen zu lassen, während der Zeit die Engländer die Thore einschießen sollten. Der Nabob war es zufrieden, allein seine Truppen wollten sich diesem gefährlichen Versuche nicht unterziehn; die Armee marschirte also nach den französischen Verschanzungen zurück, und stellte sich unter den Kanonen in Schlachtordnung. Der französische Befehlhaber aber schickte einen Offizier an die Engländer mit der Erklärung, daß, wenn sie sich nicht sogleich entfernten, er genöthigt seyn würde, auf sie zu feuern. Capitain Cope erwiederte, daß die Engländer Bundsgenossen des Nabobs wären, ihn als solche in seinen Staaten begleiteten, und ihm ihre Hülfe wider alle diejenigen versprochen hätten, die sich seiner rechtmäßigen Autorität widersetzen würden. Kaum war der Offizier zurück, als die Franzosen auf die englischen Truppen zu feuern anfingen. Diese antworteten, und so dauerte das Feuer

bis in die Nacht, da sich denn die Engländen mit einem Verlust von 10 Europäern und 50 Sepoys zurück zogen; von des Nabobs Armee waren 200 getödtet worden; die Franzosen hingegen, durch ihre Verschanzungen gedeckt, hatten nur einen sehr geringen Verlust. Dieser üble Erfolg schlug den Muth des Mahomed-Ally so sehr nieder, als wenn er eine gänzliche Niederlage erlitten hätte, daher war er voller Angst und wollte sich durchaus zurück ziehn, unter dem Vorwande, daß seine Armee nicht subsistiren könnte, weil alle Provisionen von Arcot kommen müßten, und diese Transporte leicht den Franzosen in die Hände fallen dürften. Wenn die Engländer bey diesem Rückzuge den Nabob begleiteten, so hatten sie ihm keinen andern Dienst gethan, als den Zug seiner Armee zu vergrößern; dieses war auch die Hauptabsicht des Nabobs, der sich mit seinen europäischen Alliirten brüsten wollte. Cope aber hatte Befehl, sich nicht weit von den französischen Posten zu entfernen, damit seine Communication vom Fort St. David nicht abgeschnitten würde; desgleichen war ihm aufgegeben, alles anzuwenden, damit es zu einem Treffen käme; er bestand daher darauf, daß der Nabob zwischen dem Feinde und Pondichery sein Lager nehmen sollte. Es war unmöglich, zwey so entgegengesezte Meynungen zu vereinigen; dieser Umstand brachte den Nabob so sehr wider seine Bundsgenossen auf, daß, als diese die verabredeten Kriegskosten verlangten, er anfangs allerhand Entschuldigungen machte, und endlich geradezu erklärte, daß er kein Geld hätte. Er gab vor, seine Schatzkammer sey leer, weil er dem Nazir-jing

zwey Millionen Rupien gegeben hätte. Der Major Lawrence, der im Fort St. David commandirte, und nicht allein der vornehmste Offizier, sondern auch Interims-Gouverneur des Etablissements war, hielt sich durch diese Treulosigkeit des Nabobs so beleidigt, daß er sogleich die englischen Truppen zurück rief, die auch den 19ten August im Fort St. David wieder eintrafen.

Kaum waren sie abmarschirt, als die Franzosen ihre Verschanzungen bey Valdore verließen, und sich mit den Truppen in Trivadi vereinigten. Ihre jezt zusammen gezogene Macht bestand in 1800 Europäern, 2500 Sepoys und 1000 Mann Cavallerie, die Chunda-sah anführte, nebst zwölf Kanonen. Die Armee des Mahomed-Ally war 5000 Mann Infanterie und 15000 Mann Cavallerie stark. Diese leztre anstatt in der Ebene zu stehn, war hinter Verschanzungen gelagert, und diese Verschanzungen waren von allen Kanonen entblößt, da man solche in die Zwischenräume gestellt hatte; im Rücken des Heers war ein Fluß. Es war am 21sten August, als die Franzosen anrückten, diese unsinnige Stellung anzugreifen. Man stürmte die Verschanzungen, die Vertheidiger flohen, und ließen ihre Kanonen im Stich, die nun auf die in Unordnung gebrachte Cavallerie gerichtet wurden. Alles suchte sich jezt zu retten, viele stürzten sich in den Fluß und ersoffen. Der durch seinen Geiz gestrafte Nabob entkam mit großer Mühe, und erreichte Arcot nur von drey Personen begleitet. Ohne die Ertrunkenen, fand man im Lager beynahe 1000 Todte; die Franzosen verloren nicht einen einzigen Mann, sie hatten nicht einmal einen Verwundeten.

Selbst dieser Sieg war nicht vermögend, den Nazir-jing aus seiner Trägheit in Arcot zu reißen. Dupleix beschloß, diese Unthätigkeit und die allgemeine Bestürzung zu nutzen, welche durch diese Schlacht in alle benachbarten Provinzen verbreitet worden war; er befahl daher den französischen Truppen Gingee anzugreifen. Dieser Ort war ehemals die Residenz von einem Stamme marattischer Könige, deren Staaten sich von hier bis ans Königreich Tanjore erstreckten; von ihnen stammte auch der berühmte Sevagy ab. Die Festungswerke hatten die Kennzeichen von dem militärischen Charakter dieser Nation. Eine starke mit vielen Thürmen flankirte Mauer hatte einen Umfang von drey englischen Meilen, und schloß drey Berge ein, die einen Triangel bilden; sie sind alle steil und geborsten, und haben auf den Gipfeln große, stark befestigte Forts. Ausserdem befinden sich noch andre Festungswerke auf dem Abhange der Berge. In der Ebene ist eine große Stadt. Die Indier, welche keine Festungen für ansehnlich halten, wenn sie nicht auf steilen Anhöhen liegen, haben immer Gingee als die stärkste Festung im Carnatick betrachtet.

Der Oberste von Bussy machte mit 250 Europäern und 1200 Sepoys den Vortrab, um zu versuchen, ob man den Ort nicht überrumpeln könnte, er fand aber bey der Ankunft 5000 Mann, die aus dem Treffen von Trivadi entflohen waren, und sich hier unter den Mauern gelagert hatten; sie waren auch mit Kanonen versehen, die von Europäern bedient wurden. Er wartete daher, bis die übrigen franzö-

ſiſchen Truppen in der Nähe waren, da er denn die Feinde angriff, die wenig Widerſtand thaten. Die Europäer, die ſich zur Bedienung der Artillerie hatten dingen laſſen, wurden faſt alle niedergehauen. Ein Stadtthor wurde darauf vermittelſt einer Petarde geſprengt, und die Franzoſen rückten mit aller ihrer Artillerie und Bagage in die Stadt, woſelbſt ſie ſich barricadirten. In dieſer Lage waren ſie einem beſtändigen Feuer von den drey Bergen ausgeſezt. Die Mohren warfen auch eine groſze Menge Raketen in die Stadt, um ſie in Brand zu ſtecken. Die Franzoſen bombardirten die Forts aus kleinen Mörſern die ganze Nacht durch, bis der Mond unterging; dieſes war das Signal die Berge zu ſtürmen. Niemand als Europäer wurden zu dieſer kühnen Unternehmung gebraucht, die alle drey Berge zu gleicher Zeit anfielen, und Eine Redoute nach der Andern mit dem Degen in der Fauſt eroberten, bis ſie die Hügel erreichten, die mehr als alles andre befeſtigt waren; dennoch petardirten ſie die Thore, und als der Tag anbrach, fanden ſie ſich im Beſitz von allen drey Bergen, mit einem Verluſt von nicht mehr als zwanzig Mann. Da ſie bey Tage die überwundenen Schwierigkeiten betrachteten, ſo wuſzten ſie nicht, ob ſie mehr über die Geſchwindigkeit, womit ſie die Unternehmung ausgeführt, oder über die auſzerordentliche Feigheit der Vertheidiger erſtaunen ſollten. Es iſt indeſſen zu vermuthen, daſz der Verſuch bey Tage nicht geglückt haben würde; allein weder Anzahl noch feſte Lage kann das Schrecken der Mohren ſowohl als Indier mindern, wenn ſie bey Nacht angefallen werden.

Der groſse Ruf der Festigkeit von Gingee erhob natürlich den Ruhm der französischen Tapferkeit; und dieser so bedeutende Verlust ermunterte endlich den Nazir-jing aus seiner Schlafsucht; er sahe ein, daß es hohe Zeit sey, einem Feinde Schranken zu setzen, der alles zu unternehmen fähig schien. Nach seiner Ankunft in Arçot hatte er den gröſsten Theil seiner Truppen nach Golconda zurückgeschickt, und auch viele Rajahs mit ihren Soldaten wieder nach Hause ziehen lassen. Nunmehr rief er alle diese Truppen zurück. Indessen hoffte er, daß die Nachricht von diesen Zurüstungen, mit Anerbietung gewisser Vortheile verbunden, die Franzosen dahin vermögen dürfte, die Waffen niederzulegen; er beschloß daher, den Weg der Unterhandlung zu versuchen, bevor er ins Feld rückte, und schickte deshalb zwey Abgeordnete nach Pondichery. Dupleix spannte nun die Saiten ziemlich hoch, und verlangte nicht allein die Befreyung des Murzafa-jing und die Wiedereinsetzung in seine Staaten, desgleichen für den Chunda-saheb die Nabobschaft vom Carnatick, sondern auch, daß die Stadt Masulipatnam nebst allen dazu gehörigen Ländereyen der französischen Compagnie abgetreten werden, und ihre Truppen so lange im Besitz von Gingee bleiben sollten, bis der Subah nach Aurengabad zurückgekehrt sey.

Dupleix konnte natürlich nicht erwarten, daß Nazir-jing diese hohen Foderungen eingehn würde, auch hatte er dabey keine andere Absicht, als ihn zu bewegen ins Feld zu rücken, denn nur im Felde allein war es, wo er seine Entwürfe gegen ihn ausführen

konnte. Er irrte sich nicht, denn Nazir-jing ließ seine Truppen nach Gingee marschiren, und gegen Ende des Septembers traf er bey ihnen in Person ein. Sein Heer war nun bey weitem nicht so stark, als im Anfange des Jahrs, da er im Carnatick erschien; denn sehr wenige von den zurückgesandten indischen Fürsten fanden sich mit ihren Soldaten wieder ein, und die Truppen aus Golconda waren in einer zu großen Entfernung, um die Provinz Arcot noch vor der regnichten Jahreszeit erreichen zu können. Dennoch bestand seine Armee aus 60,000 Mann Infanterie, 45,000 Mann Cavallerie, 700 Elephanten und 360 Kanonen, und mit dem Troß, der bey einem indischen Heer immer stärker als die Anzahl der Soldaten selbst ist, waren hier an 300,000 Menschen versammelt. Dieses große Heer bewegte sich ungemein langsam, und brachte über dreyßig englische Meilen funfzehn Tage zu; man war noch sechszehn Meilen von Gingee entfernt, als das Regenwetter einfiel, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß das ganze Land überschwemmt wurde. Der Gedanke von der großen Schande, wenn es das Ansehn hätte, als ob die Reichsfahne sich zurückzöge, hielt den Nazir-jing ab, sogleich wieder nach Arcot zurückzugehn, so nöthig diese Maaßregel auch war, denn in Zeit von drey Tagen sahe sich seine Armee zwischen zwey Flüsse eingeschlossen, die man bey der Ueberschwemmung kaum passiren konnte. Die Communication mit den benachbarten Ländern wurde alle Tage schwerer, und die Lebensmittel wurden seltner; auch litten die Truppen sehr viel von dem übeln Wetter, das ganze Lager war mit Kranken an-

gefüllt, und keine Hoffnung vorhanden, daß diese Unfälle eher als im December, bey der Rückkehr der schönen Witterung, aufhören würden. Nazir-jing wurde bey diesen Hindernissen sehr ungeduldig, da sie einen Krieg verlängerten, womit er schon ein Jahr zugebracht, und diese Zeit über sich von seinen andern weitläuftigen Staaten hatte entfernt halten müssen. Der Wunsch den Carnatick zu verlassen stellte sich auf einmal bey ihm ein, und wurde so lebhaft, daß er mit Dupleix wieder die Unterhandlung erneuerte, und ihm alle verlangte Cessionen bewilligte, jedoch mit der Bedingung, daß die Compagnie die Ländereyen als ihm untergeordnete Reichsvasallen besitzen sollte.

Dupleix, der den Werth der Versprechungen der Fürsten in Indostan kannte, gab wegen dieser Anerbietungen seine geheimen Verbindungen mit den mißvergnügten Großen in der Armee des Subah nicht auf, dabey aber verließ er sich auf diese doch nicht so sehr, daß er die Unterhandlungen mit Nazir-jing hätte ausschlagen sollen. Mittlerweile war der December gekommen, das Regenwetter hatte aufgehört, und der wichtige Augenblick war da, wo er durchaus zwischen diesen beiden sehr verschiedenen Methoden seine Absichten zu erreichen wählen mußte.

Seine Verbindungen mit den pitanischen Nabobs hatten nun sieben Monate gedauert, und durch diese waren noch zwanzig andre vornehme Befehlshaber bey der Armee in die Verschwörung gezogen worden, so daß die Verschwornen Meister des halben Heers waren. Sie stellten Dupleix vor, daß durch

eine Art von Wunder das Geheimniß von so Vielen, und dies in so langer Zeit bewahrt worden sey, daß aber jezt jede Stunde gefahrvoll wäre, weil sie nunmehr täglich einer Anzahl von niedern Offiziers sich entdecken müßten, um ihrer Mitwirkung versichert zu seyn. Zu eben der Zeit langten Abgeordnete vom Subah in Pondichery an, die aufs feyerlichste versicherten, daß Nazir-jing sogleich den Tractat unterzeichnen, sein Lager aufheben, und den Carnatick verlassen würde.

Da Dupleix in jedem dieser Fälle seine Absicht erreichte, so überließ er dem Zufalle die Entscheidung. Er drang bey den Abgeordneten auf den Tractat, und gab zu gleicher Zeit den französischen Truppen in Gingee Befehl, den Augenblick aufzubrechen, sobald die conföderirten Fürsten Nachricht senden würden, daß alles zur Ausführung ihres Entwurfs bereit sey. Diese Nachricht der Nabobs kam früher nach Gingee, als die Ratification des vorerwähnten Tractats.

Es war der 4te December, als der französische Commandant in Gingee, la Touche, mit 800 Europäern, 3000 Sepoys und 10 Kanonen aufbrach. Den Soldaten wurden einige Winke gegeben, ihnen Muth einzuflößen, allein der Plan selbst ward blos einigen der vornehmsten Offiziers mitgetheilt. Die Truppen erreichten Nazir-jings Lager nach einem Marsch von 16 englischen Meilen den folgenden Morgen mit Tagesanbruch; es erstreckte sich auf 18 Meilen, da ein jeder Nabob und Raja ein abgesondertes Quartier hatte. Ein Trupp von Reitern, welche die Runde machten, entdeckte die Franzosen und allarmirte die Vorposten,

die aber bald über den Haufen geworfen wurden. Man rückte gerade aufs Hauptquartier los, wo ſich 25000 Mann mit der ganzen Artillerie befanden. Hier wurde das Gefecht ernſthaft, weil alle dem Nazir-jung ergebene Feldherrn eiligſt ihre Truppen hieher ſandten, ſo daß, wenn ein Corps zurückgeſchlagen war, ein anders vorrückte, und die Feinde ſich beſtändig mehrten. Nie erfuhren die Franzoſen beſſer die Vortheile wohlbedienter Kanonen, denn dieſe allein hielten die Anfälle der Reiterey auf, die ſonſt wahrſcheinlich die Linien durchbrochen haben würde. Da ſie ſo umringt waren, geſchahen ihre Bewegungen im Lager nur ſehr langſam; in drey Stunden hatten ſie nicht mehr als drey engliſche Meilen gemacht. Beynahe die Hälfte der Armee war von ihnen zurückgeſchlagen worden, als ſie in einiger Entfernung eine ungeheure Linie von Fußvolk und Reiterey gewahr wurden, die unabſehbar war, und in Schlachtordnung ſtand. Die Franzoſen fingen ſchon an den Muth zu verlieren, da dieſe fürchterliche Macht ihnen alle Hoffnung zum Siege zu benehmen ſchien, als ſie im Mittelpunkt der Linie einen Elephanten mit einer weißen Fahne wahrnahmen. Dieſes war das abgeredte Zeichen der Conföderirten; man that es den Truppen und, die ein großes Freudengeſchrey erſchallen ließen. Es wurde Halt gemacht, bis man nähere Nachricht von den pitaniſchen Nabobs erhalten würde, deren Fahnen man in der Ferne entdeckte.

Nazir-jung, der den Tag zuvor den Tractat mit Dupleix ratificirt und nach Pondichery geſchickt hatte, wollte es durchaus nicht glauben, als man ihm meldete,

daß sein Lager von den Franzosen angegriffen würde; als er aber davon überzeugt war, so wurde sein Stolz rege, und sein natürlicher Muth erwachte, da er keine Gefahr von einer Handvoll Leute fürchtete; er nannte ihren Angriff „die Raserey besoffner Euro„päer.“ Er befahl seinen Feldherren, die um ihn waren, sie alle in Stücken zu hauen, zu gleicher Zeit gab er auch Befehl, dem Murzafa-jing den Kopf abzuschlagen, und ihm solchen zu bringen. Alle Augenblicke langten Boten an, um ihm die Progressen der Franzosen zu melden, und da er sich erkundigte, welche Anstalten die Nabobs gegen den Feind machten, so hörte er, daß die Truppen von Cudapa, Canoul, Savanore und von Mysore nebst 20,000 Maratten in Schlachtordnung ständen, allein noch nicht vorgerückt wären, den Feind zurück zu schlagen. Der Subah, durch diese Unthätigkeit wütend gemacht, bestieg seinen Elephanten, und näherte sich, von seiner Leibwache begleitet, diesen Truppen. Die ersten, die er erreichte, waren die Cudapaschen mit ihrem Nabob an der Spitze. Nazir-jing flog auf ihn zu, und nannte ihn einen feigherzigen Buben, der sich nicht getraute, die mogulsche Fahne gegen so verächtliche Feinde zu vertheidigen. Der Verräther erwiederte, daß er keinen Feind kenne, als Nazir-jing, wobey er zugleich einem Soldaten, der bey ihm auf seinem Elephanten saß, das verabredete Signal zum Feuern gab. Der Schuß fehlte, worauf der Nabob selbst einen Carabiner losdrückte, der mit zwey Kugeln das Herz des unglücklichen Nazir-jing durchbohrte. Er fiel todt von seinem Elephanten zur Erde. Seine Leibwache

wurde bey dieser Mordthat so bestürzt, daß nur wenige versuchten sie zu rächen, und diese wenige wurden bald zerstreut oder niedergehauen. Der Nabob von Cudapa ließ den Kopf des Subah vom Rumpf sondern, und eilte damit zum Zelt des Murzafa-jing, für dessen Rettung er auch schon besorgt gewesen war; denn auch der bey ihm wachthabende Offizier war mit zu der Verschwörung gezogen worden. Er fand ihn bereits von seinen Fesseln befreyt, die er nun sieben Monate getragen hatte, und begrüßte ihn als Subah von Decan. Zur Bestätigung dieser Würde überreichte er ihm den Kopf seines Onkels; Murzafa-jing ließ solchen auf eine Stange stecken, und zum Heer der Conföderirten bringen, wohin er sich auch sofort selbst begab.

Diese große Neuigkeit hatte sich schon überall vermöge weißer Fähnlein ausgebreitet. La Touche entdeckte diese Signale, da er kaum Halt gemacht hatte. Wenig Minuten nachher langte im vollen Galop ein von Murzafa-jing abgeschickter Reiter mit dieser freudigen Botschaft bey ihm an, worauf der Oberste von Bussy sogleich sich zum neuen Subah verfügte, um ihm im Namen der Franzosen Glück zu wünschen und seine Befehle zu hören. Sobald der Tod des Nazirjing unter seinen eignen Truppen bekannt wurde, kam der größte Theil derselben in Schaaren angezogen, um seinem Nachfolger zu huldigen, so daß um neun Uhr des Morgens schon jedes Schwert in seiner Scheide stack, ob sich gleich drey Brüder des ermordeten Fürsten im Lager befanden. Der neue Subah begab sich nach dem großen Staatszelt, wo ihm die

vornehmsten Befehlshaber und Fürsten huldigten. Der oberste Minister, Schanavaze Khan, war jedoch nicht unter dieser Zahl, weil er den Zorn des Murzafa-jing wegen seiner langen Gefangenschaft fürchtete; er flohe daher nach dem Fort Chittapet. Noch grössere Furcht aber hatte Mahomed-Ally, der erklärte Rival des Chunda-saheb, der sich glücklicherweise mit seinen Truppen in einiger Entfernung von dieser Scene befand. Kaum hörte er die für ihn so schreckliche Nachricht, als er sich sogleich auf sein schnellestes Pferd warf, und, nur von einigen Getreuen begleitet, Tritchinapoly zu erreichen suchte.

Gegen Abend verfügte sich la Touche mit allen französischen Offiziers in Ceremonie zum Murzafa-jing, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Er empfing sie mit solchen Zeichen der Dankbarkeit, die ihres großen Dienstes würdig waren. Die orientalischen Complimente, wodurch ihre Tapferkeit bis in die Wolken erhoben wurde, waren für diesmal auf Wahrheit gegründet; denn, die Eroberungen von Mexico und Peru durch Cortez und Pizarro ausgenommen, entschied nie eine so geringe Anzahl Soldaten das Schicksal so vieler großen Länder.

Die Staaten des Groß-Moguls bestehen aus zweyundzwanzig Provinzen; sechs derselben, die mehr als ein Drittheil des Reichs betragen, machen die Subahschaft von Decan aus. Der Unterkönig dieser Abtheilung führt außer dem Titel Subah noch einen andern wichtigern, nämlich Regulator des Reichs. Seine Herrschaft erstreckt sich von Brampore bis zum Vorgebirge Comorin. Golconda, eine dieser Pro-

vinzen, enthält die Nabobschaften von Arcot, Canoul, Cudapa, Rasa-mandrum und Chicacole; überhaupt hat der Subah dreyßig Nabobs und verschiedene mächtige indische Könige, desgleichen viele andre kleinere Fürsten unter sich. Die ganze Volksmenge in Decan übersteigt fünfunddreyßig Millionen Menschen.

Von allen diesen Staaten sahe sich Murzafa-jing jezt Herr; er, der wenig Stunden zuvor ein Gefangener in Ketten, ja selbst zum Tode verurtheilt gewesen war. Er hatte dabey die größte Hoffnung sich im Besitz dieser Würde zu erhalten, da der oberste Vezier in Delhi sein warmer Freund war. Die Sonne ging aber nicht unter, bevor diese schnelle Freude nicht durch große Unruhe geschwächt wurde; denn die pitanischen Nabobs verlangten mit Ungestüm ihre Belohnungen für den Antheil, den sie an dieser Revolution genommen hatten; diese Foderungen aber waren ganz ausschweifend, und den Grundsätzen der mogulschen Regierung gänzlich entgegen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Murzafa-jing während seiner Gefangenschaft alles versprach, was man nur verlangte, mit dem Vorbehalt, nicht mehr zu halten, als was die Nothwendigkeit erfodern würde. Die Gegenwart der französischen Truppen, die jezt seine Person und seine Schätze bewachten, verursachte, daß er sich eben nicht vor den Nabobs fürchtete; um sie jedoch nicht durch positive abschlägige Antworten aufzubringen, so sagte er ihnen, daß seine Verbindungen mit der französischen Nation ihm nicht erlaubten, etwas ohne das Gutachten ihres Statthalters Dupleix zu be-

schließen, wobey er ihnen versicherte, daß alles zu ihrer Zufriedenheit in Pondichery festgesezt werden sollte.

Hier war mittlerweile die Nachricht von dem Tode Nazir-jings und der Thronbesteigung seines Neffen angekommen. Chunda-saheb erfuhr sie zuerst, und wurde so davon hingerissen, daß er alle Ceremonien bey Seite sezte, ohne Gefolge, das sonst von einem indischen Fürsten unzertrennlich ist, nach dem Palast der Regierung lief, und Dupleix diese glückliche Neuigkeit mittheilte. Sie umarmten einander aufs zärtlichste, und wünschten sich Glück. Das Freudengeschrey ertönte durch die Straßen, alle Kanonen in der Stadt wurden abgefeuert, und das Conseil sogleich versammelt. Den folgenden Tag wurde das Te Deum mit großer Feyerlichkeit gesungen, und drey Abgeordnete an Murzafa-jing abgeschickt, ihn zu complimentiren; diesen folgten zwey Tage darauf andre Abgeordnete mit Geschenken. Diese bestanden in sechs kostbaren Kleidern und einem Elephanten, der eine weiße Fahne trug. Die Fahne schien dem Murzafa-jing so sehr zu gefallen, daß er befahl, sie künftig allezeit in die Mitte der Reichs-Insignien zu stellen.

Er langte den 15ten December in der Nacht mit einem zahlreichen, prächtigen Gefolge vor den Thoren von Pondichery an, wo ihn Dupleix und Chunda-saheb unter einem Zelte empfingen. Man wollte, daß er seinen Einzug in die Stadt auf einem Elephanten machen sollte; allein das Thier war zu groß, um unter den Balken der Schlagbrücke durchgehen zu

können. Murzafa-jing bequemte sich also, sich in Dupleix Palankin tragen zu lassen. Der Zug ging nach dem Palast der Regierung, wo sie eine geheime Unterredung hatten, die sich vorzüglich auf die Foderungen der pitanischen Nabobs bezog; sodann begab er sich nach dem für ihn bestimmten Hause, wo er mit Ungeduld von seiner Mutter, seiner Gemahlin und seinem Sohne erwartet wurde.

Den folgenden Tag trafen auch die pitanischen Nabobs hier ein, und überließen es der Entscheidung des Dupleix, welche Belohnungen sie für ihre Dienste zu erwarten hätten. Sie verlangten, daß der von drey Jahren her rückständige Tribut ihnen erlassen, ihre Länder vergrößert, und alle insgesamt von fernern Tributen gänzlich befreyet werden sollten; überdem begehrten sie die Hälfte aller Reichthümer, die Nazir-jing hinterlassen hätte.

Es war bekannt, daß alle Großen nur auf die Bewilligung dieser Foderungen lauerten, um darnach die ihrigen einrichten zu können. Hätte man die erstern eingeräumt, so würden alle Staaten von Decan nicht hinreichend gewesen seyn, die ausschweifenden Erwartungen der übrigen zu befriedigen: auf der andern Seite war eine Revolte zu befürchten, wenn man ihnen nicht Gehör gäbe. Dupleix sezte daher alle eigenen Angelegenheiten zurück, und beschäftigte sich einige Tage lang, blos die Pitanen zufrieden zu stellen. Er räumte die große Verbindlichkeit ein, die ihnen Murzafa-jing schuldig sey, behauptete aber dabey, daß die Franzosen so viel wie sie zur Revolution beygetragen hätten, und daher eben so außerordentliche

Be-

Belohnungen fodern könnten; thäte man dieſes aber, ſo müßte die Würde des Subah aufhören. Zu gleicher Zeit wollte er ihnen das Beyſpiel der Mäßigung geben, und ſagte ihnen in der lezten Conferenz, daß er keinen andern Antheil an Murzafa-jings Schätzen zu haben wünſchte, als nur ſo viel, wie der Subah in ſeiner jetzigen Lage entbehren könnte. Da die Pitanen ihn völlig entſchloſſen fanden, die Sache des Subah nachdrücklich zu unterſtützen, ſo kamen ſie unter ſich überein, ſich anzuſtellen, als ob ſie mit ſeinen vorgeſchlagenen Bedingungen endlich zufrieden wären. Dieſe enthielten, daß ihre Länder durch einige Diſtricte, die aber lange nicht ihren Foderungen gemäß waren, vermehrt, und ihre Einkünfte noch überdem durch niedrig verpachtete Kronländer vergrößert werden ſollten; auch ſollten ſie die Hälfte von allem baaren Gelde bekommen, das man in Nazir-jings Schatzkammer gefunden hatte, die Kleinodien aber behielt ſich Murzafa-jing allein vor.

Dieſe Convention wurde von den Nabobs unterzeichnet, die ſodann auf den Koran dem Subah ihren Huldigungseid ablegten, wobey ſie erklärten, daß Nizam-al-muluck ſelbſt nie von ihnen dieſes Zeichen der Unterwürfigkeit hätte erhalten können. Murzafa-jing dagegen ſchwur ſie zu beſchützen, ſo lange ſie ihm und dem Reiche treu bleiben würden.

Alle Zwiſtigkeiten ſchienen nun geendigt zu ſeyn, und machten den Gaſtmählern und Feſten Platz, wobey Dupleix keine Koſten ſparte, um ſeinen Gäſten einen hohen Begriff von der Größe ſeiner Nation beyzubringen. Mitten unter dieſen Ergözlichkeiten

geschah die feyerliche Ceremonie der Thronbesteigung des Subah mit dem größten Pomp. Dupleix spielte hiebey nächst dem Subah die vornehmste Rolle; denn in der Tracht eines muhamedanischen Fürsten von Indostan, worein ihn Murzafa-jing selbst eigenhändig gekleidet hatte, war er der erste, der ihm huldigte; worauf er denn zum mogulschen Statthalter aller Länder ernannt wurde, die südwärts vom Flusse Kristna liegen; ein Erdstrich, der fast so groß wie ganz Frankreich ist. Er erhielt auch den Titel eines Munsub, oder Befehlshabers von 7000 Reitern, nebst der Erlaubniß, unter seinen Fahnen eine derselben mit einem Fisch zu bezeichnen; beides waren Gnadenbezeugungen, die nur den Vornehmsten des Reichs bewilligt werden. Es wurde verordnet, daß im ganzen Carnatick kein Geld circuliren sollte, das nicht in Pondichery geschagen wäre, und daß die mogulschen Einkünfte von allen unter Dupleix Statthalterschaft stehenden Ländern ihm zugeschickt werden sollten, um sie hernach dem Subah zu berechnen. Chunda-saheb wurde zum Nabob von Arcot und allen davon abhängenden Ländern ernannt. Alle mogulsche und indische Fürsten huldigten nunmehr auch, und brachten ihre Geschenke. Pensionen, Ehrentitel und Statthalterschaften wurden denjenigen gegeben, die zur Revolution beygetragen hatten. Keine dieser Belohnungen aber wurde ertheilt, wenn nicht die Bittschriften von Dupleix unterzeichnet waren.

Die unmittelbaren Vortheile, die durch diese Cessionen der französisch-ostindischen Compagnie zuwuchsen, waren der Besitz von Ländereyen bey Pondi-

chery, die jährlich 96000 Rupien einbrachten, ferner von andern bey Karikal, im Königreich Tanjore gelegenen, deren Einkünfte 106000 betrugen, und der Stadt Masulipatnam, die alle Jahre 144000 Rupien abwarf, in allem 38000 Pf. St. Dennoch waren diese Vortheile nur geringe in Vergleich mit denen, die Dupleix noch von seiner ausgedehnten Autorität zu erlangen hoffte. Obgleich nicht eine einzige von allen Bewilligungen nach der Staatsverfassung des mogulschen Reichs gültig seyn konnte, bis sie der Kaiser bestätigt hatte, so trug er doch kein Bedenken sie als ein gesezmäßig erlangtes Eigenthum zu betrachten. Indessen so ungewiß auch der Besiz dieser Vortheile war, so dienten sie doch sehr, die Wichtigkeit des Dupleix in einem Lande zu vermehren, wo der Subah mehr geehrt wird, als der Groß-Mogul selbst. Diese Cessionen sezten auch den Mahomed-Ally in Bestürzung, der aus Tritchinapoly einen Abgeordneten an Dupleix schickte, um mit ihm wegen der Uebergabe der Stadt zu tractiren, wobey er sich erbot, alle Ansprüche auf die Nabobschaft von Arcot aufzugeben, wenn Murzafa-jing ihm seine Schäze lassen, keine Rechnung von seines Vaters Administration fodern, und ihm eine andre Statthalterschaft in Golconda geben wollte. Dupleix räumte diese Bedingungen ein, und glaubte, daß sie keinen Anstand finden würden; so daß nunmehr nichts die Abreise des Murzafa-jing nach Aurengabad aufhielt, wo seine Gegenwart höchst nöthig war. Da das Ansehen und die Macht des Dupleix von der Erhaltung dieses Fürsten abhing, dessen Regierung, wie er besorgte, nicht

frey von Unruhen seyn würde, so schlug er vor, daß ein Corps französischer Truppen ihn begleiten sollte, bis er sich auf seinem Throne festgesezt hätte. Dieses Anerbieten wurde mit Vergnügen angenommen.

Man rechnete die Schätze des Nazir-jing auf zwey Millionen Pf. St. und die Kleinodien auf 500,000 Pf. St. Bey der Vertheilung dieser Reichthümer wurde Dupleix nicht vergessen, denn, ausser vielen Juwelen, erhielt er für seine Person an baarem Gelde 200,000 Pf. St. Murzafa-jing gab ferner 50,000 Pf. St. an die Truppen, die in der Schlacht bey Gingee gefochten hatten, desgleichen bezahlte er 50,000 Pf. St. in den Schatz der Compagnie für die Kriegskosten. Die lange Erfahrung des Schanavaze Khan in Regierungsgeschäften machte seine Kenntnisse dem neuen Regenten nothwendig. Murzafa-jing nahm ihn daher in seine Dienste, und vergab alles Vergangene.

Dupleix und der Subah schieden von einander unter wechselseitigen Versicherungen ewiger Dankbarkeit und Treue. Die Armee brach von Pondichery auf; die französischen Truppen unter Commando des Obersten von Bussy bestanden in 300 Europäern und 2000 Sepoys mit zehn Kanonen. Der Marsch ging ungestört fort, bis sie Cudapa erreichten. Hier entstand ein Streit zwischen einigen Reitern und den Bewohnern eines Dorfs, da denn die erstern mit der Zügellosigkeit, die den berittenen Soldaten in Indostan eigen ist, nicht allein dieses, sondern noch drey andre benachbarte Dörfer in Brand steckten. Der Nabob von Cudapa, unter dem Vorwande diese Beleidigung

zu rächen, befahl seinen Truppen, die Arrieregarde des Murzafa-jing anzufallen. Dies geschah, sie wurden aber zurückgeschlagen. Ihr Angriff, (ob durch Zufall oder aus Absicht, ist ungewiß,) war gegen den Theil des Heers gerichtet gewesen, wo sich die Weiber befanden, daher dieser Trotz noch durch die bitterste Beleidigung vermehrt wurde, die man einem indischen Fürsten nur anthun konnte; weil selbst im Kriege Frauenspersonen vom Rang als geheiligt betrachtet werden. Sobald also der Subah diese tiefe Kränkung vernahm, ließ er das ganze Heer Halt machen, und sezte sich selbst an die Spitze einer Anzahl Truppen, um den Nabob von Cudapa anzugreifen. Bussy, dem aufgetragen war, soviel wie immer möglich, auf dem Marsche Feindseligkeiten zu verhindern, schlug sich ins Mittel, und brachte es, jedoch mit vieler Mühe, dahin, daß man erst den Nabob kommen lassen und um die Ursache seines Betragens fragen sollte. Es wurden sowohl von Murzafa-jing als von Bussy Boten an ihn abgeschickt; den erstern antwortete der Nabob, daß er ihren Herrn mit dem Schwert in der Faust erwartete, allein Bussy ließ er sagen, daß er bereit sey, sich dem Subah durch seine Vermittelung zu unterwerfen.

Die Verschiedenheit dieser Antworten brachte den Fürsten so auf, daß er nun durch nichts mehr aufgehalten werden konnte. Er sagte zu Bussy, der alles anwandte, seinen Zorn zu stillen, daß jeder Pitane in seinem Heer ein geborner Verräther sey. Die Wahrheit dieser Behauptung wurde in wenig Minuten bestätigt, denn die Nachricht kam, daß die Truppen

der drey Nabobs in Schlachtordnung stünden, daß sie vermöge ihrer Stellung im Stande wären einen hohlen Weg zu vertheidigen, den die Armee passiren müßte, und daß sie Kanonen bey sich hätten, die schon vor einigen Tagen dahin geschafft worden wären. Diese Zurüstungen ließen keinen Zweifel übrig, daß die Rebellion der Nabobs überdacht sey, und in der That hatten sie solche bereits in der nämlichen Stunde verabredet, da sie in Pondichery den Huldigungseid leisteten. Murzafa-jing voller Ungeduld eilte an der Spitze seiner Reiterey fort, ohne erst die Franzosen abzuwarten. Die Truppen der pitanischen Nabobs, ob sie gleich an Anzahl weit schwächer waren, hielten doch den Angriff aus, und schlugen sogar des Subah Truppen zurück, bevor Bussy ankam. Das Feuer der französischen Artillerie aber veränderte die Scene, und brachte die Pitanen nach einem großen Blutbade zum Weichen. Murzafa-jing, um die erste Flucht der Seinigen zu rächen, brachte seine Truppen in Ordnung, und ohne auf die Vorstellungen des Bussy zu hören, verfolgte er die Flüchtigen, und verließ abermals seine tapfern Franzosen, die sich vergeblich bemühten ihm nachzukommen. Sie erreichten einen Trupp Reiter, die den Körper des Nabobs von Savanore auf der Erde in Stücken hieben. Der Nabob von Cudapa war gefährlich verwundet vom Schlachtfelde geflohen, und da ihn Murzafa-jing aufsuchte, traf er auf den dritten dieser rasenden Pitanen, den Nabob von Canoul, der, da er keine Rettung vor sich sah, sich mit seinen wenigen Truppen sezte, und auf den Elephanten des Subah losging. Diese Auffo-

derung entflammte seine Wuth noch mehr, so daß er seinen Leuten ein Zeichen gab, ihm den Nabob allein zu überlassen. Die beiden Elephanten wurden gegen einander getrieben, und Murzafa-jing hatte eben sein Schwert aufgehoben, einen Streich zu führen, als sein Gegner mit einem Wurfspieße ihn vor die Stirne traf, und ihm so den Kopf zerschmetterte. Alle stürzten nun auf den Nabob, der tödlich verwundet hinsank; die Truppen aber, noch nicht damit zufrieden, fielen wütend über alle ihm gehörige Soldaten her, und hieben sie in Stücken. Die Franzosen waren vorbereitet sie mit Siegesgeschrey zu empfangen, als die Nachricht von Murzafa-jings Tode sie in die entsetzlichste Bestürzung versezte. Sie marschirten sogleich ins Lager zurück, wo sie alles in der äußersten Verwirrung antrafen; denn die Armee hatte viel rückständigen Sold zu fodern, und man fürchtete jeden Augenblick Rebellion und allgemeine Plünderungen. Kein Feldherr traute dem andern.

Allein dieses Unglück schien niemanden so nachtheilig zu seyn als den Franzosen, denn hiedurch wurden alle durch den Mord des Nazir-jing erlangte Vortheile gänzlich vernichtet, und Bussi hatte keine Ansprüche mehr, sich in die Regierungsangelegenheiten Decans zu mischen. Dieser Befehlshaber sahe die Folgen seiner erschrecklichen Lage ein, verlor aber dabey den Muth nicht. Er versammelte die Feldherren und Minister, und fand sie so bereitwillig wie er selbst war, ein Mittel zu erfinden, wodurch der Verlust ihres Regenten ersezt werden könnte. Außer dem Sohne des Murzafa-jing, einem kleinen Kinde, be-

fanden sich noch drey Brüder des Nazir-jing im Lager, die dieser Fürst immer mit sich geführt, und in strenger Verwahrung gehalten hatte, weil er ihnen nicht traute. Diese Gefangenschaft hatte auch noch nach seinem Tode aus ähnlichen Bewegungsgründen fortgedauert. Bussy schlug daher vor, daß die Subah-Würde dem ältesten dieser Brüder übertragen werden sollte, der den Namen Salabat-jing führte. Die Feldherren, die sich vor den Unruhen fürchteten, die unter einer Minorennität wahrscheinlich entstehen würden, sezten den Sohn des Murzafa-jing bey Seite, und gaben dem Vorschlage des Bussy Beyfall. Man schritt sofort zur Ausführung; die drey Prinzen wurden losgelassen, und Salabat-jing mit Zustimmung des ganzen Heers zum Subah von Decan ausgerufen. Seine Erhebung und der sonderbare Umstand, daß an eben diesem Tage alle drey gegen das Leben des Nazir-jing verschworne Nabobs umkamen, wurde als ein göttliches Gericht betrachtet.

Bussy gab sogleich von dieser Revolution und von seinen genommenen Maaßregeln dem Dupleix Nachricht. Salabat-jing bestätigte alle von seinem Vorgänger gemachte Cessionen, und zeigte sich bereitwillig, der französisch-ostindischen Compagnie noch größere Vortheile zukommen zu lassen. Auf diese Bedingungen erkannte Dupleix sein Recht zur Subahschaft mit so vielem Eifer, als er das Recht des Murzafa-jing behauptet hatte. Sobald dieses in Ordnung gebracht war, brach die Armee von Cudapa auf, und sezte ihren Marsch nach Golconda fort.

Drittes Buch.

Die Nationen von Coromandel, die bisher ge- 1751
wohnt waren, die Europäer nur als Kaufleute zu betrachten, welche ruhig ihren Handel trieben, und gegen die mogulsche Regierung so viel Ehrfurcht bezeigten, als sie selbst, erstaunten über die schnellen Fortschritte der französischen Waffen. Die großen Fähigkeiten des Dupleix erregten ihre Bewunderung, der sich in den indostanischen Angelegenheiten als der feinste Politiker gezeigt hatte, so als wenn er von Jugend auf an dem Hofe zu Delhi erzogen worden wäre. Da die Rivalität zwischen den Franzosen und Engländern bekannt war, so mußte ihnen die Unthätigkeit der leztern bey diesen wichtigen Begebenheiten unerklärbar scheinen; denn seit der Rückkunft ihrer Truppen von Trivadi hatten sie gar keine Maaßregeln genommen, die Progressen der Franzosen zu hemmen. In der That ist diese Unthätigkeit in einem so kritischen Zeitpunkte unverzeihlich, man müßte sie denn durch die Furcht entschuldigen, sich ohne Autorität von England in offenbare Feindseligkeiten gegen die Franzosen einzulassen, da eben in Europa der allgemeine Friede geschlossen worden war. Ihre Bewegungsgründe mögen indessen gewesen seyn, welche sie wollen, genug ihre Friedens-Disposition war so groß, daß selbst der Major Lawrence, der die Truppen commandirte, und bey der englisch-ostindischen Regierung viel Einfluß

hatte, wegen Privatangelegenheiten nach England zurück ging.

Die Ermordung des Nazir-jing und deren Folgen sezten sie in die äußerste Bestürzung, und zeigten ihnen, wiewohl zu spät, ihren begangenen Fehler, die englischen Truppen von der Armee dieses Subah zurück gerufen zu haben. Es waren jedoch selbst nach seinem Tode noch Mittel übrig, die Lorbeern den Siegern zu entreißen, und alle ihre glücklichen Unternehmungen fruchtlos zu machen; denn Murzafa-jing, mit seines Onkels Schätzen beladen, marschirte von Gingee aus sehr langsam, und zwar nur in Begleitung eines Detaschements von seinen Truppen und 300 Franzosen, die, weil sie keine Gefahr besorgten, ziemlich unordentlich daher zogen. Benjamin Robins, der eben damals als Generalingenieur der Compagnie aus England angelangt war, schlug dem Gouverneur Saunders vor, 800 Europäer ihnen entgegen zu schicken, und so einen Meisterstreich auszuführen. Dieser Rath war sehr wohl überdacht, und eines Mannes würdig, der sich ohnehin durch wissenschaftliche Speculationen ausgezeichnet, und seiner Nation Ehre gemacht hatte; denn es ist höchst wahrscheinlich, daß ein kluger Angriff geglückt haben würde, und sodann wären die Schätze des Nazir-jing nach dem Fort St. David anstatt nach Pondichery gebracht worden. Saunders genehmigte den Entwurf; da ihn aber der Capitain Cope, als jetziger Befehlshaber, den Offiziers vortrug, so erklärten sie ihn einmüthig für verwegen und unausführbar.

Mahomed-Ally, der noch in größerer Verlegenheit als die Engländer war, hatte die einzige Hoffnung seiner Erhaltung auf ihren Beystand gesezt, um den er dringend bat, selbst zu der Zeit, als er mit Dupleix wegen der Uebergabe von Tritchinapoly tractirte. Die Engländer, die diesen Tractat fürchteten, der ihnen allen Vorwand geraubt haben würde, sich dem Dupleix und Chunda-saheb zu widersetzen, entschlossen sich endlich, nochmals ein Detaschement Truppen nach Tritchinapoly zu schicken, um Mahomed-Ally zur Vertheidigung der Stadt aufzumuntern. Es bestand in 200 Europäern und 300 Sepoys, die daselbst unter Anführung des Capitain Cope im Anfange des Februar anlangten.

Um diese Zeit brach auch Chunda-saheb von Pondichery auf mit 8000 Mann, die er angeworben hatte, wozu noch 800 Europäer stießen. Mit diesen Truppen kam er im Königreiche Arcot an, wo man ihn in allen nordwärts vom Flusse Coleroon gelegenen Districten als Nabob empfing. Mortiz-ally von Velore, der sich immer nach den Umständen gerichtet, und dem Nazir-jing bisher seinen Gehorsam gezeigt hatte, wandte sich nach dessen Tode sofort zum Chunda-saheb, und war der erste, der ihm huldigte.

Die Länder, welche zwischen dem Coleroon und der Spitze der Halbinsel liegen, sagten zwar dem Mahomed-Ally den Gehorsam nicht ganz auf, waren ihm aber wenig ergeben; er schickte daher seinen Bruder Abdul-rahim mit 5500 Mann Indier und 30 Engländern nach Tinivelly, einer 160 Meilen von Tritchinapoly gelegenen Stadt, die als Hauptstadt eines

großen Landstrichs beym Vorgebirge Comorin bekannt ist. Abdul-rahim fand keinen Widerstand von den Einwohnern des Landes, dagegen war es desto schwerer, eine Rebellion bey seinen Truppen zu verhindern; die mehresten indischen Offiziers waren Landbesitzer und ihrem Fürsten ungefähr so viel schuldig, als er ihren untergebenen Soldaten an rückständigem Sold zu bezahlen hatte; sie erwarteten daher als einen Preiß ihrer Desertion, daß Chunda-saheb nicht allein ihnen ihre Zahlungen erlassen, sondern auch Geld zum Unterhalt der Truppen hergeben würde. Große Versprechungen indessen beruhigten sie etwas; allein dieser Geist des Aufruhrs zeigte sich in einer andern Gegend noch heftiger.

Allum-Khan, ein Mann, der vom niedrigsten Stande als Soldat emporgestiegen, ehemals in Diensten des Chunda-saheb gewesen, und hernach dem Könige von Tanjore gedient hatte, verließ diesen letztern und kam nach Madura, wo sein Ruf als ein vortrefflicher Offizier ihm Ehrerbietung und Einfluß verschaffte, den er anwandte die Besatzung zu verführen, die ihn zu ihrem Gouverneur ausrief. Er erkannte nun öffentlich den Chunda-saheb als seinen Oberherrn.

Das Land von Madura liegt zwischen Tritchinapoly und Tinivelly, und ist sehr beträchtlich. Die Stadt war vor Alters die Residenz eines Fürsten, der alle drey Länder besaß. Ihre Form ist fast ein Viereck, das viertausend englische Ellen im Umfange hat, und mit doppelten Mauern und Graben umgeben ist. Der Verlust dieses Orts entzog dem Mahomed-Ally mehr

als die Hälfte seiner noch übrig gebliebenen Staaten. Da er diese üble Nachricht erhielt, erbot sich der Capitain Cope, es wieder einzunehmen. Sein Detaschement war jedoch gar nicht zu einer Belagerung ausgerüstet, denn die Engländer hatten keine schweren Kanonen mit sich vom Fort St. David genommen, inzwischen brachen sie, 150 Europäer stark, mit vier Feldstücken auf. Bey Madura stieß das Corps von Tinivelly zu ihnen. Man entschloß sich zum Sturm, wozu sich die Truppen bequemten, nachdem man unter ihnen Geld ausgetheilt, und große Versprechungen gethan hatte. Sie bestiegen beide Mauern unter einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Kugeln, konnten sie aber nicht behaupten, weil 4000 Mann sie aufs äußerste vertheidigten; sie mußten daher wieder zurück. Den folgenden Tag bereitete sich Cope zum Rückmarsch nach Tritchinapoly und sprengte eine seiner Kanonen, da er sie nicht mit fortbringen konnte. Die Truppen des Mahomed-Ally wollten sich nun nicht länger aufziehn lassen, sondern gingen 3500 Mann stark zum Allum Khan über. Diese Unglücksfälle wurden noch durch die Nachricht vermehrt, daß sich Chunda-saheb rüstete, Tritchinapoly zu belagern. Mahomed-Ally stellte nun der Regierung in Madras seine erschreckliche Lage aufs ernsthafteste vor, und flehte um ihren Beystand, wobey er sich erbot, der Compagnie einen ansehnlichen Strich Landes abzutreten, und alle Kriegskosten zu tragen.

Es war jezt die Zeit der Aernte, die auf der Küste von Coromandel zwischen dem Landeigenthümer und dem Landbauer gleichmäßig getheilt wird. Dupleix

vinzen, enthält die Nabobschaften von Arcot, Canoul, Cudapa, Kâja-mandrum und Chicacole; überhaupt hat der Subah dreyßig Nabobs und verschiedene mächtige indische Könige, desgleichen viele andre kleinere Fürsten unter sich. Die ganze Volksmenge in Decan übersteigt fünfunddreyßig Millionen Menschen.

Von allen diesen Staaten sahe sich Murzafa-jing jezt Herr; er, der wenig Stunden zuvor ein Gefangener in Ketten, ja selbst zum Tode verurtheilt gewesen war. Er hatte dabey die größte Hoffnung sich im Besitz dieser Würde zu erhalten, da der oberste Vezier in Delhi sein warmer Freund war. Die Sonne ging aber nicht unter, bevor diese schnelle Freude nicht durch große Unruhe geschwächt wurde; denn die pitanischen Nabobs verlangten mit Ungestüm ihre Belohnungen für den Antheil, den sie an dieser Revolution genommen hatten; diese Foderungen aber waren ganz ausschweifend, und den Grundsäzen der mogulschen Regierung gänzlich entgegen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Murzafa-jing während seiner Gefangenschaft alles versprach, was man nur verlangte, mit dem Vorbehalt, nicht mehr zu halten, als was die Nothwendigkeit erfodern würde. Die Gegenwart der französischen Truppen, die jezt seine Person und seine Schäze bewachten, verursachte, daß er sich eben nicht vor den Nabobs fürchtete; um sie jedoch nicht durch positive abschlägige Antworten aufzubringen, so sagte er ihnen, daß seine Verbindungen mit der französischen Nation ihm nicht erlaubten, etwas ohne das Gutachten ihres Statthalters Dupleix zu be-

schließen, wobey er ihnen versicherte, daß alles zu ihrer Zufriedenheit in Pondichery festgesezt werden sollte.

Hier war mittlerweile die Nachricht von dem Tode Nazir-jings und der Thronbesteigung seines Neffen angekommen. Chunda-saheb erfuhr sie zuerst, und wurde so davon hingerissen, daß er alle Ceremonien bey Seite sezte, ohne Gefolge, das sonst von einem indischen Fürsten unzertrennlich ist, nach dem Palast der Regierung lief, und Dupleix diese glückliche Neuigkeit mittheilte. Sie umarmten einander aufs zärtlichste, und wünschten sich Glück. Das Freudengeschrey ertönte durch die Straßen, alle Kanonen in der Stadt wurden abgefeuert, und das Conseil sogleich versammelt. Den folgenden Tag wurde das Te Deum mit großer Feyerlichkeit gesungen, und drey Abgeordnete an Murzafa-jing abgeschickt, ihn zu complimentiren; diesen folgten zwey Tage darauf andre Abgeordnete mit Geschenken. Diese bestanden in sechs kostbaren Kleidern und einem Elephanten, der eine weiße Fahne trug. Die Fahne schien dem Murzafa-jing so sehr zu gefallen, daß er befahl, sie künftig allezeit in die Mitte der Reichs-Insignien zu stellen.

Er langte den 15ten December in der Nacht mit einem zahlreichen, prächtigen Gefolge vor den Thoren von Pondichery an, wo ihn Dupleix und Chunda-saheb unter einem Zelte empfingen. Man wollte, daß er seinen Einzug in die Stadt auf einem Elephanten machen sollte; allein das Thier war zu groß, um unter den Balken der Schlagbrücke durchgehen zu

vinzen, enthält die Nabobschaften von Arcot, Canoul, Cudapa, Raja-mandrum und Chicacole; überhaupt hat der Subah dreyßig Nabobs und verschiedene mächtige indische Könige, desgleichen viele andre kleinere Fürsten unter sich. Die ganze Volksmenge in Decan übersteigt fünfunddreyßig Millionen Menschen.

Von allen diesen Staaten sahe sich Murzafa-jing jezt Herr; er, der wenig Stunden zuvor ein Gefangener in Ketten, ja selbst zum Tode verurtheilt gewesen war. Er hatte dabey die größte Hoffnung sich im Besiz dieser Würde zu erhalten, da der oberste Vezier in Delhi sein warmer Freund war. Die Sonne ging aber nicht unter, bevor diese schnelle Freude nicht durch große Unruhe geschwächt wurde; denn die pitanischen Nabobs verlangten mit Ungestüm ihre Belohnungen für den Antheil, den sie an dieser Revolution genommen hatten; diese Foderungen aber waren ganz ausschweifend, und den Grundsäzen der mogulschen Regierung gänzlich entgegen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Murzafa-jing während seiner Gefangenschaft alles versprach, was man [illegible] verlangte, mit dem Vorbehalt, nicht mehr zu halt[en] als was die Nothwendigkeit erfodern würde. Di[e] genwart der französischen Truppen, die jezt sein[en] son und seine Schäze bewachten, verursachte, [daß] sich eben nicht vor den Nabobs fürchtete; ur[d] doch nicht durch positive abschlägige Antwort[en] bringen, so sagte er ihnen, daß seine Verb[in]mit der französischen Nation ihm nicht erlaubt[e] ohne das Gutachten ihres Statthalters Dup[leix]

hende Caffern ihren Posten und zogen sich endlich in guter Ordnung zurück; wobey sie die Todten und Verwundeten mitnahmen. Hätten sie nur gemeinen Muth bewiesen, so würde der Feind wahrscheinlich geschlagen worden seyn, denn Abdul-wahab Khan hatte einen der feindlichen Generals gewonnen, mit 4000 Mann auf dem Schlachtfelde zu ihm überzugehen. Dieses Corps sonderte sich von den übrigen Truppen auch wirklich ab, und setzte den Chunda-saheb in solche Bestürzung, daß er es nicht wagte, die Engländer zu verfolgen, denen es sonst übel gegangen seyn würde.

Das panische Schrecken hörte nicht mit diesem Tage auf, sondern wirkte noch immer fort, daher Gingen beschloß, um üble Folgen zu vermeiden, die Truppen von dem so gefürchteten Feinde zu entfernen. Er brach um Mitternacht auf, und erreichte den folgenden Abend den Paß von Utatoor, 25 englische Meilen von Tritchinapoly. Dieser Paß besteht aus einer Reihe von Gebirgen, welche die Provinz Arcot begränzen, und in einem mit Felsen bedeckten Boden, die den Marsch einer mit Wagen beladenen Armee hier unmöglich machen. Der Eingang zu diesem Paß wurde mit 200 Mann besezt, und die übrigen Truppen campirten im Thale.

Den folgenden Tag erblickte man den Feind, der den nämlichen Weg genommen, und sich acht englische Meilen vom Paß gelagert hatte. Ein Trupp von ungefähr 100 Reitern näherten sich den Vorposten und schwungen ihre Säbel um den Kopf, als ein Zeichen der Drohung. Der Capitain Gingen befand sich mit

können. Murzafa-jing bequemte sich also, sich in Dupleix Palankin tragen zu lassen. Der Zug ging nach dem Palast der Regierung, wo sie eine geheime Unterredung hatten, die sich vorzüglich auf die Foderungen der pitanischen Nabobs bezog; sodann begab er sich nach dem für ihn bestimmten Hause, wo er mit Ungeduld von seiner Mutter, seiner Gemahlin und seinem Sohne erwartet wurde.

Den folgenden Tag trafen auch die pitanischen Nabobs hier ein, und überließen es der Entscheidung des Dupleix, welche Belohnungen sie für ihre Dienste zu erwarten hätten. Sie verlangten, daß der von drey Jahren her rückständige Tribut ihnen erlassen, ihre Länder vergrößert, und alle insgesamt von fernern Tributen gänzlich befreyet werden sollten; überdem begehrten sie die Hälfte aller Reichthümer, die Nazir-jing hinterlassen hätte.

Es war bekannt, daß alle Großen nur auf die Bewilligung dieser Foderungen lauerten, um darnach die ihrigen einrichten zu können. Hätte man die erstern eingeräumt, so würden alle Staaten von Decan nicht hinreichend gewesen seyn, die ausschweifenden Erwartungen der übrigen zu befriedigen: auf der andern Seite war eine Revolte zu befürchten, wenn man ihnen nicht Gehör gäbe. Dupleix sezte daher alle eigenen Angelegenheiten zurück, und beschäftigte sich einige Tage lang, blos die Pitanen zufrieden zu stellen. Er räumte die große Verbindlichkeit ein, die ihnen Murzafa-jing schuldig sey, behauptete aber dabey, daß die Franzosen so viel wie sie zur Revolution beygetragen hätten, und daher eben so außerordentliche

Be-

Belohnungen fodern könnten; thäte man dieses aber, so müßte die Würde des Subah aufhören. Zu gleicher Zeit wollte er ihnen das Beyspiel der Mäßigung geben, und sagte ihnen in der lezten Conferenz, daß er keinen andern Antheil an Murzafa-jings Schätzen zu haben wünschte, als nur so viel, wie der Subah in seiner jetzigen Lage entbehren könnte. Da die Pitanen ihn völlig entschlossen fanden, die Sache des Subah nachdrücklich zu unterstützen, so kamen sie unter sich überein, sich anzustellen, als ob sie mit seinen vorgeschlagenen Bedingungen endlich zufrieden wären. Diese enthielten, daß ihre Länder durch einige Districte, die aber lange nicht ihren Foderungen gemäß waren, vermehrt, und ihre Einkünfte noch überdem durch niedrig verpachtete Kronländer vergrößert werden sollten; auch sollten sie die Hälfte von allem baaren Gelde bekommen, das man in Nazir-jings Schatzkammer gefunden hatte, die Kleinodien aber behielt sich Murzafa-jing allein vor.

Diese Convention wurde von den Nabobs unterzeichnet, die sodann auf den Koran dem Subah ihren Huldigungseid ablegten, wobey sie erklärten, daß Nizam-al-muluck selbst nie von ihnen dieses Zeichen der Unterwürfigkeit hätte erhalten können. Murzafa-jing dagegen schwur sie zu beschützen, so lange sie ihm und dem Reiche treu bleiben würden.

Alle Zwistigkeiten schienen nun geendigt zu seyn, und machten den Gastmählern und Festen Platz, wobey Dupleix keine Kosten sparte, um seinen Gästen einen hohen Begriff von der Größe seiner Nation beyzubringen. Mitten unter diesen Ergözlichkeiten

geschah die feyerliche Ceremonie der Thronbesteigung des Subah mit dem größten Pomp. Dupleix spielte hiebey nächst dem Subah die vornehmste Rolle; denn in der Tracht eines muhamedanischen Fürsten von Indostan, worein ihn Murzafa-jing selbst eigenhändig gekleidet hatte, war er der erste, der ihm huldigte; worauf er denn zum mogulschen Statthalter aller Länder ernannt wurde, die südwärts vom Flusse Kristna liegen; ein Erdstrich, der fast so groß wie ganz Frankreich ist. Er erhielt auch den Titel eines Munsub, oder Befehlshabers von 7000 Reitern, nebst der Erlaubniß, unter seinen Fahnen eine derselben mit einem Fisch zu bezeichnen; beides waren Gnadenbezeugungen, die nur den Vornehmsten des Reichs bewilligt werden. Es wurde verordnet, daß im ganzen Carnatick kein Geld circuliren sollte, das nicht in Pondichery geschagen wäre, und daß die mogulschen Einkünfte von allen unter Dupleix Statthalterschaft stehenden Ländern ihm zugeschickt werden sollten, um sie hernach dem Subah zu berechnen. Chunda-saheb wurde zum Nabob von Arcot und allen davon abhängenden Ländern ernannt. Alle mogulsche und indische Fürsten huldigten nunmehr auch, und brachten ihre Geschenke. Pensionen, Ehrentitel und Statthalterschaften wurden denjenigen gegeben, die zur Revolution beygetragen hatten. Keine dieser Belohnungen aber wurde ertheilt, wenn nicht die Bittschriften von Dupleix unterzeichnet waren.

Die unmittelbaren Vortheile, die durch diese Cessionen der französisch-ostindischen Compagnie zuwuchsen, waren der Besitz von Ländereyen bey Pondi-

chery, die jährlich 96000 Rupien einbrachten, ferner von andern bey Karikal, im Königreich Tanjore gelegenen, deren Einkünfte 106000 betrugen, und der Stadt Masulipatnam, die alle Jahre 144000 Rupien abwarf, in allem 38000 Pf. St. Dennoch waren diese Vortheile nur geringe in Vergleich mit denen, die Dupleix noch von seiner ausgedehnten Autorität zu erlangen hoffte. Obgleich nicht eine einzige von allen Bewilligungen nach der Staatsverfassung des mogulschen Reichs gültig seyn konnte, bis sie der Kaiser bestätigt hatte, so trug er doch kein Bedenken sie als ein gesezmäßig erlangtes Eigenthum zu betrachten. Indessen so ungewiß auch der Besiz dieser Vortheile war, so dienten sie doch sehr, die Wichtigkeit des Dupleix in einem Lande zu vermehren, wo der Subah mehr geehrt wird, als der Groß-Mogul selbst. Diese Cessionen sezten auch den Mahomed-Ally in Bestürzung, der aus Tritchinapoly einen Abgeordneten an Dupleix schickte, um mit ihm wegen der Uebergabe der Stadt zu tractiren, wobey er sich erbot, alle Ansprüche auf die Nabobschaft von Arcot aufzugeben, wenn Murzafa-jing ihm seine Schätze lassen, keine Rechnung von seines Vaters Administration fodern, und ihm eine andre Statthalterschaft in Golconda geben wollte. Dupleix räumte diese Bedingungen ein, und glaubte, daß sie keinen Anstand finden würden; so daß nunmehr nichts die Abreise des Murzafa-jing nach Aurengabad aufhielt, wo seine Gegenwart höchst nöthig war. Da das Ansehen und die Macht des Dupleix von der Erhaltung dieses Fürsten abhing, dessen Regierung, wie er besorgte, nicht

frey von Unruhen seyn würde, so schlug er vor, daß ein Corps französischer Truppen ihn begleiten sollte, bis er sich auf seinem Throne festgesezt hätte. Dieses Anerbieten wurde mit Vergnügen angenommen.

Man rechnete die Schätze des Nazir-jing auf zwey Millionen Pf. St. und die Kleinodien auf 500,000 Pf. St. Bey der Vertheilung dieser Reichthümer wurde Dupleix nicht vergessen, denn auser vielen Juwelen, erhielt er für seine Person an baarem Gelde 200,000 Pf. St. Murzafa-jing gab ferner 50,000 Pf. St. an die Truppen, die in der Schlacht bey Gingee gefochten hatten, desgleichen bezahlte er 50,000 Pf. St. in den Schatz der Compagnie für die Kriegskosten. Die lange Erfahrung des Schanavaze Khan in Regierungsgeschäften machte seine Kenntnisse dem neuen Regenten nothwendig, Murzafa-jing nahm ihn daher in seine Dienste, und vergab alles Vergangene.

Dupleix und der Subah schieden von einander unter wechselseitigen Versicherungen ewiger Dankbarkeit und Treue. Die Armee brach von Pondichery auf; die französischen Truppen unter Commando des Obersten von Bussy bestanden in 300 Europäern und 2000 Sepoys mit zehn Kanonen. Der Marsch ging ungestört fort, bis sie Cudapa erreichten. Hier entstand ein Streit zwischen einigen Reitern und den Bewohnern eines Dorfs, da denn die erstern mit der Zügellosigkeit, die den berittenen Soldaten in Indostan eigen ist, nicht allein dieses, sondern noch drey andre benachbarte Dörfer in Brand steckten. Der Nabob von Cudapa, unter dem Vorwande diese Beleidigung,

zu rächen, befahl seinen Truppen, die Arrieregarde des Murzafa-jing anzufallen. Dies geschah, sie wurden aber zurückgeschlagen. Ihr Angriff, (ob durch Zufall oder aus Absicht, ist ungewiß,) war gegen den Theil des Heers gerichtet gewesen, wo sich die Weiber befanden, daher dieser Trotz noch durch die bitterste Beleidigung vermehrt wurde, die man einem indischen Fürsten nur anthun konnte; weil selbst im Kriege Frauenspersonen vom Rang als geheiligt betrachtet werden. Sobald also der Subah diese tiefe Kränkung vernahm, ließ er das ganze Heer Halt machen, und sezte sich selbst an die Spitze einer Anzahl Truppen, um den Nabob von Cudapa anzugreifen. Bussy, dem aufgetragen war, soviel wie immer möglich, auf dem Marsche Feindseligkeiten zu verhindern, schlug sich ins Mittel, und brachte es, jedoch mit vieler Mühe, dahin, daß man erst den Nabob kommen lassen und um die Ursache seines Betragens fragen sollte. Es wurden sowohl von Murzafa-jing als von Bussy Boten an ihn abgeschickt; den erstern antwortete der Nabob, daß er ihren Herrn mit dem Schwert in der Faust erwartete, allein Bussy ließ er sagen, daß er bereit sey, sich dem Subah durch seine Vermittelung zu unterwerfen.

Die Verschiedenheit dieser Antworten brachte den Fürsten so auf, daß er nun durch nichts mehr aufgehalten werden konnte. Er sagte zu Bussy, der alles anwandte, seinen Zorn zu stillen, daß jeder Pitane in seinem Heer ein geborner Verräther sey. Die Wahrheit dieser Behauptung wurde in wenig Minuten bestätigt, denn die Nachricht kam, daß die Truppen

der drey Nabobs in Schlachtordnung stünden, daß sie vermöge ihrer Stellung im Stande wären einen hohlen Weg zu vertheidigen, den die Armee passiren müßte, und daß sie Kanonen bey sich hätten, die schon vor einigen Tagen dahin geschafft worden wären. Diese Zurüstungen ließen keinen Zweifel übrig, daß die Rebellion der Nabobs überdacht sey, und in der That hatten sie solche bereits in der nämlichen Stunde verabredet, da sie in Pondichery den Huldigungseid leisteten. Murzafa-jing voller Ungeduld eilte an der Spitze seiner Reiterey fort, ohne erst die Franzosen abzuwarten. Die Truppen der pitanischen Nabobs, ob sie gleich an Anzahl weit schwächer waren, hielten doch den Angriff aus, und schlugen sogar des Subah Truppen zurück, bevor Bussy ankam. Das Feuer der französischen Artillerie aber veränderte die Scene, und brachte die Pitanen nach einem großen Blutbade zum Weichen. Murzafa-jing, um die erste Flucht der Seinigen zu rächen, brachte seine Truppen in Ordnung, und ohne auf die Vorstellungen des Bussy zu hören, verfolgte er die Flüchtigen, und verließ abermals seine tapfern Franzosen, die sich vergeblich bemühten ihm nachzukommen. Sie erreichten einen Trupp Reiter, die den Körper des Nabobs von Savanore auf der Erde in Stücken hieben. Der Nabob von Cudapa war gefährlich verwundet vom Schlachtfelde geflohen, und da ihn Murzafa-jing aufsuchte, traf er auf den dritten dieser rasenden Pitanen, den Nabob von Canoul, der, da er keine Rettung vor sich sah, sich mit seinen wenigen Truppen sezte, und auf den Elephanten des Subah losging. Diese Aufo-

derung entflammte seine Wuth noch mehr, so daß er seinen Leuten ein Zeichen gab, ihm den Nabob allein zu überlassen. Die beiden Elephanten wurden gegen einander getrieben, und Murzafa-jing hatte eben sein Schwert aufgehoben, einen Streich zu führen, als sein Gegner mit einem Wurfspieße ihn vor die Stirne traf, und ihm so den Kopf zerschmetterte. Alle stürzten nun auf den Nabob, der tödlich verwundet hinsank; die Truppen aber, noch nicht damit zufrieden, fielen wütend über alle ihm gehörige Soldaten her, und hieben sie in Stücken. Die Franzosen waren vorbereitet sie mit Siegesgeschrey zu empfangen, als die Nachricht von Murzafa-jings Tode sie in die entsetzlichste Bestürzung versezte. Sie marschirten sogleich ins Lager zurück, wo sie alles in der äußersten Verwirrung antrafen; denn die Armee hatte viel rückständigen Sold zu fodern, und man fürchtete jeden Augenblick Rebellion und allgemeine Plünderungen. Kein Feldherr traute dem andern.

Allein dieses Unglück schien niemanden so nachtheilig zu seyn als den Franzosen, denn hiedurch wurden alle durch den Mord des Nazir-jing erlangte Vortheile gänzlich vernichtet, und Bussy hatte keine Ansprüche mehr, sich in die Regierungsangelegenheiten Decans zu mischen. Dieser Befehlshaber sahe die Folgen seiner erschrecklichen Lage ein, verlor aber dabey den Muth nicht. Er versammelte die Feldherren und Minister, und fand sie so bereitwillig wie er selbst war, ein Mittel zu erfinden, wodurch der Verlust ihres Regenten ersezt werden könnte. Außer dem Sohne des Murzafa-jing, einem kleinen Kinde, be-

fanden sich noch drey Brüder des Nazir-jing im Lager, die dieser Fürst immer mit sich geführt, und in strenger Verwahrung gehalten hatte, weil er ihnen nicht traute. Diese Gefangenschaft hatte auch noch nach seinem Tode aus ähnlichen Bewegungsgründen fortgedauert. Bussy schlug daher vor, daß die Subah-Würde dem ältesten dieser Brüder übertragen werden sollte, der den Namen Salabat-jing führte. Die Feldherren, die sich vor den Unruhen fürchteten, die unter einer Minorennität wahrscheinlich entstehen würden, sezten den Sohn des Murzafa-jing bey Seite, und gaben dem Vorschlage des Bussy Beyfall. Man schritt sofort zur Ausführung; die drey Prinzen wurden losgelassen, und Salabat-jing mit Zustimmung des ganzen Heers zum Subah von Decan ausgerufen. Seine Erhebung und der sonderbare Umstand, daß an eben diesem Tage alle drey gegen das Leben des Nazir-jing verschworne Nabobs umkamen, wurde als ein göttliches Gericht betrachtet.

Bussy gab sogleich von dieser Revolution und von seinen genommenen Maaßregeln dem Dupleix Nachricht. Salabat-jing bestätigte alle von seinem Vorgänger gemachte Cessionen, und zeigte sich bereitwillig, der französisch-ostindischen Compagnie noch größere Vortheile zukommen zu lassen. Auf diese Bedingungen erkannte Dupleix sein Recht zur Subahschaft mit so vielem Eifer, als er das Recht des Murzafa-jing behauptet hatte. Sobald dieses in Ordnung gebracht war, brach die Armee von Cudapa auf, und sezte ihren Marsch nach Golconda fort.

Drittes Buch.

Die Nationen von Coromandel, die bisher ge- 1751
wohnt waren, die Europäer nur als Kaufleute zu betrachten, welche ruhig ihren Handel trieben, und gegen die mogulsche Regierung so viel Ehrfurcht bezeigten, als sie selbst, erstaunten über die schnellen Fortschritte der französischen Waffen. Die großen Fähigkeiten des Dupleix erregten ihre Bewunderung, der sich in den indostanischen Angelegenheiten als der feinste Politiker gezeigt hatte, so als wenn er von Jugend auf an dem Hofe zu Delhi erzogen worden wäre. Da die Rivalität zwischen den Franzosen und Engländern bekannt war, so mußte ihnen die Unthätigkeit der leztern bey diesen wichtigen Begebenheiten unerklärbar scheinen; denn seit der Rückkunft ihrer Truppen von Trivadi hatten sie gar keine Maaßregeln genommen, die Progressen der Franzosen zu hemmen. In der That ist diese Unthätigkeit in einem so kritischen Zeitpunkte unverzeihlich, man müßte sie denn durch die Furcht entschuldigen, sich ohne Autorität von England in offenbare Feindseligkeiten gegen die Franzosen einzulassen, da eben in Europa der allgemeine Friede geschlossen worden war. Ihre Bewegungsgründe mögen indessen gewesen seyn, welche sie wollen, genug ihre Friedens-Disposition war so groß, daß selbst der Major Lawrence, der die Truppen commandirte, und bey der englisch-ostindischen Regierung viel Einfluß

hatte, wegen Privatangelegenheiten nach England zurück ging.

Die Ermordung des Nazir-jing und deren Folgen ſezten ſie in die äußerſte Beſtürzung, und zeigten ihnen, wiewohl zu ſpät, ihren begangenen Fehler, die engliſchen Truppen von der Armee dieſes Subah zurück gerufen zu haben. Es waren jedoch ſelbſt nach ſeinem Tode noch Mittel übrig, die Lorbeern den Siegern zu entreißen, und alle ihre glücklichen Unternehmungen fruchtlos zu machen; denn Murzafa-jing, mit ſeines Onkels Schäzen beladen, marſchirte von Gingee aus ſehr langſam, und zwar nur in Begleitung eines Detaſchements von ſeinen Truppen und 300 Franzoſen, die, weil ſie keine Gefahr beſorgten, ziemlich unordentlich daher zogen. Benjamin Robins, der eben damals als Generalingenieur der Compagnie aus England angelangt war, ſchlug dem Gouverneur Saunders vor, 800 Europäer ihnen entgegen zu ſchicken, und ſo einen Meiſterſtreich auszuführen. Dieſer Rath war ſehr wohl überdacht, und eines Mannes würdig, der ſich ohnehin durch wiſſenſchaftliche Speculationen ausgezeichnet, und ſeiner Nation Ehre gemacht hatte; denn es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ein kluger Angriff geglückt haben würde, und ſodann würden die Schäze des Nazir-jing nach dem Fort David anſtatt nach Pondichery gebracht worden. Saunders genehmigte den Entwurf; da ihn aber der Admiral Cope, als jeziger Befehlshaber, den Offizieren vortrug, ſo erklärten ſie ihn einmüthig für verderblich und unausführbar.

Mahomed-Ally, der noch in größerer Verlegenheit als die Engländer war, hatte die einzige Hoffnung seiner Erhaltung auf ihren Beystand gesezt, um den er dringend bat, selbst zu der Zeit, als er mit Dupleix wegen der Uebergabe von Tritchinapoly tractirte. Die Engländer, die diesen Tractat fürchteten, der ihnen allen Vorwand geraubt haben würde, sich dem Dupleix und Chunda-saheb zu widersetzen, entschlossen sich endlich, nochmals ein Detaschement Truppen nach Tritchinapoly zu schicken, um Mahomed-Ally zur Vertheidigung der Stadt aufzumuntern. Es bestand in 200 Europäern und 300 Sepoys, die daselbst unter Anführung des Capitain Cope im Anfange des Februar anlangten.

Um diese Zeit brach auch Chunda-saheb von Pondichery auf mit 8000 Mann, die er angeworben hatte, wozu noch 800 Europäer stießen. Mit diesen Truppen kam er im Königreiche Arcot an, wo man ihn in allen nordwärts vom Flusse Coleroon gelegenen Districten als Nabob empfing. Mortiz-ally von Velore, der sich immer nach den Umständen gerichtet, und dem Nazir-jing bisher seinen Gehorsam gezeigt hatte, wandte sich nach dessen Tode sofort zum Chunda-saheb, und war der erste, der ihm huldigte.

Die Länder, welche zwischen dem Coleroon und der Spitze der Halbinsel liegen, sagten zwar dem Mahomed-Ally den Gehorsam nicht ganz auf, waren ihm aber wenig ergeben; er schickte daher seinen Bruder Abdul-rahim mit 5500 Mann Indier und 30 Engländern nach Tinivelly, einer 160 Meilen von Tritchinapoly gelegenen Stadt, die als Hauptstadt eines

großen Landstrichs beym Vorgebirge Comorin bekannt ist. Abdul-rahim fand keinen Widerstand von den Einwohnern des Landes, dagegen war es desto schwerer, eine Rebellion bey seinen Truppen zu verhindern; die mehresten indischen Offiziers waren Landbesitzer und ihrem Fürsten ungefähr so viel schuldig, als er ihren untergebenen Soldaten an rückständigem Sold zu bezahlen hatte; sie erwarteten daher als einen Preiß ihrer Desertion, daß Chunda-saheb nicht allein ihnen ihre Zahlungen erlassen, sondern auch Geld zum Unterhalt der Truppen hergeben würde. Große Versprechungen indessen beruhigten sie etwas; allein dieser Geist des Aufruhrs zeigte sich in einer andern Gegend noch heftiger.

Allum-Khan, ein Mann, der vom niedrigsten Stande als Soldat emporgestiegen, ehemals in Diensten des Chunda-saheb gewesen, und hernach dem Könige von Tanjore gedient hatte, verließ diesen letztern und kam nach Madura, wo sein Ruf als ein vortreflicher Offizier ihm Ehrerbietung und Einfluß verschaffte, den er anwandte die Besatzung zu verführen, die ihn zu ihrem Gouverneur ausrief. Er erkannte nun öffentlich den Chunda-saheb als seinen Oberherrn.

Das Land von Madura liegt zwischen Tritchinapoly und Tinivelly, und ist sehr beträchtlich. Die Stadt war vor Alters die Residenz eines Fürsten, der alle drey Länder besaß. Ihre Form ist fast ein Viereck, das viertausend englische Ellen im Umfange hat, und mit doppelten Mauern und Graben umgeben ist. Der Verlust dieses Orts entzog dem Mahomed-Ally mehr

als die Hälfte seiner noch übrig gebliebenen Staaten. Da er diese üble Nachricht erhielt, erbot sich der Capitain Cope, es wieder einzunehmen. Sein Detaschement war jedoch gar nicht zu einer Belagerung ausgerüstet, denn die Engländer hatten keine schweren Kanonen mit sich vom Fort St. David genommen, inzwischen brachen sie, 150 Europäer stark, mit vier Feldstücken auf. Bey Madura stieß das Corps von Tinivelly zu ihnen. Man entschloß sich zum Sturm, wozu sich die Truppen bequemten, nachdem man unter ihnen Geld ausgetheilt, und große Versprechungen gethan hatte. Sie bestiegen beide Mauern unter einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Kugeln, konnten sie aber nicht behaupten, weil 4000 Mann sie aufs äußerste vertheidigten; sie mußten daher wieder zurück. Den folgenden Tag bereitete sich Cope zum Rückmarsch nach Tritchinapoly und sprengte eine seiner Kanonen, da er sie nicht mit fortbringen konnte. Die Truppen des Mahomed-Ally wollten sich nun nicht länger aufziehn lassen, sondern gingen 3500 Mann stark zum Allum Khan über. Diese Unglücksfälle wurden noch durch die Nachricht vermehrt, daß sich Chunda-saheb rüstete, Tritchinapoly zu belagern. Mahomed-Ally stellte nun der Regierung in Madras seine erschreckliche Lage aufs ernsthafteste vor, und flehte um ihren Beystand, wobey er sich erbot, der Compagnie einen ansehnlichen Strich Landes abzutreten, und alle Kriegskosten zu tragen.

Es war jezt die Zeit der Aernte, die auf der Küste von Coromandel zwischen dem Landeigenthümer und dem Landbauer gleichmäßig getheilt wird. Dupleix

in Stricken über die Mauer herunter zu lassen; sie kamen auch unentdeckt in die Häuser, zeigten aber bey Stellung der Tonnen so wenig Geschicklichkeit, daß beym Sprengen nicht die gehoffte Wirkung erfolgte. Man zog sie mit Stricken alle wieder herauf, allein derjenige Strick, an dem der commandirende Offizier befestigt war, riß entzwey, und machte ihn zum fernern Dienst untüchtig. Auf diese Weise waren nun beym Anfang der Belagerung schon vier Offizers von den achten zur Garnison gehörigen für den Dienst verloren, und die Truppen im Fort bis auf 120 Europäer und 200 Sepoys geschmolzen, die jezt von 7000 Mann Infanterie, 3000 Mann Cavallerie und 150 Europäern belagert wurden.

Alle im Fort vorhandene Lebensmittel waren nur zum Unterhalt der Besatzung auf sechzig Tage hinreichend, daher man nöthig fand, alle Einwohner fortzuschicken, die der Feind auch ungestört passiren ließ. Nur wenige Arbeiter blieben zurück; unter diesen war ein Maurer, der Clive Nachricht von einer unterirdischen Wasserleitung gab, die nur sehr Wenigen bekannt sey, wenn man sie aber entdeckte, so würde man dem Fort gänzlich das Wasser abschneiden können. Diese Entdeckung wurde belohnt, und ein Theil dieser Wasserleitung bedächtlich vermauert. Da es dem Feinde vierzehn Tage lang an schweren Kanonen fehlte, so geschah die Belagerung nur für jezo aus vier Mörsern und durch das kleine Gewehrfeuer aus den Häusern. Die Bomben thaten wenig Schaden, und um den kleinen Kugeln auszuweichen, durfte niemand außer den Schildwachen die Wälle besteigen. Dennoch

zu ihm stießen. Dieses war der Ueberrest von des Nabobs Truppen, die sein Bruder Abdul-wahab Khan anführte.

Nicht lange nach dieser Vereinigung erblickte man die Armee des Chunda-saheb, die sich bey Vol-condah gelagert hatte. Dieses ist ein sehr festes auf einem Felsen gelegenes Fort an der Landstraße, die von Arcot nach Tritchinapoly führt. Der Commandant desselben war noch zur Zeit keiner Partey ergeben, um desto theurer erkauft zu werden. Die Wichtigkeit des Orts verursachte; daß ihn beide Theile zu gewinnen suchten. Die Antwort an Chunda-saheb waren Ausflüchte, an Abdul-wahab Khan aber ließ er geradezu melden, daß er erst eine Schlacht abwarten wollte, um sich zu erklären. Dem ungeachtet fing er mit Beiden eine Unterhandlung an, die vierzehn Tage dauerte, während welcher Zeit sich beide Armeen ruhig hielten. Endlich verlor Gingen die Geduld, und beschloß das Fort anzugreifen, wobey er jedoch alle seine Truppen so postirte, daß sie die Annäherung des Chunda-saheb verhindern konnten; denn man zweifelte nicht, daß ihn der Commandant zu Hülfe rufen würde, sobald er sich angegriffen sähe. Man machte den Anfang damit, daß man in der Nacht die am Fuße des Forts gelegene Stadt in Brand steckte; da man aber dem Felsen näher kam, sahe man die Unmöglichkeit ihn zu stürmen, bevor man eine Bresche gemacht hätte; daher marschirten die zum Sturm bestimmten Soldaten wieder ins Lager zurück.

Mittlerweile hatte der Commandant, so wie man erwartet, an Chunda-saheb einen Boten abgeschickt,

Kanone pflanzen, die der Tradition zufolge von Aurengzeb nach Arcot geschickt, und von tausend Joch Ochsen dahin gezogen worden war. Es waren auch einige dazu gehörige Kugeln vorhanden, deren jede zweyundsiebenzig Pfund wog. Man legte die Kanone auf den Erdhaufen, lud sie mit dreyßig Pfund Pulver und bramte sie los. Die Kugel ging durch des Nabobs Palast, und erregte großes Schrecken. Dieses war auch der absichtliche Endzweck. Man wiederholte dieses Experiment täglich nur einmal, zu der Zeit, wenn die vornehmsten Offiziers im Hauptquartiere versammelt waren; den vierten Tag aber sprang die Kanone.

Obgleich das Fort von so zahlreichen Feinden umringt war, so unterhielt Clive dennoch einen Briefwechsel mit Madras und dem Fort St. David, wo man Anstalten machte ihm Hülfe zu verschaffen. Man schickte zu diesem Ende 100 Europäer und 200 Sepoys ab; ehe sie aber noch Arcot erreichten, wurden sie von 2000 Arcoten umringt, die Raja-saheb detaschirt hatte. Das Gefecht war hitzig, die Engländer siegten, jedoch mit großem Verlust, der sie nöthigte zurück zu marschiren.

Dieser Rückzug ließ der bedrängten Besatzung wenig Hoffnung übrig, von den Ihrigen unterstützt zu werden, dagegen aber zeigten sich von einer andern Seite angenehme Aspecten. Ein Corps von 6000 Maratten, unter Anführung des Morari-row, waren schon einige Zeit am Fuße der westlichen Gebirge, 30 Meilen von Arcot, gelagert gewesen. Der König von Mysore hatte sie gedungen, dem Mahomed-Ally beyzustehn;

hende Caffern ihren Posten und zogen sich endlich in guter Ordnung zurück; wobey sie die Todten und Verwundeten mitnahmen. Hätten sie nur gemeinen Muth bewiesen, so würde der Feind wahrscheinlich geschlagen worden seyn, denn Abdul-wahab Khan hatte einen der feindlichen Generals gewonnen, mit 4000 Mann auf dem Schlachtfelde zu ihm überzugehen. Dieses Corps sonderte sich von den übrigen Truppen auch wirklich ab, und setzte den Chunda-saheb in solche Bestürzung, daß er es nicht wagte, die Engländer zu verfolgen, denen es sonst übel gegangen seyn würde.

Das panische Schrecken hörte nicht mit diesem Tage auf, sondern wirkte noch immer fort, daher Gingen beschloß, um üble Folgen zu vermeiden, die Truppen von dem so gefürchteten Feinde zu entfernen. Er brach um Mitternacht auf, und erreichte den folgenden Abend den Paß von Utatocr, 25 englische Meilen von Tritchinapoly. Dieser Paß besteht aus einer Reihe von Gebirgen, welche die Provinz Arcot begränzen, und in einem mit Felsen bedeckten Boden, die den Marsch einer mit Wagen beladenen Armee hier unmöglich machen. Der Eingang zu diesem Paß wurde mit 200 Mann besezt, und die übrigen Truppen campirten im Thale.

Den folgenden Tag erblickte man den Feind, der den nämlichen Weg genommen, und sich acht englische Meilen vom Paß gelagert hatte. Ein Trupp von ungefähr 100 Reitern näherten sich den Vorposten und schwungen ihre Säbel um den Kopf, als ein Zeichen der Drohung. Der Capitain Gingen befand sich mit

einigen englischen Offiziers gegenwärtig, und wurde durch diese Bravade so aufgebracht, daß sieben von ihnen zu Pferde stiegen, und nebst zwölf Reitern und 100 Sepoys auf sie losgingen; diese zogen sich nunmehr langsam zurück, bis sie drey englische Meilen weit weg waren, da sie denn im vollen Gallop davon jagten. Als die Engländer nun ihren Rückweg nahmen, wurden sie von 3000 Reitern angefallen, die in einem Walde als Hinterhalt gelegen hatten. Die Sepoys erhielten hierauf Befehl sich zu zerstreuen, der kleine Haufen Europäer schloß sich nun dicht zusammen, und bahnte sich durch die zahlreichen Feinde den Weg mit dem Degen in der Faust. Ein englischer Offizier, der Lieutenant Maskelyne, nebst drey Reitern wurden bey diesem verwegenen Versuche zu Gefangenen gemacht, die übrigen entkamen glücklich; alle Sepoys aber wurden entweder niedergehauen oder gefangen genommen. Maskelyne erhielt bald nachher seine Freyheit vom Chunda-saheb auf sein Ehrenwort; denn die Franzosen, die damals so behutsam als die Engländer waren, nicht als Urheber des Kriegs angesehn zu werden, gaben vor, kein Recht über die Gefangenen zu haben. Der üble Erfolg dieser so übereilten Unternehmung diente noch das ohnehin schlechte Vertrauen der Engländer auf ihre Offiziers zu verringern; auch diese leztern wurden unter sich uneins: nur in der Meynung waren sie einig, daß der Feind viel zu stark für sie sey.

Chunda-saheb rückte indessen näher an, und erschien den 13ten Julius in Schlachtordnung. Die Cavallerie griff die Vorposten an, die sich unter be-

ständigem Feuern zurückzogen, und mit ihren Kanonen glücklich den Felsengrund erreichten, wo ihnen die Reiterey nicht folgen konnte. Sie verlor bey diesem Versuch 300 Mann. Die Franzosen zeigten sich nicht, sondern nahmen blos von einem Dorfe Besitz, das sich am Eingange des Passes befand, bey welchem nun auch die ganze Armee ihr Lager aufschlug.

Obgleich nichts leichter war, als den Paß zu vertheidigen, so fürchtete man doch, daß Chunda-saheb vermöge seiner großen Uebermacht an Truppen ein Corps detaschiren könnte, um den Engländern die Communication mit Tritchinapoly abzuschneiden, von da sie die Lebensmittel bekommen mußten. Diese Besorgniß vermochte sie in der Nacht aufzubrechen, und sich zurück zu ziehn; sie thaten einen Marsch von achtzehn Stunden ohne alle Erfrischung in der heißesten Jahreszeit, und zwar in einem solchen Clima. Glücklicherweise hielt sich die feindliche Cavallerie ruhig, ob sie gleich in der Entfernung folgte. Die englischen Truppen schlugen ihr Lager an dem Ufer des Coleroon auf, drey englische Meilen von Tritchinapoly.

Dieser Fluß ist der Arm eines andern, Caveri genannt, der in den Gebirgen an der malabarischen Küste entspringt, durch das Königreich Mysore fließt, und nach einem Laufe von 400 englischen Meilen Tritchinapoly erreicht. Unweit dieser Stadt theilt sich der Caveri in zwey Arme. Der nordliche derselben wird Coleroon genannt, und fließt bey Devi-Cotah ins Meer; der andre behält den Namen Caveri und theilt sich in verschiedene große Arme, die alle durchs Kö-

Sepoys, der bey dem Angriff großen Muth bewiesen hatte, und von den Seinigen so geliebt wurde, daß einer derselben über den Graben schwamm, um den Körper unter dem stärksten Musketenfeuer zu holen. Es schien, als ob die Feinde erwarteten, daß die Besatzung ihnen erlauben würde, ihren Freunden diese Pflicht zu leisten; da sie aber sahen, mit wie viel Gefahr dieser Dienst verknüpft war, so gaben sie ihn auf, und zogen sich zurück. Ihr Verlust bestand in 400 Mann Todte und Verwundete, worunter sehr wenig Europäer waren; denn die französischen Truppen hatten keinen Antheil an dem Sturm genommen, sondern waren in der Ferne Zuschauer gewesen. Im Fort hatte man nur vier Todte und zwey Verwundete. Da sich hier so viele Kranke und Invaliden befanden, so war die Anzahl sämtlicher Soldaten, die diesen Generalsturm abschlugen, nur 80 Europäer und 120 Sepoys, die während dem Angriff, außer dem Feuer aus fünf Kanonen, 12000 Flintenpatronen verschossen.

Die Feinde baten um Erlaubniß ihre Todten zu begraben, die ihnen zugestanden wurde; zugleich bewilligte man einen zweystündigen Waffenstillstand. Nach dessen Endigung ging das Feuer wieder an, und dauerte bis nach Mitternacht, da es denn auf einmal gänzlich aufhörte. Mit Tagesanbruch erfuhr man die Nachricht, daß die ganze Armee die Stadt verlassen hätte. Ihre Eilfertigkeit war so groß gewesen, daß sie vier Kanonen, vier Mörser, und eine Menge Munition zurück gelassen hatten, die man im Triumph ins Fort brachte.

der Bramanen bestimmt, welche die Pagode bewohnen, und deren Anzahl sich ehmals nebst ihren Familien auf 40,000 Menschen belief, die so an einem einzigen Orte ohne alle Arbeit durch den Aberglauben ernährt wurden. Hier sowohl wie in allen andern großen Pagoden in Indien leben die Bramanen in einer Subordination, die keinen Widerstand, und in einer Wollust, die keinen Mangel kennt. Da sie ihre Glückseligkeit einsehen, so verlassen sie nie ihre geruhigen Wohnsitze, um sich in Weltgeschäfte zu mischen, oder reißen die flammenden Brände von den Altären, um damit die Autorität der Fürsten zu zerstören und ganze Staaten zu zertrümmern. Das Schicksal wollte, daß diese Ruhe nunmehr hier unterbrochen, und der Tempel nie zuvor erlittene Entweihungen erfahren sollte.

Die Engländer nahmen Pitchandah in Besitz, eine befestigte Pagode, eine Meile von Seringham; die übrigen Truppen campirten in der Nähe am Ufer des Coleroon. Man konnte sich dem Lager nur von der Landstraße her nähern, denn alles andre Erdreich bestand in Reisfeldern, die bey jetziger Jahrszeit überströmt waren und einen Morast bildeten, den keine Cavallerie passiren konnte. So sehr dadurch nun der Angriff erschwert wurde, eben so sehr war aber auch die Zufuhr der Lebensmittel erschwert, die vielleicht gänzlich abgeschnitten werden konnte, im Fall die Feinde die große Pagode in Besitz nehmen sollten. Es wurde daher beschlossen, ihnen zuvor zu kommen, und die ganze Armee ging über den Fluß.

Der Coleroon, so wie alle andre Flüsse auf der Küste von Coromandel, ist sehr schleunigen Veränderungen unterworfen, die von dem Regen abhängen, der auf die Gebirge an der malabarischen Küste fällt; so daß in Zeit von vierundzwanzig Stunden man durch den Strom waden kann, und der denn auf einmal wieder so stark anwächst, daß man ihn selbst in Böten nicht zu passiren vermag. Diesmal war er sehr reißend; der Uebergang geschah jedoch ohne Verlust.

Sowohl die Engländer, als auch die Truppen des Nabobs, rückten in die Pagode ein. Man öffnete ihnen mit großem Widerwillen die Thore der drey äußersten Mauern, in welchem Bezirk sie hinreichend Raum hatten. Die Bramanen flehten demüthigst, nicht die Entweihung des Tempels weiter zu treiben, und sich nicht dem Heiligthum ihres Gottes zu nähern. Ihre Bitte wurde ihnen auch zugestanden. Dieser Posten konnte gegen die ganze Macht des Feindes mit Vortheil vertheidigt werden, da die Kanonen des benachbarten Tritchinapoly noch überdem den feindlichen Angriff würden erschwert haben, allein die Muthlosigkeit war immer noch bey der Armee sichtbar; es hieß daher, die äußerste Mauer der Pagode wäre in schlechtem Zustande, und der Umfang zu groß, um von so wenigen Truppen besezt zu werden. Es ist indessen wahr, daß die Engländer jezt nur 400 Mann stark waren; auf des Nabobs Truppen aber konnte man sich nicht verlassen. Es wurde daher beschlossen, die lezte Zuflucht zu ergreifen, und sich unter die Mauern von Tritchinapoly zu ziehen, und

dieser Entschluß wurde zwey Tage nach der Ankunft in der Pagode auch ausgeführt.

Die Stadt Trirchinapoly ist neunzig englische Meilen von der Seeküste entfernt; ihre Länge ist 2000 und ihre Breite 1200 englische Ellen. Sie hat doppelte Mauern mit runden Thürmen versehn; die äußere derselben ist achtzehn Fuß hoch und fünfe dick, die innere aber dreyßig Fuß hoch; auch hat diese leztere einen steinernen Wall. Der Zwischenraum der beiden Mauern ist fünfundzwanzig Fuß, und vor der äußern ist ein dreißig Fuß breiter Graben. Innerhalb der Stadt befindet sich ein Felsen 150 Fuß hoch, von dessen Gipfel man das benachbarte Land auf viele Meilen weit übersehn kann. Die Truppen schlugen ihr Lager nahe an den Mauern auf.

Chunda-saheb und die Franzosen nahmen von der großen Pagode Besiz, sobald die Engländer solche verlassen hatten, und schickten ein starkes Detaschement ab, um Coilladdy anzugreifen, das einzige Fort, das dem Nabob noch getreu geblieben war. Die Engländer schickten eine kleine Verstärkung dahin, die den Ort einige Tage lang vertheidigten, da sie ihn aber nicht länger haltbar fanden, ihn in der Nacht mit der übrigen Besazung verließen. Chunda-saheb ging nunmehr über den Caveri, und lagerte sich bey Trirchinapoly.

Die Regierung im Fort St. David saß mit grosser Bekümmerniß, daß ihre Bemühungen, den Mahomed-Ally zu unterstüzen, durch den Rückzug seines Heers aus dem Carnatick vereitelt wären, woselbst er jezt keinen Fuß breit Land mehr besaß, als Verdache-

Glaß befahl, einen Brief an Clive zu schreiben, und ihm zu melden, daß, wenn er ihn angriffe, er sie selbst auf die Mauern hinstellen würde. Sie schrieben dieses, fügten aber die Bitte hinzu, um ihrentwillen nicht seine Operationen gegen den Ort aufzugeben. Man fing daher an die Pagode zu beschießen, und in drey Tagen war die Bresche gemacht. Die Besatzung, die wegen ihrer unmenschlichen Thaten den Zorn der Engländer fürchtete, wartete nicht den Sturm ab, sondern flüchtete in der Nacht mit Hinterlassung der beiden großmüthigen Gefangenen. Nach dieser Expedition verstärkte Clive die Garnison in Arcot, und ging sodann nach dem Fort St. David zurück.

Chunda-saheb hatte in dieser Zwischenzeit Tritchinapoly belagert, und seit dem Anfang des Septembers war die Stadt beschossen worden. Die Batterien aber waren in so großer Entfernung angelegt, daß sie den Mauern keinen Schaden zufügen konnten. Dieser Umstand erregte die Verachtung der Engländer, die sich schämten vor einem Feinde geflohen zu seyn, dem es so sehr an Muth als an kriegerischen Fähigkeiten fehlte. Sie verlangten die Batterien zu stürmen; Gingen, ihr Befehlshaber, war aber zu vorsichtig, dieses zu bewilligen, da die feindlichen Truppen zu stark verschanzt waren, und sie überdem, ohne der Stadt zu schaden, ihre Munition verschwendeten und ihre Soldaten abmatteten.

Obgleich diese Bemühungen keine Besorgniß erregten, so war doch alles von der Armuth des Nabobs zu fürchten. Seine Truppen drohten zum Feinde überzugehn. Die Kosten des englischen Corps,

Begleiter niedergemacht war, da ſich denn Pigot und Clive durch die Schnelligkeit ihrer Pferde retteten.

In der Mitte des Julius wurde eine neue Verſtärkung nach Tritchinapoly geſchickt, und weil daſelbſt das Mißvergnügen unter den Offiziers fortdauerte, ſo rief man einige zurück, und ernannte Clive zum Capitain, der als Befehlshaber das Detaſchement von 150 Mann durch das Königreich Tanjore führte. Der König dieſes Landes war ſo wie alle indiſche Fürſten ſehr behutſam ſich zu erklären, ſo lange der Krieg noch zweifelhaft ſchien, er ließ daher ſowohl engliſche als franzöſiſche Truppen durch ſeine Staaten marſchiren. Unerachtet dieſer Verſtärkungen aber waren die Engländer nicht über 600 Mann ſtark, dahingegen die Franzoſen 900 Mann Soldaten, und Chunda-ſaheb wohl zehnmal ſoviel Truppen als der Nabob hatte. Die Feſtigkeit von Tritchinapoly machte zwar die Einnahme ſehr ſchwer, allein die Schätze des Mahomed-Ally waren erſchöpft, und ſeine Einkünfte von allen Seiten abgeſchnitten.

Clive ging nach dem Fort St. David zurück, und ſtellte der Regierung vor, daß nur ein Mittel vorhanden ſey, die Sachen auf einen andern Fuß zu bringen, und dieſes wäre, Chunda-ſaheb in Arcot ſelbſt anzugreifen, wobey er ſich erbot, die Expedition in Perſon anzuführen. Dieſer Vorſchlag wurde genehmigt; man zog aus dem Fort St. David und Madras faſt alle Truppen heraus, ſo daß nur im erſtern 100 und im leztern 50 Mann Soldaten zurück blieben; dennoch brachte man nicht mehr als 200 Europäer und 300 Cepoys nebſt acht Offiziers zuſam-

und der Dalaway versprach ihn nachdrücklich zu unterstützen. Die Folge dieses Tractats zeigte sich schon im Anfange des Octobers, da in Tritchinapoly siebenzig Reiter von Seringapatnam, der Hauptstadt von Mysore anlangten, und 500,000 Rupien überbrachten. Gegen das Ende des Novembers versammelte sich die mysorische Armee bey Caroor, zu welcher noch 6000 Maratten stießen, unter Commando des in dieser Geschichte so oft erwähnten Morari-row. Der Dalaway nahm sie in Sold, da denn 500 derselben eiligst nach Tritchinapoly abgeschickt wurden. Gleich nach ihrer Ankunft beritten sie die Ebene bey der Stadt, wohin sich nie des Nabobs Reiterey gewagt hatte, und fielen bey dieser Gelegenheit in ein debachirtes Lager ein, das sie ausplünderten, ohne sich um Chundasahebs Cavallerie zu bekümmern, die sämtlich in Bewegung war.

Der Maratten Anführer Innis-Khan hatte bemerkt, daß die französischen Dragoner weit thätiger als die übrige Reiterey waren, und bey dem geringsten Allarm ausrückten. Hierauf baute er den Entwurf, sie in einen Hinterhalt zu locken, der auch sehr glücklich ausgeführt wurde. Sechzig Dragoner, alle Europäer, eine ehrwürdige Kriegsschaar in Indien, ließen sich durch einen verstellten Angriff hintergehn, und wurden alle bis auf zehn niedergehauen. Dieser Vorfall, der das Schrecken unter den feindlichen Truppen verbreitete, flößte zugleich den Maratten eine so verächtliche Meynung von dem Feinde ein, daß sie ihren Bundsgenossen dringend anlagen, ein Treffen zu liefern, wobey sie versprachen, daß, wenn die Eng-

Schrecken erholen und nach der Stadt zurückkommen würden; er beschloß daher sie aufzusuchen, und verließ in dieser Absicht den 4ten September mit dem größten Theile seiner Truppen die Stadt. Er traf auch die flüchtige Garnison an, die aber nicht Stand hielt, sondern sich nach den Gebirgen zog, worauf denn die Engländer zurückmarschirten.

Clive machte den 6ten September einen abermaligen Versuch, fand die Feinde verstärkt, konnte es aber nicht zum Treffen bringen. Mittlerweile wurde an der größern Befestigung des Forts stark gearbeitet, und keine unnütze Ausfälle mehr gethan. Die Feinde, die jezt 3000 Mann stark waren, legten dies als Furcht aus, und schlugen ihr Lager drey englische Meilen von Arcot auf. Clive beschloß diese Sicherheit zu nützen, marschirte den 14ten September nach Mitternacht mit dem größten Theile seiner Truppen aus, und überfiel das feindliche Lager, wo er alles im tiefsten Schlafe fand. Das Schrecken und die Verwirrung war ausserordentlich, sehr wenige bedienten sich ihrer Waffen, und auch diese flohen bald mit den andern davon. Als der Tag anbrach, war niemand mehr zu sehn. Dieser Sieg hatte den Engländern nicht einen einzigen Mann gekostet.

Die beiden schweren Kanonen waren in dieser Zeit von Madras unterwegs; die Feinde, die es erfuhren, hofften sie wegzunehmen, und machten dazu die nöthigen Anstalten. Clive, der diesen Verlust besorgte, schickte alle bey sich habende Truppen der Convoy entgegen, und behielt nur 30 Europäer und 50 Sepoys zur Besatzung des Forts zurück. Dieser

mit weißen Menschen zu fechten, die mit Flinten und Kanonen versehn wären. Der Capitain Cope erhielt diesen Auftrag mit einigen hundert Mann. Er hatte Befehl den Feind zu vertreiben; der Angriff glückte aber nicht, die Engländer mußten sich mit großem Verlust zurückziehn, wobey Cope selbst tödtlich verwundet wurde.

1752. Der Capitain Dalton wurde an seiner Stelle geschickt, der sich mit der mysorischen Armee vereinigte, die nebst den Maratten 20,000 Mann stark war. Der Regent empfing Dalton mit großer Höflichkeit, und bewunderte den kriegerischen Anstand und die Regelmäßigkeit der englischen Truppen. Da er nun eben die hohe Meynung von den Franzosen faßte, so erklärte er, daß er nicht Willens sey Zeit zu verlieren, oder seine Truppen in Gefahr zu setzen, sondern daß er um Mitternacht mit der halben Armee einen andern Weg nach Tritchinapoly nehmen wollte, den Ueberrest sollte Dalton bey sich behalten, um den Feind zu verhindern, seinen Marsch zu unterbrechen; dabey wünschte er auch einige Europäer als Leibwache bey sich zu haben. Dies geschah. Dalton scharmutzirte mit den Franzosen die ganze Nacht durch; eine Maaßregel, die desto nöthiger war, da die kriegerische Unwissenheit der Mysoren allen Glauben überstieg; denn sie hatten bey ihrem Nachtmarsch, der doch ganz in der Stille geschehn sollte, viele tausend Lichter, als ob sie mit einer indischen Prozession gingen, so daß ihr Zug weit in der Ferne gesehn werden konnte.

Den folgenden Tag folgte die übrige Armee nach, nachdem die Befehlshaber Dalton ersucht hatten, bey

aber wurden manche getödtet und verwundet, da die Feinde in den Häusern sicher waren, und ruhig zielen konnten.

Wenig Tage nach seiner Ankunft zeigte sich Mortiz-Ally unzufrieden mit Raja-saheb, sonderte seine Truppen von den andern ab, und zog sich nach einem entfernten Theile der Stadt hin, von da er einen Boten zum Fort schickte, um die Garnison zu vermögen, einen Ausfall zu thun, wobey er sie mit seiner ganzen Macht zu unterstützen versprach. Clive mißtrauete diesem Anerbieten, da er aber den Vortheil überlegte, eine so große Anzahl Soldaten unthätig zu erhalten, so stellte er sich, als ob er den Vorschlag genehmigte, und hielt ihn mehrere Tage unter allerhand Vorwand auf, bis Mortiz-Ally überzeugt war, daß man seine List merke, und wieder seinen alten Posten einnahm.

Die Franzosen erhielten endlich den 24sten October ihr Geschütz aus Pondichery; sie brauchten es auch so geschickt, daß schon am ersten Tage die beiden schweren Kanonen der Engländer zum fernern Gebrauch untüchtig gemacht wurden. In Zeit von sechs Tagen war ein großer Theil der Mauer herunter geschossen, und eine Bresche von funfzig Fuß breit gemacht. Die Belagerten waren jedoch nicht müssig, sondern warfen innerhalb der Mauer andre Werke mit Pallisaden auf, so daß die Feinde noch keinen Sturm wagen wollten.

Clive, um Raja-saheb zu überzeugen, daß seine Besatzung selbst noch überflüßige Arbeiten übernehmen könnte, ließ auf den Gipfel des höchsten Thurms einen Berg Erde auftragen, und darauf eine ungeheure

in Stricken über die Mauer herunter zu lassen; sie kamen auch unentdeckt in die Häuser, zeigten aber bey Stellung der Tonnen so wenig Geschicklichkeit, daß beym Sprengen nicht die gehoffte Wirkung erfolgte. Man zog sie mit Stricken alle wieder herauf, allein derjenige Strick, an dem der commandirende Offizier befestigt war, riß entzwey, und machte ihn zum fernern Dienst untüchtig. Auf diese Weise waren nun beym Anfang der Belagerung schon vier Offizers von den achten zur Garnison gehörigen für den Dienst verloren, und die Truppen im Fort bis auf 120 Europäer und 200 Sepoys geschmolzen, die jezt von 7000 Mann Infanterie, 3000 Mann Cavallerie und 150 Europäern belagert wurden.

Alle im Fort vorhandene Lebensmittel waren nur zum Unterhalt der Besatzung auf sechzig Tage hinreichend, daher man nöthig fand, alle Einwohner fortzuschicken, die der Feind auch ungestört passiren ließ. Nur wenige Arbeiter blieben zurück; unter diesen war ein Maurer, der Clive Nachricht von einer unterirdischen Wasserleitung gab, die nur sehr Wenigen bekannt sey, wenn man sie aber entdeckte, so würde man dem Fort gänzlich das Wasser abschneiden können. Diese Entdeckung wurde belohnt, und ein Theil dieser Wasserleitung bedächtlich vermauert. Da es dem Feinde vierzehn Tage lang an schweren Kanonen fehlte, so geschah die Belagerung nur für jezo aus vier Mörsern und durch das kleine Gewehrfeuer aus den Häusern. Die Bomben thaten wenig Schaden, und um den kleinen Kugeln auszuweichen, durfte niemand außer den Schildwachen die Wälle besteigen. Dennoch

aber wurden manche getödtet und verwundet, da die Feinde in den Häusern sicher waren, und ruhig zielen konnten.

Wenig Tage nach seiner Ankunft zeigte sich Mortiz-Ally unzufrieden mit Raja-saheb, sonderte seine Truppen von den andern ab, und zog sich nach einem entfernten Theile der Stadt hin, von da er einen Boten zum Fort schickte, um die Garnison zu vermögen, einen Ausfall zu thun, wobey er sie mit seiner ganzen Macht zu unterstützen versprach. Clive mißtrauete diesem Anerbieten, da er aber den Vortheil überlegte, eine so große Anzahl Soldaten unthätig zu erhalten, so stellte er sich, als ob er den Vorschlag genehmigte, und hielt ihn mehrere Tage unter allerhand Vorwand auf, bis Mortiz-Ally überzeugt war, daß man seine List merke, und wieder seinen alten Posten einnahm.

Die Franzosen erhielten endlich den 24sten October ihr Geschütz aus Pondichery; sie brauchten es auch so geschickt, daß schon am ersten Tage die beiden schweren Kanonen der Engländer zum fernern Gebrauch untüchtig gemacht wurden. In Zeit von sechs Tagen war ein großer Theil der Mauer herunter geschossen, und eine Bresche von funfzig Fuß breit gemacht. Die Belagerten waren jedoch nicht müssig, sondern warfen innerhalb der Mauer andre Werke mit Pallisaden auf, so daß die Feinde noch keinen Sturm wagen wollten.

Clive, um Raja-saheb zu überzeugen, daß seine Besatzung selbst noch überflüßige Arbeiten übernehmen könnte, ließ auf den Gipfel des höchsten Thurms einen Berg Erde auftragen, und darauf eine ungeheure

Kanone pflanzen, die der Tradition zufolge von Aurengzeb nach Arcot geschickt, und von tausend Joch Ochsen dahin gezogen worden war. Es waren auch einige dazu gehörige Kugeln vorhanden, deren jede zweyundsiebenzig Pfund wog. Man legte die Kanone auf den Erdhaufen, lud sie mit dreyßig Pfund Pulver und brannte sie los. Die Kugel ging durch des Nabobs Palast, und erregte großes Schrecken. Dieses war auch der absichtliche Endzweck. Man wiederholte dieses Experiment täglich nur einmal, zu der Zeit, wenn die vornehmsten Offiziers im Hauptquartiere versammelt waren; den vierten Tag aber sprang die Kanone.

Obgleich das Fort von so zahlreichen Feinden umringt war, so unterhielt Clive dennoch einen Briefwechsel mit Madras und dem Fort St. David, wo man Anstalten machte ihm Hülfe zu verschaffen. Man schickte zu diesem Ende 100 Europäer und 200 Sepoys ab; ehe sie aber noch Arcot erreichten, wurden sie von 2000 Arcoten umringt, die Raja-saheb detaschirt hatte. Das Gefecht war hitzig, die Engländer siegten, jedoch mit großem Verlust, der sie nöthigte zurück zu marschiren.

Dieser Rückzug ließ der bedrängten Besatzung wenig Hoffnung übrig, von den Ihrigen unterstützt zu werden, dagegen aber zeigten sich von einer andern Seite angenehme Aspecten. Ein Corps von 6000 Maratten, unter Anführung des Morari-row, waren schon einige Zeit am Fuße der westlichen Gebirge, 30 Meilen von Arcot, gelagert gewesen. Der König von Mysore hatte sie gedungen, dem Mahomed-Ally beyzustehn;

zustehn; der Rückzug der Engländer aber nebst des Nabobs Truppen nach Tritchinapoly hatte so nachtheilige Gerüchte veranlaßt, daß man die Sache dieses Fürsten für ganz verzweifelnd hielt, daher denn die Maratten unthätig blieben. Clive schickte einen Boten an Morari-row, um ihn von seiner Lage zu unterrichten, und um Hülfe zu bitten. Der Bote kam glücklich wieder zum Fort zurück, und brachte ein Schreiben von diesem Befehlshaber, welches ausdrücklich enthielt, daß er nicht einen Augenblick säumen wollte, so braven Männern, als die Vertheidiger von Arcot wären, beyzustehn, deren Verhalten ihn nunmehr überzeugt hätte, daß die Engländer auch fechten könnten.

Raja-saheb, der davon Nachricht erhielt, ließ den 30sten October das Fort auffodern, wobey er eine ehrenvolle Capitulation der Besatzung, und dem Capitain Clive eine große Summe Geld antrug; dagegen drohte er, wenn man sein Anerbieten nicht annehmen würde, ohne Verzug das Fort zu stürmen, und alles darin niedermachen zu lassen. Clive beantwortete diesen Antrag mit Verachtung, und sagte, er hätte eine bessere Meynung von seiner Klugheit, als zu glauben, daß er mit seinen jetzigen elenden Soldaten einen Sturm wagen würde.

Mittlerweile zeigte sich ein Detaschement Maratten, die sich fruchtlos bemühten in die Stadt zu dringen, da alle Straßen und Zugänge palliſadirt und gesperrt waren; sie begnügten sich daher zu plündern, und einige Häuser in Brand zu stecken. Die Furcht vor ihrer Rückkehr und die beleidigende Ant-

Lawrence sezte seinen Marsch fort, und langte Abends in Tritchinapoly an. Den folgenden Tag berathschlagte man über den Operationsplan, da denn alle der Meynung waren, daß man das feindliche Lager ohne Verzug angreifen müßte; als man aber den Tag dazu festsetzen wollte, so zeigten sowohl Mohren als Indier ihre abergläubischen Begriffe von glücklichen und unglücklichen Tagen, so daß man nicht zu Stande kommen konnte. Lawrence sahe ein, daß er in Erwartung einer sogenannten glücklichen Stunde viel Zeit verlieren würde, und daß es nöthig sey, von der Bestürzung des Feindes über seine Ankunft ungesäumt Vortheile zu ziehen; er beschloß daher, blos mit seinen eignen Truppen Versuche zu machen. Da die Franzosen zu stark verschanzt waren, so wählte er das Lager des Chunda-sahеb zum Angriff, das sich ohne Befestigung befand. Die Nacht vom 1ten April wurde zu diesem Ueberfall ausersehn, und Dalton mit 400 Mann erhielt den Auftrag, durch einen großen Umweg dem Feind im Rücken zu kommen, und das Lager in Brand zu stecken. Die bisherige Unthätigkeit der Engländer war Schuld, daß sie die Gegend um Tritchinapoly gar nicht kannten, und sich deshalb auf indische Wegweiser verlassen mußten. Diese, um dem Befehl, die Vorposten zu umgehn, desto besser nachzukommen, führten die Truppen so weit aus dem Wege, daß, als der Tag anbrach, sie sich noch zwey Meilen von Chunda-sahebs Lager und im Mittelpunkt aller feindlichen Posten befanden. Der Entwurf des Ueberfalls war nun auf einmal vernichtet, und die Engländer der Gefahr ausgesezt, von der ganzen

Thore des Forts und die Breschen alle zugleich anzugreifen.

Clive war bereitet sie zu empfangen. Die Feinde trieben Elephanten vor sich her, an deren Stirne große Eisen befestigt waren, womit sie die Thore durchzubrechen hofften. Diese Thiere aber wurden verwundet, da sie sich denn umwandten, und ihre eignen Leute zu Boden traten. Man bestürmte dann eine der Breschen mit rasender Wuth; das wohlgeordnete Feuer der Engländer aber that eine schreckliche Wirkung, denn alle Vertheidiger der Bresche hatten hinter sich Leute stehn, die ihnen in der größten Geschwindigkeit die Gewehre luden, wodurch denn ein ununterbrochenes Feuer unterhalten wurde. Die Stürmenden stürzten zurück, und wurden von andern abgelöst, und diese wieder von andern, alle aber zurück geschlagen; die Reserve-Corps ängstigte man mittlerweile durch Bomben, die alle unter bewaffnete Schaaren fielen, und außerordentliche Verwirrung anrichteten. Um die andre Bresche zu bestürmen, mußte man über einen mit Wasser angefüllten Graben; ein Haufen Soldaten bestiegen zu diesem Endzweck ein Floß, das mit Kanonen beschossen wurde; Clive ward gewahr, daß die Kanoniers nicht gut zielten, und richtete daher selbst die Kanonen; die Kugeln zerschmetterten nun das Floß, viele von den Feinden ersoffen, und andre retteten sich durch Schwimmen.

So dauerte der Sturm eine Stunde lang, da denn die Feinde alle fernern Versuche auf einmal aufgaben, und sich blos beschäftigten ihre Todten wegzubringen. Unter diesen war der Befehlshaber ihrer

seiner ganzen Macht auf einen Theil fallen, und ihn überwältigen könnte; dahingegen waren die Vortheile auch sehr groß, alle Verstärkung und Communication mit Pondichery durch diese Maaßregel zu vernichten. Die Kühnheit dieses Plans gefiel dem Major Lawrence, der von keiner niedern Eifersucht etwas wußte, und sogar beschloß, dem Clive das Commando des Corps zu übertragen, wenn er die andern ältern Offiziers zu ihrer Einwilligung bereden könnte. Diese Schwierigkeit aber wurde aus dem Wege geräumt, sobald nur der Entwurf bekannt wurde; denn die Maratten und Mysoren erklärten einstimmig, keine Truppentheilung zu gestatten, wenn ein andrer als Clive das Commando erhielte. Dieser muthige Befehlshaber brach also den 6ten April in der Nacht auf, mit 400 Europäern, 700 Sepoys, 1000 Mann tanjoreſcher Reiterey und 3000 Maratten, die Innis Khan anführte; seine Artillerie bestand in zwey schweren Kanonen und sechs Feldstücken. Die Truppen passirten noch in der nämlichen Nacht den Fluß.

Dupleix wurde durch diese Nachricht sehr beunruhigt. Law hatte sich wider seine Ordre zurückgezogen; und die Lage, worin sich die französischen Truppen und ihre Bundsgenossen befanden, war sehr kritisch. Er wandte indessen mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit die größten Bemühungen an, ihnen Hülfe zu leisten, und schickte sogleich eine Verstärkung von 130 Europäern, 500 Sepoys und vier Kanonen ab, die eine große Convoy von Provision und Munition escortirten. Auteuil ging mit diesem Detaschement ab, und hatte dabey den Auftrag, dem Law das Com-

So endigte sich diese in den indischen Annalen höchst denkwürdige Belagerung, nachdem sie funfzig Tage lang in der allernachtheiligsten Lage gedauert hatte. Das Fort selbst, ein unhaltbarer Steinhaufen, und die Vertheidiger eine Handvoll Leute, die ihren ersten Feldzug thaten, von einem Jünglinge angeführt, der sich eigentlich dem Civilstande gewidmet, und nie taktische Bücher gelesen hatte; dennoch waren alle Mittel, die er bey dieser Belagerung von Arcot anwandte, so wie sie von den größten Meistern der Kriegskunst vorgeschrieben werden. Die Feinde hingegen waren über 10,000 Mann stark, und wurden überdem in ihren Operationen durch Franzosen geleitet.

Den folgenden Tag kam der Capitain Killpatrick mit einer Verstärkung von 150 Europäern in Arcot an. Diesen ließ Clive im Fort, und ging den Feind selbst aufzusuchen. Raja-saheb hatte alle Hülfstruppen nach Hause geschickt, und nur diejenigen bey sich behalten, die ihm sein Vater von Tritchinapoly gesandt hatte; mit diesen und den Franzosen ging er nach Velore, wo er sich stark verschanzte. Man erwartete stündlich die Ankunft der Maratten. Morari-row hatte seinen Neffen, Basin-row, mit 1000 Mann abgeschickt, sich mit Clive zu vereinigen, allein anstatt dessen streiften sie herum und plünderten das Land. Sie hatten sich unweit Velore nachläßig gelagert, dieses nutzten die Franzosen und Chunda-saheb; man überfiel sie in der Nacht, tödtete eine Anzahl ihrer Pferde und plünderte ihr Lager. Durch diese Niederlage gekränkt, kamen sie zu Clive und baten ihn mit

Cliveschen Corps in der jetzigen Lage gefährlich schien, so schickte Lawrence von seiner Armee die dazu erfoderlichen Truppen ab, unter Anführung des Dalton. Er nahm 150 Europäer, 400 Sepoys und 500 Maratten nebst vier Kanonen mit sich. Auteuil, der die Engländer auf sich losrücken sah, und es für die ganze Armee hielt, verließ eilig das Fort nebst allen seinen Truppen, mit Zurücklassung einer großen Menge Munition und Lebensmittel, die Dalton in Besitz nahm. Einige Tage nachher, da der zu sehr angeschwollene Fluß ihm den Uebergang verhinderte, um wieder zur Hauptarmee zu stoßen, vereinigte er sich mit Clive, und um allen Rangstreit zu vermeiden, that er den Dienst eines Volontairs.

Man fand an dem Ufer des Coleroon einen hohen Damm, der keinen Kanonenschuß vom feindlichen Lager entfernt war; dieses erzeugte den Gedanken, es zu beschießen. Ein jeder gemeiner Soldat bey einem indischen Heer hat entweder seine Frau oder eine Beyschläferin bey sich im Lager, die Offiziers haben deren mehrere, und die Befehlshaber führen ganze Serails mit sich. Außer diesen ist die Armee mit vielen Bedienten und Knechten beladen, die eine größere Anzahl als die Soldaten selbst ausmachen; hiezu kommt noch ein zahlloser Troß von Kaufleuten, Krämern und Marketendern aller Art, die dem Lager folgen. Diese haben ein abgesondertes Quartier, wo sie täglich ihre mannichfaltigen Waaren in größerer Menge und mit mehr Ordnung auslegen, als man auf den berühmtesten Messen in Europa sieht. Sie sitzen alle auf der Erde in langen Linien, und haben ihre Waaren vor-

folgten sie, und erbeuteten 400 Pferde und Raja-sahebs Kriegskasse, worin sie 100,000 Rupien fanden. Eine große Menge feindlicher Sepoys kamen als Ueberläufer und boten Clive ihre Dienste an; alle, die gute Waffen mit sich brachten, wurden auch von ihm angenommen, deren Anzahl 600 war. Auf die Nachricht, daß Raja-saheb viele Sachen von Werth im Fort Arni gelassen hätte, wurde der Commandant desselben aufgefodert, sie nebst dem Fort zu überliefern, der darauf einen Elephanten, eine Anzahl Pferde, und viel Bagage herausandte, auch sich erbot, dem Mahemed-Ally den Eid der Treue zu schwören, allein das Fort wollte er nicht übergeben. Da man keine schweren Kanonen hatte, konnte man ihn nicht dazu zwingen.

Die Franzosen hatten während der Belagerung von Arcot von der großen Pagode Conjeveram Besitz genommen, um die Communication zwischen Arcot und Madras zu unterbrechen; sie überfielen auch eine Anzahl Verwundeter, die von der Belagerung zurückkehrten, und waren so grausam, mehrere Engländer, die in Sänften getragen wurden und unfähig waren Widerstand zu thun, zu ermorden; zwey Offiziers aber, Glaß und Revel, ließen sie leben. Clive beschloß Conjeveram einzunehmen, und marschirte dahin, nachdem er sich von den Maratten getrennt hatte, die nach Tritchinapoly ihren Zug nahmen. Die Pagode war mit 30 Europäern und 300 Sepoys besezt, und wurde nun aufgefodert. Niemand von der Besatzung verstand Englisch, daher der commandirende französische Offizier seinen beiden Gefangenen Revel und

andre aber baten blos um Erlaubniß, durch die Posten passiren zu dürfen. Die indischen Bundsgenossen, die schon einige Zeit her die ganze feindliche Bagage als ihr Eigenthum betrachtet hatten, das ihnen nicht entgehn könnte, wollten von dieser Erlaubniß nichts hören; die Maratten besonders, die das Leben eines Menschen nicht einige Rupien werth halten, waren gänzlich abgeneigt, Bedingungen einzugehn, die sie hindern könnten, ihre Säbel zum Beutemachen zu gebrauchen. Die Engländer aber vereitelten diese schändlichen Absichten, und erklärten, daß sie den durchgehenden Truppen ihre eignen Pässe ertheilen würden, wenn die Bundsgenossen die ihrigen versagten; worauf sie sich denn auch mit großem Widerwillen dazu bequemten.

Man steckte an den Ufern des Caveri und des Coleroon Flaggen auf, als ein Sicherheits-Signal für die abziehenden Soldaten. Hierauf fanden sich 2000 Mann von Chunda-sahebs bester Reiterey und 1500 Sepoys beym Capitain Clive ein; andre gingen zu den mysoreschen Truppen, aber nur sehr wenige zum Nabob. Die Truppen von Morawar, von Madura und andre unabhängige Schaaren kehrten in ihr Vaterland zurück. Chunda-saheb behielt nur 2000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk bey sich, die ihre Zuflucht in die große Pagode von Seringham nahmen. Unter diesen waren 1000 Rajpouts, die, vom Religionseifer angetrieben, die Vertheidigung des innern Tempels übernahmen. Die Franzosen mit 2000 Sepoys nahmen von einer andern unweit davon liegenden Pagode, Jumbakistna, Besitz, und erklärten öf-

die bisher aus seinem Schatze geflossen waren, mußten nun von der Regierung im Fort St. David bezahlt werden; er besorgte mit Recht, daß sie ihn nicht länger unterstützen würden, als sie eine Wahrscheinlichkeit sähen, ihn aus seinem Unglücke herauszureißen. Nichts schien ihm gewisser als die Vermehrung seines Elends, wenn er nicht ein eben so zahlreiches Heer als Chunda-saheb zusammen bringen könnte, um den Beystand der Engländer gehörig zu nutzen.

Der einzige Fürst in Indien, von dessen Lage, Neigung und Macht der Nabob noch Hülfe hoffen konnte, war der König von Mysore. Die Länder desselben gränzen ostwärts am Carnatick und nach Westen zu erstrecken sie sich bis auf 30 englische Meilen von der malabarischen Küste. Seine jährlichen Einkünfte werden auf zwanzig Millionen Rupien gerechnet. Die ganze mysorische Nation hatte einen tödtlichen Haß gegen den Chunda-saheb, der, als er ehmals Tritchinapoly besaß, den Entwurf gemacht hatte, das Königreich zu erobern, und auch wirklich einige Monat lang Carvor, die stärkste der östlichen Gränzfestungen, belagerte. Der jetzige König von Mysore war ein Kind, und stand unter der Vormundschaft seines Onkels, der das Land uneingeschränkt regierte. An diesen Regenten, den man den Dalawan von Mysore nannte, wandte sich Mahomed-Ally um Hülfe. Da er fand, daß die Furcht vor Chunda-saheb ihn nicht allein vermögen konnte, die Waffen zu ergreifen, so bewilligte er alle Foderungen, die man verlangte, so ausschweifend diese auch waren. Der Nabob bestätigte den Tractat durch einen Eid,

andre aber baten blos um Erlaubniß, durch die Posten passiren zu dürfen. Die indischen Bundsgenossen, die schon einige Zeit her die ganze feindliche Bagage als ihr Eigenthum betrachtet hatten, das ihnen nicht entgehn könnte, wollten von dieser Erlaubniß nichts hören; die Maratten besonders, die das Leben eines Menschen nicht einige Rupien werth halten, waren gänzlich abgeneigt, Bedingungen einzugehn, die sie hindern könnten, ihre Säbel zum Beutemachen zu gebrauchen. Die Engländer aber vereitelten diese schändlichen Absichten, und erklärten, daß sie den durchgehenden Truppen ihre eignen Pässe ertheilen würden, wenn die Bundsgenossen die ihrigen versagten; worauf sie sich denn auch mit großem Widerwillen dazu bequemten.

Man steckte an den Ufern des Caveri und des Coleroon Flaggen auf, als ein Sicherheits-Signal für die abziehenden Soldaten. Hierauf fanden sich 2000 Mann von Chunda-sahebs bester Reiterey und 1500 Sepoys beym Capitain Clive ein; andre gingen zu den mysoreschen Truppen, aber nur sehr wenige zum Nabob. Die Truppen von Morawar, von Madura und andre unabhängige Schaaren kehrten in ihr Vaterland zurück. Chunda-saheb behielt nur 2000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk bey sich, die ihre Zuflucht in die große Pagode von Seringham nahmen. Unter diesen waren 1000 Rajpouts, die, vom Religionseifer angetrieben, die Vertheidigung des innern Tempels übernahmen. Die Franzosen mit 2000 Sepoys nahmen von einer andern unweit davon liegenden Pagode, Jumbakistna, Besitz, und erklärten öf-

länder nur die Franzosen auf sich nehmen wollten, so würden sie mit ihren 500 Mann die ganze feindliche Reiterey, die 12000 stark war, im Zaum halten. Sie ließen sich diese Verwegenheit ausreden, bis Basinrow mit 1000 Maratten aus Arcot zu ihnen stieß. Nunmehr glaubten sie es ohne Bedenken mit dem Feinde allein aufnehmen zu können, und geizten nach dem Ruhm, den Krieg ohne Beyhülfe zu endigen. Sie wurden immer dringender, und erboten sich, nicht nur die ganze feindliche Reiterey zurückzuschlagen, sondern auch selbst den Franzosen in beide Flanken zu fallen. Die Engländer wollten jedoch kein so ungewisses Treffen wagen, sondern erst die Ankunft der mysorischen Armee und eine Verstärkung vom Fort St. David abwarten. Diese Behutsamkeit mißfiel den Maratten so sehr, daß sie den Engländern ins Gesicht sagten, sie gehörten nicht zu demselben Volk, das so brav in Arcot gefochten hätte.

Indessen brach die Armee von Mysore nebst 4000 Maratten unter Morari-row auf, um Tritchinapoly zu entsetzen. Diese Nachricht brachte die Franzosen zu einem kühnen Entschluß; sie schickten nämlich ein starkes Detaschement nach Mysore, das einen befestigten Gränzort, der ohne Besatzung war, in Besitz nahm, die Festungswerke verbesserte, und dabey ausstreute, daß sie die Mysoren auf ihrem Marsch angreifen und das Land plündern würden. Dies hielt den Marsch des Regenten auf, der einen Boten an den Nabob sandte, um ein europäisches Detaschement zu seinem Beystand zu haben, weil, wie er schrieb, er gar nichts von der Methode wüßte,

und öffneten die Thore, da sich denn die Ihrigen hereinzogen, bevor das englische Fußvolk anrücken konnte.

Auteuil hielt in dieser großen Verlegenheit Kriegsrath, da denn jedermann auf die Uebergabe stimmte. Man kam bald wegen den Bedingungen überein. Diese waren: daß die französischen Offiziers in zwölf Monat nicht wider den Nabob dienen, die Gemeinen zu Kriegsgefangenen gemacht, und die Deserteurs begnadigt werden sollten. Das ganze Detaschement bestand jezt noch in 100 Europäern, worunter 35 englische Deserteurs waren, 400 Sepoys, und 340 Mann Cavallerie nebst drey Kanonen. Eine ungeheure Menge Provision und Munition fiel den Engländern dabey in die Hände; zu der leztern gehörten 800 Pulverfässer und 3000 Musketen. Man wußte, daß Auteuil eine große Summe Geld bey sich hatte; da man ihm aber zugestanden, seine eigne Bagage ohne Untersuchung abzuführen, so bediente er sich dieser Gelegenheit, den größten Theil dieses Geldes heimlich mit fortzubringen. Die Truppen von beiden Seiten plünderten das Uebrige, so daß nur 50,000 Rupien der englischen Compagnie anheim fielen. Die Reiter und Sepoys wurden wie gewöhnlich entwaffnet, und sodann in Freyheit gesezt; mit den übrigen Gefangenen kehrte Clive in sein Lager zurück.

Nun befanden sich die Franzosen in Jumbakistna in der schrecklichsten Lage. Chunda-saheb war bey ihnen, und hatte oft Law die Nothwendigkeit vorgestellt, einen großen Versuch zu machen sich durchzuschlagen; da man aber davon nichts hören wollte, und er keine Aussicht hatte, das Ende seines Unglücks zu

dem Fort stehen zu bleiben, um ihnen den Rücken zu decken; sie versprachen in einer gewissen Entfernung Halt zu machen; kaum aber befanden sie sich außer Gefahr, als sie aufs schleunigste ihren Marsch fortsezten. Die Engländer zogen sich ruhig zurück, und erreichten den 6ten Februar Tritchinapoly.

Dieser Beystand der Mysoren verursachte, daß sich der König von Tanjore auch für den Nabob erklärte, und 5000 Mann Hülfstruppen nach Tritchinapoly schickte. Der Polygar Tondiman, dessen Land zwischen Tanjore und Madura liegt, schickte dahin ebenfalls 400 Reiter und 3000 Colleries. Dies sind Menschen, die unter verschiedenen kleinen Oberhäuptern die Wälder zwischen Tritchinapoly und dem Vorgebirge Comorin bewohnen. Ihr Name bedeutet in ihrer eignen Sprache Diebe, und bezeichnet auch richtig ihren Charakter, ob er gleich nach den Districten seine Verschiedenheiten hat. Die nordwärts von Madura wohnenden sind fast Wilde; ihre Waffen bestehen in einem achtzehn Fuß langen Spieß, womit sie auf der Erde herum kriechen, und dessen sie sich im Hinterhalt sehr gut zu bedienen wissen. Der vornehmste Dienst aber, den sie einer Armee leisten, besteht darin, daß sie die Pferde der feindlichen Truppen entweder stehlen oder tödten.

Auf diese Weise war das Heer des Mahomed-Ally schleunig stärker als das feindliche geworden; denn es hatte jezt 40,000 Mann beysammen, wovon die Hälfte Cavallerie war. Der Kern derselben waren die Engländer und 6000 Maratten. Die Armee des Chunda-saheb war auch während der Belagerung

jee ein erklärter Feind des obersten Ministers, und überhaupt mit seinem Hofe unzufrieden war; daher man auf ihn sein Augenmerk richtete. Man folgte diesem schwachen Strale der Hoffnung, da sich kein andrer zeigte.

Monack-jee nahm den Antrag an, und brachte mit so viel Geschicklichkeit und anscheinender Gutmüthigkeit einen Briefwechsel im Gang, daß Chunda-saheb und Law glaubten, daß alles seine Richtigkeit hätte. Man zahlte eine große Summe Geld voraus, und noch viel mehr, nebst andern Vortheilen, wurde nachher zu geben versprochen. Die Zeit zur Ausführung des Vorhabens war noch nicht festgesezt, als den 31sten May die Engländer ihre schweren Kanonen von Devi-Cotah erhielten, und Law aufgefodert wurde, sich auf Discretion zu ergeben. Monack-jee zeigte sich nun als ein Freund, und ließ Chunda-saheb wissen, daß er noch die nämliche Nacht zu ihm kommen möchte, weil eine Verzögerung alles vereiteln dürfte.

Um den Engländern allen Verdacht einer so wichtigen Unternehmung zu entziehen, machte Law wohlbedächtlich Rotomontaden in seiner Antwort an Lawrence. Er versicherte, die Pagode bis auf den lezten Blutstropfen zu vertheidigen, wenn man ihn nicht mit seinen Truppen frey abziehn ließe, und zwar ohne die geringste Nachfrage nach Personen und Sachen. Unter diesen Bedingungen wollte er die Hälfte seiner Artillerie überliefern.

Sobald es Nacht war, hatte Law die Kühnheit, sich heimlich selbst zum Monack-jee zu begeben, von

länder vernahmen. Clive hatte die Absicht ihnen im Rücken zu kommen, und ihr Lager zu überfallen, hörte aber bey der Annäherung zu seinem Erstaunen, daß sie es verlassen hätten, und zwar glaubte man, daß dieser schleunige Aufbruch die Folge gewisser übler Nachrichten gewesen, die von Tritchinapoly gekommen wären. Es lag aber eine andre Ursache zum Grunde. Man hatte, um das Clivesche Corps zu verstärken, die Besatzung von Arcot sehr geschwächt; hiervon wollten die Feinde Nutzen ziehn und den Ort überfallen. Clive erhielt auch den folgenden Tag von dem Commandanten Nachricht, daß sie in Arcot eingetroffen wären, und sich wegen der Ueberrumpelung des Forts auf zwey Offiziers von den englischen Sepoys verlassen hätten, mit denen sie einen Briefwechsel unterhalten, der aber entdeckt worden wäre; worauf denn der Feind schleunig wieder die Stadt verlassen, ohne daß man wüßte, wohin er seinen Marsch genommen hätte. In dieser Ungewißheit beschloß Clive nach Arcot aufzubrechen.

Auf dem Wege dahin kam es zu einem Treffen zwischen den Franzosen und Engländern, da sich die erstern in einem Walde nahe an der Landstraße verborgen hatten, und die Engländer unvermuthet mit ihren Kanonen begrüßten; die Folge davon war erst eine Unordnung und Flucht der Engländer, die aber mit einer Niederlage der Franzosen endigte, die neun Kanonen, drey Haubitzen, und sechzig europäische Gefangene einbüßten, nachdem 50 derselben nebst 300 Sepoys auf dem Schlachtfelde geblieben waren. Die

berathschlagten. Mit Tages Anbruch gingen sie zum Major Lawrence, in dessen Zelt ihre Debatten fortgesezt wurden. Ein jeder verlangte den Gefangenen zu besitzen, und führte Gründe zu dieser Foderung an; allein Monack-jee wollte ihn durchaus nicht aus seinen Händen geben. Lawrence hatte bisher geschwiegen; da er aber fand, daß die Uneinigkeit immer größer wurde, und üble Folgen haben könnte, schlug er vor ihn den Engländern zu übergeben, die ihn in einem ihrer Forts bewahren lassen würden. Dieser Vorschlag war allen zuwider; man brach die Conferenz ab, ohne zu einem Entschluße zu kommen. Einer war gegen den andern aufs äußerste erbittert, und alle waren es gegen Monack-jee, der den Verdruß hatte zu sehn, daß seine Verrätherey gar nicht als ein der gemeinschaftlichen Sache geleisteter großer Dienst betrachtet wurde. Der Nabob sowohl als die mysoreschen und marattischen Feldherren wünschten vielmehr, daß Chunda-saheb nicht gefangen worden wäre; da sie ihn nicht in ihrer Gewalt hatten.

Lawrence ließ nun die Franzosen von neuem auffodern, und verlangte den nächstfolgenden Tag eine bestimmte Antwort; wobey er wissen ließ, daß, wenn man einen förmlichen Angriff abwartete, kein Mann in der Pagode mit dem Leben davon kommen sollte. Law hatte schon das unglückliche Schicksal seines Bundsgenossen erfahren, so wie auch die Niederlage bey Vol-condah, er ersuchte daher um eine persönliche Unterredung mit Major Lawrence, die auf den nächsten Tag festgesezt wurde.

England zurück kam, und selbst das Commando übernahm. Das Corps bestand aus 400 Europäern und 1100 Sepoys mit acht Kanonen, die nach Tritchinapoly aufbrachen. Hier waren sowohl die Mysoren als die Maratten sehr mit dem Capitain Gingen unzufrieden, der troz allen Vorstellungen nicht eher den Feind angreifen wollte, bis er Verstärkung erhalten würde; ja der Dalaway von Mysore war mehr als einmal auf dem Punkt gewesen, mit seinen Truppen zurück zu gehn. Der Nabob fand jedoch Mittel ihn zu besänftigen, da er ihm die Einkünfte aller Districte übergab, die seit seiner Ankunft erobert worden waren; Morari-row aber war durch diese Unthätigkeit so aufgebracht, da sie ihm die Gelegenheit zu plündern raubte, daß er den Entwurf machte zum Feinde überzugehn, und auch wirklich mit dem Chunda-saheb in Unterhandlung trat.

Die Verstärkung sollte das Schicksal beider Armeen entscheiden, daher Dupleix auch zu wiederholtenmalen dem Befehlshaber der französischen Truppen law Ordre zuschickte, die so gefürchtete Vereinigung durchaus zu verhindern. Die Engländer hatten indessen ein dem Könige von Tanjore gehöriges Fort erreicht, zwanzig Meilen von Tritchinapoly, wo sie ihre schwere Bagage in Verwahrung brachten, um ihre Operationen zu erleichtern. Ungeachtet einer großen Kanonade und aller andern Hindernisse geschah die Vereinigung dennoch. Die Franzosen hatten zweyundzwanzig Kanonen und die Engländer neune, und hieraus entstand das stärkste Artilleriefeuer, das man noch je in den Ebenen von Indostan gehört hatte.

nition, Wagen u. s. w. alles in sehr gutem Stande. Die große Pagode von Seringham wurde auch den Siegern eingeräumt, und allen darin befindlichen Truppen der freye Abzug verstattet. Die Rajpouts aber wollten durchaus nicht den innern Tempel verlassen, und drohten, alles zu morden, wenn man nur bis zur dritten Mauer dringen würde. Die Engländer, die ihren Religions-Enthusiasmus bewunderten, versprachen sie in Ruhe zu lassen.

Auf diese Weise war nun die große Armee des Chunda-saheb, ohne eine Schlacht zu liefern, in zwey Monat Zeit gänzlich zu Grunde gerichtet. Soldaten, welche die Kriegskunst studiren, werden hier Beyspiele finden, die ihr Nachdenken verdienen, sowohl in Ansehung der unüberlegten Schritte der Feinde, als der daraus gezogenen Vortheile. Es war hier nicht das bloße Kriegsglück, sondern militärische Fähigkeiten und Entschlossenheit von Seiten der Engländer, sobald Lawrence und Clive in Tritchinapoly anlangten; und der gänzliche Mangel dieser Eigenschaften bey den französischen Befehlshabern; diese gaben bey dieser großen Fehde den Ausschlag.

Nun war noch die Entscheidung von Chunda-sahebs Schicksal übrig. Monack-jee empfing stündlich Boten und Vorschläge. Der Mysore versprach Geld, der Nabob drohete Rache, und Morari-row redte von einem Besuch mit seinen 6000 Maratten. Der Verräther war in der größten Angst, da er, wenn er gleich seine eignen Ansprüche ganz aufgeben wollte, doch nicht allen dreyen zugleich willfahren konnte. Er fürchtete die unausbleiblichen Folgen, wenn er einem

den

Macht des Feindes umringt zu werden: man beschloß daher eiligst nach Tritchinapoly zurück zu gehn. Die Franzosen erfuhren den gehabten Anschlag, und hielten sich daher in ihrem Lager nicht sicher. Ungeachtet aller Vorstellungen des Chunda-saheb gingen sie noch den nämlichen Tag über den Caveri zurück, da denn die ganze Armee ihnen folgen mußte. Der Rückzug geschah mit solcher Uebereilung, daß nur ein Theil der Bagage mitgenommen werden konnte, alles übrige mit dem ungeheuern Vorrath von Lebensmitteln wurde verbrannt.

Die jetzige Thätigkeit der Engländer söhnte sie wieder mit Morari-row aus, der nun auch seinen Briefwechsel mit Chunda-saheb aufgab. Die Bestürzung unter den Feinden war so groß, daß sie ganz sinnlos handelten. Sie hatten den ganzen Carnatick vor sich, und wenn sie dahin marschirten, konnten sie den Krieg verzögern, bis der Geldmangel den Zwist entscheiden würde. Anstatt dieser vernünftigen Maaßregel aber schlossen sie sich in den zwey großen Pagoden auf der Insel Seringham ein, wo sie an Lebensmitteln Mangel litten, und diese nur aus einer großen Entfernung bekommen konnten; sie fürchteten sich zu fechten, und schämten sich zurück zu gehn.

Es war eine Entschließung nöthig, die an Verwegenheit gränzte, um dem Kriege ein schleuniges Ende zu machen, welcher der englischen Compagnie schon so viel Kosten und Nachtheil verursacht hatte. Clive schlug Lawrence vor, die Armee zu theilen, und ein starkes Corps über den Caveri zu schicken. Man sezte sich hiedurch der Gefahr aus, daß der Feind mit

indischer Manier mit den niederträchtigsten Schimpfwörtern belegten. Der Kopf wurde nachher in eine Schachtel gepackt, und einer Escorte übergeben, unter dem Vorwand ihn nach Delhi zu schicken; eine Rolle, die gewöhnlich gespielt wird, um den Ruf einer glücklichen Begebenheit zu erhöhen. Es ist jedoch höchst wahrscheinlich, daß er nicht außerhalb dem Carnatick geführt worden ist.

So war das schmachvolle Ende dieses Mannes. Die vielen Beyspiele eines ähnlichen Schicksals, das in diesem Reiche beständig durch den Kampf des Ehrgeizes erzeugt wird, haben ein indisches Sprüchwort veranlaßt: **das Glück ist ein Thron.** Derjenige also, der bey einem solchen Kampf unterliegt, wird blos als unglücklich betrachtet, ohne daß sein Andenken mit dem Schandfleck der Rebellion oder der Verrätherey gebrandmarkt ist; es sey denn, daß er sich dem Großen-Mogul selbst widersezt. Alles übrige gehört zum gemeinen Lauf der politischen Begebenheiten in Indostan, denn es ist kaum im ganzen Reich ein Nabob, der nicht einen erklärten oder heimlichen Rival hat. Den Privat-Charakter des Chunda-saheb betreffend, so wurde er durchaus für einen tapfern, wohlthätigen und großmüthigen Mann gehalten. Seine militärischen Talente waren viel grösser, als man sie gemeinhin unter den Feldherren in Indien antrifft, daher kann man wohl behaupten, daß, wenn er das Commando über die französischen Truppen gehabt hätte, so würde er gewiß nicht die groben Fehler begangen haben, die den gänzlichen Verlust seiner Armee und sein Ende verursachten.

mando abzunehmen. Das Schicksal beider Heere hing gewissermaßen von dem Glück und Unglück dieser Convoy ab. Clive marschirte ihr daher selbst mit einem großen Theile seiner Truppen entgegen. Die Nachricht dieses Marsches bewog Auteuil, sich ins Fort Utatoor zurückzuziehn; Clive eilte daher ebenfalls zurück und erreichte in der Nacht das Lager. Seine Abwesenheit hatte den Plan zu einem Ueberfall erzeugt, den die Franzosen auch ausführten. Eine Anzahl englischer Deserteurs, die sich bey den Vorposten als eine vom Major Lawrence abgeschickte Verstärkung angaben, führten die Feinde an, und drangen glücklich um Mitternacht ins Lager, wo sie alles schlafend fanden, und die äußerste Unordnung anrichteten. Clive selbst, im tiefsten Schlaf, der die Möglichkeit nicht träumte, von den Feinden in seinem Zelt aufgeweckt zu werden, sprang auf, sammelte seine Truppen und führte sie zum Gefecht, wobey er gefährlich verwundet wurde. Die französischen Sepoys verließen endlich das Lager wieder und zogen sich zurück. Mittlerweile aber waren die Maratten zu Pferde gestiegen, die besonders beym Nachjagen schrecklich sind. Von 700 Sepoys, die in ziemlich guter Ordnung zurück marschirten, kam auch nicht ein Einziger davon; alle wurden niedergesäbelt.

Die Noth wurde indessen im Lager der Feinde immer größer, und ihre ganze Hoffnung beruhte nun auf der Convoy aus Pondichery. Auteuil befand sich noch im Fort Utatoor, um eine Gelegenheit abzuwarten, sicher seinen Marsch fortzusetzen. Man beschloß daher, ihn anzugreifen; da aber die Trennung des

Viertes Buch.

Von den französischen Gefangenen wurden 400 nach dem Fort St. David, die übrigen aber mit aller erbeuteten Artillerie und dem Vorrath aller Art nach Tritchinapoly gebracht. Der Major Lawrence stellte nun dem Nabob die Nothwendigkeit vor, ohne Verzug mit der conföderirten Armee im Carnatick zu erscheinen, woselbst der Ruf ihrer Siege wahrscheinlich dienen würde, sich alle Festungen unterwürfig zu machen, die noch der Sache des Chunda-sahib anhingen, und seine Regierung in einer Provinz zu gründen, von welcher er bisher weder Einkünfte noch Unterstützung erhalten hatte. Der Nabob versprach diesem Rathe zu folgen, zeigte aber einige Tage lang, wenn man ihn an den Aufbruch erinnerte, beständig einen unerklärbaren Widerwillen. Dieses wunderliche Betragen erregte jedermanns Nachdenken, bis endlich zu aller Erstaunen der Dalaway von Mysore das Geheimniß entdeckte, indem er sich aufzubrechen weigerte, bis die Stadt Tritchinapoly nebst allen dazu gehörigen Ländern ihm, dem geheimen Tractat gemäß, überliefert würde.

Man war überein gekommen, diese Cession niemand zu entdecken, allein entweder hatte der Scharfsinn des marattischen Feldherrn das Geheimniß errathen, oder der Tractat war mit seiner Zustimmung gemacht worden; genug, der Maratte hatte schon

sich ausgebreitet; gegen die Sonne werden sie durch aufgespannte Matten geschützt.

Man stelle sich nun die außerordentliche Verwirrung vor, die in Chunda-sahebs Lager ausbrach, da es den 15ten April von den Engländern beschossen wurde. Alle Zelter wurden sogleich niedergerissen, und alles, was nur von einigem Werth war, weggeschafft. Elephanten, Kameele, Ochsen und Pferde vermischten sich unter Männern, Weibern und Kindern, die erschrecklich heulten und schrien. Das Lager wurde an einem andern Orte aufgeschlagen. Man fürchtete aber eine neue Kanonade; da nun überdem die Noth bey der Armee sich täglich vergrößerte, so beschlossen die meisten Befehlshaber von Chunda-sahebs Truppen, seinen Dienst zu verlassen. Sie versammelten sich und gingen alle in sein Zelt, ihm diesen Entschluß zu melden. Er hörte sie mit vieler Gelassenheit an, und anstatt ihnen Vorwürfe zu machen, sagte er, daß, wenn sie ihm nicht zuvorgekommen wären, so würde er selbst ihnen diesen Antrag gethan haben; daß, ob er gleich nicht im Stande sey, ihnen den ganzen rückständigen Sold zu zahlen, so sollten sie doch versichert seyn, daß er genau diese Schuld abtragen würde, sobald ihm das Glück wieder günstig wäre; und als einen Beweis seiner Aufrichtigkeit erbot er sich, ihnen den größten Theil seiner Elephanten, Kameele, Pferde und andrer militärischen Effecten zu überliefern; dieses edelmüthige Anerbieten wurde auch angenommen.

Den folgenden Tag schickten diese Offiziers Boten ins englische Lager; einige trugen ihre Dienste an,

andre aber baten blos um Erlaubniß, durch die Posten passiren zu dürfen. Die indischen Bundsgenossen, die schon einige Zeit her die ganze feindliche Bagage als ihr Eigenthum betrachtet hatten, das ihnen nicht entzogen könnte, wollten von dieser Erlaubniß nichts hören; die Maratten besonders, die das Leben eines Menschen nicht einige Rupien werth halten, waren gänzlich abgeneigt, Bedingungen einzugehn, die sie hindern könnten, ihre Säbel zum Beutemachen zu gebrauchen. Die Engländer aber vereitelten diese schändlichen Absichten, und erklärten, daß sie den durchgehenden Truppen ihre eignen Pässe ertheilen würden, wenn die Bundsgenossen die ihrigen versagten; worauf sie sich denn auch mit großem Widerwillen dazu bequemten.

Man steckte an den Ufern des Caveri und des Coleroon Flaggen auf, als ein Sicherheits-Signal für die abziehenden Soldaten. Hierauf fanden sich 2000 Mann von Chunda-sahebs bester Reiterey und 1500 Sepoys beym Capitain Clive ein; andre gingen zu den mysoreschen Truppen, aber nur sehr wenige zum Nabob. Die Truppen von Morawar, von Madura und andre unabhängige Schaaren kehrten in ihr Vaterland zurück. Chunda-saheb behielt nur 2000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk bey sich, die ihre Zuflucht in die große Pagode von Seringham nahmen. Unter diesen waren 1000 Rajpouts, die, vom Religionseifer angetrieben, die Vertheidigung des innern Tempels übernahmen. Die Franzosen mit 2000 Sepoys nahmen von einer andern unweit davon liegenden Pagode, Jumbakistna, Besitz, und erklärten öf-

sentlich ihren Vorsaz, sie bis auf den lezten Mann zu vertheidigen. Sie schmeichelten sich immer noch, daß Auteuil Mittel finden würde zu ihnen zu gelangen, und daß durch seine Convoy sie in den Stand gesezt werden dürften, sich hier bis Ende des Junius zu halten, um welche Zeit man Verstärkungen aller Art aus Frankreich in Pondichery erwartete.

Es kamen täglich französische Ueberläufer an, die von der großen Hoffnung auf die Convoy Nachricht gaben. Ein neuer Versuch diese zu vernichten wurde daher von den Engländern beschlossen. Man hatte erfahren, daß Auteuil die starken Festungswerke bey Vol-condah in Besiz genommen habe; da hier jedoch ein indischer Commandant war, so fand man nöthig, wo möglich, diesen in des Nabobs Interesse zu ziehn. Ein Brief voller Versprechungen that die gehörige Wirkung; er erbot sich, wenn man Truppen senden wollte, die Franzosen anzugreifen, so wollte er seinerseits auch über sie herfallen. Auteuil, der vielleicht hievon Argwohn hegte, verließ Vol-condah. Dieses war den Engländern noch erwünschter als die Verrätherey des Commandanten, daher Clive sogleich aufbrach ihn aufzusuchen. Er nahm mit sich 100 Europäer, 1000 Sepoys, 2000 Maratten, und sechs Kanonen.

Clive traf den Feind an, da dieser in der Unentschlossenheit wieder zurück nach Vol-condah marschirte. Auteuil erreichte auch das Fort unter beständigem Scharmuzieren und in größter Unordnung. Der verrätherische Commandant wollte die Franzosen nicht einlassen, diese aber erstiegen einen unbesezten Theil der Mauer,

Theilen wegen dieser Angelegenheit angegangen wurde. Die Engländer beschlossen keinen Antheil am Streit zu nehmen, es sey denn, daß man gegen den Nabob Gewaltthätigkeiten verübte; dabey versicherten sie dem Regenten von Mysore ihre Freundschaft, empfohlen aber ernstlich beiden Parteyen einen freundschaftlichen Vergleich.

Die Streitigkeiten wurden jedoch mit großer Hitze fortgesezt, wobey der arglistige Morari-row eine so scheinbare Unparteylichkeit bewies, daß ihn beide Fürsten zum Schiedsrichter erwählten. An dem zur Entscheidung bestimmten Tage hielt er mit grossem Pomp seinen Einzug in Tritchinapoly, begleitet von zwey mysoreschen Commissarien. Der Zug ging nach des Nabobs Palast, wo der Capitain Dalton, als Befehlshaber der englischen Garnison, gegenwärtig war.

Nachdem die gewöhnlichen Ceremonien vorbey waren, fing der Maratte an die vielen Verbindlichkeiten umständlich anzuführen, die der Nabob dem Regenten schuldig sey; er schilderte mit den lebhaftesten Farben die unglückliche Lage seiner Angelegenheiten, als der Regent sich so großmüthig für seine Sache verwandte; zu einer Zeit, da er zwar dem Namen nach Herr von allen zwischen dem Fluß Pennar bis zum Vorgebirge Comorin gelegenen Ländern war, allein doch in Wirklichkeit nicht mehr als den Boden besaß, den die Stadt Tritchinapoly bedeckte, und auch diese war kaum mehr sein zu nennen, da sie von mächtigen und unerbittlichen Feinden belagert war, und keine Rettung vorhanden schien. Er be-

sehn, so verließ ihn seine gewöhnliche Standhaftigkeit, und machte einem Gram Raum, der seine Gesundheit schwächte. Law war nicht wenig um die Sicherheit eines Fürsten bekümmert, den er durch sein unentschlossenes Betragen in die gegenwärtige Gefahr gestürzt hatte. Er glaubte, und vielleicht mit Recht, daß, wenn Chunda-saheb gezwungen werden sollte sich zu ergeben, der Nabob gewiß nicht das Leben eines solchen Rivals schonen dürfte, und von dem Vorurtheil des Nationalhasses geblendet, bildete er sich ein, daß selbst die Engländer ihn dem Nabob überliefern würden. Er drang daher in Chunda-saheb, sich durch die Flucht zu retten, und daß, um diese desto sicherer zu veranstalten, man einen vornehmen Befehlshaber von der conföderirten Armee bestechen müßte, damit er heimlich durch die Posten kommen könnte. Der gebeugte Fürst bewilligte endlich diesen Vorschlag; allein es war nicht leicht eine Wahl zu treffen, da jede derselben fast gleiche Gefahr darstellte. Die Mysoren, wußte er, würden sich seiner Person als ein Mittel bedienen, den Nabob zu vermögen, seinen mit ihnen geschlossenen Tractat zu erfüllen, und die Maratten würden ihn an den Meistbietenden verkaufen; die Polygars waren nicht stark genug, und ihre Truppen auch nicht so gelagert, um seine Flucht befördern zu können. Nun waren noch die Tanjoren übrig; diese hatte Chunda-saheb ehmals höchlich beleidigt, ja noch kürzlich selbst ihre Hauptstadt belagert; wenn daher ihre Truppen vom König in Person commandirt worden wären, so würde es unsinnig gewesen seyn, sich ihm zu vertrauen; aber man wußte, daß ihr Feldherr Monack-

einfältigen Commissarien habe Rücksicht nehmen müssen. „Du mußt natürlich glauben," sagte er, „daß „ich so viel Beurtheilungskraft habe, einzusehn, daß „du gewiß keinen Vorsatz hast dein gethanes Ver„sprechen zu erfüllen. Wie könntest du es gegen „den Großen-Mogul verantworten, einen so wichti„gen Theil seiner Staaten einem so unbedeutenden „Volk abzutreten! Es würde unsinnig seyn, nur „daran zu denken. Dieses, kannst du sicher glau„ben, sind meine wahren Gesinnungen, obgleich „mein Privatinteresse mich nöthigt, öffentlich anders „zu reden." Der Nabob war nicht wenig vergnügt, diese seine Meynung zu hören, weil er bey seiner Weigerung die Maratten aufzubringen gefürchtet hatte, und diese ihm weit mehr als die Mysoren Kummer verursachten. Er machte dem Morari-row daher auf der Stelle ein Geschenk mit 50,000 Rupien, und versprach ihm noch viel mehr, wenn er einen Vergleich zu Stande bringen, und den Regenten dahin vermögen wollte, auf die Erfüllung des Tractats nicht genau zu bestehn. Der Maratte versprach es zu thun, obgleich er an nichts weniger dachte. In der That war er der unschicklichste Schiedsrichter, den man nur erwählen konnte. Sein Plan war, sich erst bey dem Nabob einzuschmeicheln, und ihn sodann zu bereden, einige tausend Maratten in die Stadt aufzunehmen, als das beste Mittel den Regenten von Mysore glauben zu machen, er sey wirklich willens sein Versprechen zu halten; sodann sollten seine kühnen Krieger die erste Gelegenheit ergreifen, die übrige Besatzung entweder zu verführen

dem er nebst andern Sicherheits-Maaßregeln verlangte, daß Geißel gegeben werden sollten, bevor Chunda-saheb sich einstellte. Hierauf antwortete der Tanjore mit vieler Gelassenheit, daß, wenn man Verrätherey im Sinne hätte, keine Geißeln etwas helfen würden, und wenn er wirklich deren gäbe, so dürfte das Geheimniß entdeckt, und die Flucht unmöglich gemacht werden. Indessen schwur er den feyerlichsten und für einen indischen Soldaten heiligsten Eid, bey seinem Säbel und Dolch, die er wünschte zu seinem eignen Untergange geschliffen zu seyn, wenn er seinem Versprechen nicht nachkäme; dieses Versprechen bestand darin, sogleich als Chunda-saheb sein Lager betreten würde, ihn unter einer Escorte von Reitern nach dem französischen Etablissement Karical bringen zu lassen. Ein gegenwärtiger tanjorescher Befehlshaber erklärte sich gegen Law als auserseyn zu diesem Auftrag, und zeigte ihm auch den Palankin und andre schon zur Reise gemachte Zubereitungen. Auf diese Versicherung nahm ihn Law sogleich mit an einen Ort, wo Chunda-saheb mit einigen Freunden heimlich den Ausgang der Conferenz erwartete. Die erhaltene Nachricht beruhigte ihn, und er eilte daher in Monack-jee's Lager, wo er anstatt der gehofften Escorte einen Trupp Soldaten antraf, die über ihn herfielen, ihn mit Gewalt in ein Zelt schleppten, und in Ketten legten.

Dieser wichtige Vorfall wurde sogleich dem Nabob und den beiden Feldherren der Mysoren und Maratten berichtet, welche die ganze Nacht versammelt blieben, und über das Schicksal ihres Gefangenen

hemmen würde, woselbst er große Vortheile zu erlangen gedachte, bevor der Regent seine Feindseligkeiten anfinge; dieser hingegen wünschte blos den Abzug des Nabobs mit den Engländern, damit er Tritchinapoly überrumpeln könnte. Die Entschuldigungen, wodurch er seinen Aufbruch zu verzögern suchte, entdeckten seine Absicht hinreichend; um nun diese zu vereiteln, wurden 200 Europäer und 1500 englische Sepoys unter Commando des Capitain Dalton in die Stadt gelegt.

Die übrigen englischen Truppen, 500 Europäer und 2500 Sepoys stark, brachen den 28sten Junius auf, und begleiteten den Nabob, der 2000 Mann Cavallerie bey sich hatte. Diese und 2000 Peons, die er in Tritchinapoly zurückgelassen hatte, war seine ganze gegenwärtige Macht; denn von seinen zahlreichen Bundsgenossen, die noch vor wenig Tagen für ihn fochten, blieb niemand bey ihm. Die Tanjoren bestanden darauf, nach Hause zu ziehn, und die Polygars waren nicht verbunden, außerhalb den Gränzen von Tritchinapoly zu fechten. Die Mysoren und Maratten blieben in ihrem Lager bey der Stadt stehn, und hielten die große Pagode von Seringham besetzt, welches ihnen der Nabob erlaubt hatte.

Diese Verringerung der Truppen des Nabobs, die durch einen unglücklichen Streit veranlaßt war, der die ernsthaftesten Folgen drohte, vernichtete die Hoffnungen der Engländer, ihre triumphirenden Waffen nach Velore und Gingee zu führen; sie zeigten daher auf ihrem jetzigen Marsch mehr den Unmuth geschlagener Truppen, als die Munterkeit siegreicher Krieger,

Beide Befehlshaber fanden sich ein. Law fing mit der Aeußerung an, daß, da zwischen ihren Nationen in Europa Friede sey, er bey den Engländern alle Achtung für die französischen Truppen zu finden hoffte, weil jezt durch die Zerstreuung von Chunda-sahebs Armee und seine Gefangenschaft, keine streitende Parteyen mehr im Carnatick wären; er schmeichelte sich daher, daß die Engländer, anstatt sich als Feinde zu betragen, vielmehr als Freunde den Rückzug seiner Truppen befördern würden. Lawrence antwortete, daß er in dieser Conferenz blos als Dolmetscher der Gesinnungen des Nabobs zu betrachten sey, mit dem die Engländer in genauer Verbindung stünden; und als eine Rechtfertigung des Betragens dieses Fürsten, zeigte der Major einen Brief von Dupleix, worin dieser förmlich erklärte, daß er nie aufhören würde den Nabob zu verfolgen, so lange noch ein Franzose in Indien übrig wäre.

Nach vielen Gegenvorstellungen, die zu nichts dienten, wurde endlich die Capitulation unterzeichnet. Die Artikel waren: daß die Pagode Jumbakistna mit allen Kanonen, Wagen und Gepäcke übergeben, daß die Offiziers nicht gegen den Nabob oder seine Bundsgenossen dienen, die Gemeinen, sowohl Europäer als Kaffern und Topassen, zu Kriegsgefangenen gemacht, und die Ueberläufer begnadigt werden sollten. Man fand in der Pagode 35 Offiziers und 785 Gemeine, desgleichen 2000 Sepoys. Die Menge Geschüz war außerordentlich, denn es befanden sich hier nicht weniger als vierundfunfzig Kanonen, Mörser und Petarden nebst einem erstaunlichen Vorrath von Mu-

denklichen Mann sehr wenig. Schwierigkeiten und Unglücksfälle, anstatt ihn niederzudrücken, dienten vielmehr desto stärker seine Geistesgröße zu zeigen. In der That war sein Plan, sich in Decan auszubreiten, mit so viel Klugheit entworfen worden, daß die Fortschritte seiner Waffen gegen Norden zu bereits den unglücklichen Vorfällen in Seringham das Gleichgewicht hielten.

Im Monat Februar des verhergehenden Jahres, verließ Salabad-jing, der neue Subah, in Begleitung der französischen Truppen Cudapa, wo Murza-fa-jing sein Leben verloren hatte. Den 15ten März trafen sie in Canoul ein, der Hauptstadt des pitanischen Nabobs, durch dessen Hände der Fürst gefallen war. Man beschloß die Stadt wegen der Verrätherey ihres Herrn zu bestrafen. Ehmals war der Ort wohl befestigt gewesen, seitdem er aber im Besitz der Pitanen war, so hatte dieses Volk, das so geizig als muthig ist, die Festungswerke ganz zu Grunde gehn lassen, und der hart an der Stadt vorbeyströmende Fluß hatte noch kürzlich einen großen Theil der Mauer mit fortgerissen. Die Besatzung bestand aus 4000 Pitanen, die zur Vertheidigung Miene machten; allein durch das ungewohnte Kanonenfeuer bald zum Weichen gebracht wurden; sie flohen ins Castel, das auch zum Theil in Ruinen lag. Die Franzosen stürmten und bestiegen es. Mittlerweile kam die Armee des Salabad-jing an; die ganze Garnison wurde niedergehauen, und auch eine Menge Einwohner massacrirt. Die Gemahlin aber des vorigen

den Vorzug gäbe; er sah daher kein ander Mittel den Streit zu endigen, als seinem Gefangenen das Leben zu rauben. Da indessen der Major Lawrence den Wunsch geäußert hatte, ihn in Verwahrung zu nehmen, so begab er sich ins Lager der Engländer, um ihren Entschluß zu hören. Er besorgte, nach seinen Grundsätzen, daß diese auch mit Drohungen auf dem Vorzug bestehn würden; Lawrence aber erklärte, daß er sich nicht ferner in den Streit mischen wollte. Daher führte er nun seinen Vorsatz aus, und befahl dem Chunda-saheb den Kopf abzuhauen.

Der Scharfrichter war ein Pitane von dem Gefolge des Monack-jee. Er fand in dem bestimmten Schlachtopfer einen alten Mann, der ausgestreckt auf der Erde lag, und Krankheit halber unfähig war aufzustehn. Der Anblick und das Hereinstürzen des Mörders erzeugte sogleich in Chunda-saheb den Gedanken von seinem Vorsatze; er winkte daher mit der Hand und sagte, daß er vor seinem Tode mit Monack-jee zu sprechen wünschte, weil er ihm etwas sehr wichtiges zu entdecken habe. Der Pitane achtete auf seine Worte nicht, sondern schritt zum Werke, stieß ihm einen Dolch ins Herz, und hieb ihm sodann den Kopf ab.

Monack-jee übersandte den Kopf dem Nabob, der nun zum erstenmal das Gesicht seines Rivals sahe. Er zeigte ihn seinen Hofleuten, und ließ ihn sodann um den Hals eines Kameels binden, und so fünfmal rund um die Mauern von Trichinapoly tragen, unter einem Zulauf von mehr als 100,000 Zuschauern, die das Andenken dieses unglücklichen Fürsten nach

Delhi befand, ließen sich jezt gegen baares Geld leicht bereden, sich nicht allein zurückzuziehn, sondern sogar ein Bündniß mit dem nämlichen Fürsten zu schließen, gegen den sie als Feinde ausgeschickt worden waren.

Nichts verhinderte nunmehr den Marsch des Heers, das den 2ten April mit dem größten Pomp eines orientalischen Triumphs in Golconda einzog. Salabad-jing wurde förmlich als Subah anerkannt, und vollbrachte auch die große Ceremonie, öffentlich den Thron zu besteigen, und die Huldigung zu empfangen, wobey sich auch die mehresten Fürsten und Statthalter aller benachbarten Staaten einfanden.

Die Dienste der französischen Truppen wurden nun reichlich belohnt. Die Geschenke, die Bussy empfing, betrugen allein an 100,000 Pf. St., die andern Offiziers erhielten Summen nach Verhältniß ihres Ranges; ein Fähndrich sogar bekam 50,000 Rupien. Der monatliche Sold eines Capitains wurde auf 1000 Rupien festgesezt, außer dem Unterhalt seiner Kameele, Pferde u. s. w., den Salabad-jing für alle französische Offiziers übernahm; der Sold eines Lieutenants war 500, eines Fähndrichs 300, eines Unteroffiziers 90 und eines gemeinen Soldaten 60 Rupien. Die tiefe Politik des Dupleix bey Besitznehmung von Masulipatnam war nunmehr sichtbar, durch die Leichtigkeit, womit die Armee in Golconda von diesem Hafen aus mit Rekruten, Waffen, Munition und allen Bedürfnissen versehn werden konnte.

So auffallend groß auch die erlangten Vortheile waren, und so gewiß man nun die Ruhe im Carnatick wieder herzustellen hoffte, so war man doch weit davon entfernt; denn in dieser scheinbaren Ruhe lag der Samen eines andern mehr gefährlichen und mehr hartnäckigen Krieges.

herrscht hatte. Der Empfang geschahe mit aller Ehrfurcht, die dem Repräsentanten eines so großen Kaisers gebührte. Salabad-jing selbst, von den französischen und vielen andern Truppen begleitet, ging ihm eine englische Meile weit vom Lager entgegen; die Ueberreichung der mogulschen Papiere geschah unter einer Generalsalve von allen Kanonen und Musketen des Heers, da denn nachher alle anwesende Großen sich vor dem Abgeordneten nach der Reihe niederwarfen. Bussy war der erste, der hiezu das Beyspiel gab. Nach dieser Farce brach die Armee auf, und rückte den 18ten Junius in die Stadt ein, wo der Ruf der kaiserlichen Gunstbezeigungen alle Gemüther wieder zufrieden stellte. Einige wußten zwar mit der größten Gewißheit, daß Gazi-odin Khan der wirklich ernannte Subah sey, und im Begriff stehe, diese Würde an der Spitze eines mächtigen Heers zu behaupten; allein diese wenigen Stimmen wurden nicht gehört, da das zahllose Volk ungeduldig war, einen Subah von Decan zu sehn, der die Stadt wieder zu seiner Residenz machte; eine Ehre, deren sie seit dem Tode des Nizam-al-muluck beraubt worden war.

Der Einzug in Aurengabad war weit prächtiger und glänzender als der in Golconda; die Stadt verdiente auch diesen Vorzug, da sie nächst Delhi die volkreichste und reichste in allen mogulschen Staaten war; ihre Einwohner werden, wenn sich der Subah da befindet, auf 1500,000 Seelen gerechnet. Den Franzosen wurde ein bequemes Quartier angewiesen, das sie auf Bussys Befehl nicht verlassen durften, damit

lange den Entwurf im Sinn, daraus für sich allen nur möglichen Vortheil zu ziehen. Da der Nabob sahe, daß er sich nicht länger verstellen konnte; so gestand er die Wahrheit dieser Foderung ein, als Lawrence ihn darum befragte; er betheuerte, daß seine außerordentliche Verlegenheit allein von ihm ein Versprechen erpreßt hätte, dessen Erfüllung, wie der Regent von Mysore selbst wissen sollte, nicht in seiner Macht wäre. Tritchinapoly, sagte er, gehörte dem Großen-Mogul, und er selbst sey nur als Vicekönig des Landes von diesem Monarchen ernennt: wenn er also diese wichtige Provinz einem indischen Könige übergäbe, so würde dieses sowohl ihn als die Engländer in beständige Kriege mit dem ganzen mogulschen Reiche verwickeln. Er erklärte daher förmlich, daß er fest entschlossen sey, Tritchinapoly nicht abzutreten, es möchte kommen wie es wollte, und war der Meynung, den Regenten noch zwey Monat lang mit Versprechungen aufzuhalten, weil er in dieser Zeit aus der Provinz Arcot große Summen zu ziehen hoffte, die er sodann zur Befriedigung der Mysoren anwenden wollte; dabey sollte ihnen auch das Fort Madura mit allen dazu gehörigen Ländereyen eingeräumt werden. Dieses, glaubte er, sey eine völlig hinreichende Belohnung für den ihm geleisteten Beystand, um so viel mehr, da die Vernichtung von Chunda-sahebs Macht eben so sehr dem Interesse der Mysoren, als seinem eignen beförderlich gewesen wäre. Lawrence, dessen Gewalt auf militärische Operationen eingeschränkt war, wartete auf Befehl von der englisch-indischen Regierung, die zu eben der Zeit von beiden

Theilen wegen dieſer Angelegenheit angegangen wurde. Die Engländer beſchloſſen keinen Antheil am Streit zu nehmen, es ſey denn, daß man gegen den Nabob Gewaltthätigkeiten verübte; dabey verſicherten ſie dem Regenten von Myſore ihre Freundſchaft, empfohlen aber ernſtlich beiden Parteyen einen freundſchaftlichen Vergleich.

Die Streitigkeiten wurden jedoch mit großer Hitze fortgeſezt, wobey der argliſtige Morari-row eine ſo ſcheinbare Unparteylichkeit bewies, daß ihn beide Fürſten zum Schiedsrichter erwählten. An dem zur Entſcheidung beſtimmten Tage hielt er mit groſſem Pomp ſeinen Einzug in Tritchinapoly, begleitet von zwey myſoreſchen Commiſſarien. Der Zug ging nach des Nabobs Palaſt, wo der Capitain Dalton, als Befehlshaber der engliſchen Garniſon, gegenwärtig war.

Nachdem die gewöhnlichen Ceremonien vorbey waren, fing der Maratte an die vielen Verbindlichkeiten umſtändlich anzuführen, die der Nabob dem Regenten ſchuldig ſey; er ſchilderte mit den lebhafteſten Farben die unglückliche Lage ſeiner Angelegenheiten, als der Regent ſich ſo großmüthig für ſeine Sache verwandte; zu einer Zeit, da er zwar dem Namen nach Herr von allen zwiſchen dem Fluß Pennar bis zum Vorgebirge Comorin gelegenen Ländern war, allein doch in Wirklichkeit nicht mehr als den Boden beſaß, den die Stadt Tritchinapoly bedeckte, und auch dieſe war kaum mehr ſein zu nennen, da ſie von mächtigen und unerbittlichen Feinden belagert war, und keine Rettung vorhanden ſchien. Er be-

Dupleix machte diese Mandate und Gunstbezeigungen im ganzen Carnatick bekannt, wo jedermann noch über die Unglücksfälle des Chunda-saheb bestürzt war. Dieser außerordentliche Mann aber blieb dabey nicht stehn. Er hatte von dem Mißvergnügen der Mysoren bey Tritchinapoly gehört, und arbeitete eifrig, sie abwendig zu machen. Es waren zu der Zeit, da Law sich mit seinem Corps übergeben mußte, Schiffe aus Frankreich mit Soldatenverstärkungen in Pondichery angelangt. Um deren Anzahl zu vermehren, nahm er die Matrosen von den Schiffen weg, und besezte sie mit Lascars, die sie auch glücklich nach China, ihren Bestimmungsort, brachten. Auf diese Art wieder bewaffnet, und voll gerechter Erwartungen, machten die Unfälle in Seringham nur geringen Eindruck auf ihn; er war so weit entfernt, den Engländern oder dem Nabob Friedensvorschläge zu thun, daß er vielmehr gleich dadurch seinen festen Vorsatz den Krieg fortzusetzen zu erkennen gab, daß er den Raja-saheb, den Sohn des Chunda-saheb, zum Nabob von Arcot ernannte, vermöge der Autorität, die er als Nabob vom Carnatick zu haben vorgab, und die er dadurch bestätigte, daß er 500 Mann ins Feld rücken ließ.

Mahomed-Ally fühlte täglich mehr und mehr die üblen Folgen seiner den Mysoren gethanen Versprechungen, denn niemand als unbedeutende Befehlshaber in der Provinz erkannten ihn als Nabob, die übrigen warteten mit ihrer Unterwerfung bis man sie angreifen würde. Da seine militärischen Kenntnisse nur geringe waren, und ihn sein zuneh-

cher Zeit schwärmten ihre Detaschements herum, alle Lebensmittel zu vernichten, und alle Zufuhren des Subah zu hemmen, die sämtlich von hinten und aus fernen Gegenden kamen. Sie drangen sogar oft bis ans Lager des Subah, wurden aber allemal durch die französische Artillerie mit Verlust zurückgeschlagen. Die Hungersnoth stellte sich indessen bey beiden Heeren ein, ohne Hoffnung aus den verwüsteten Ländern Unterhalt zu ziehen. Balagerow bequemte sich daher desto leichter, für ein Geschenk von 100,000 Rupien, einen Waffenstillstand einzugehn. Dieses geschah im Anfange des Julius; da denn Salabadjing nicht nach Aurengabad, sondern nach Golconda mit seiner ganzen Armee marschirte. Auf seinem Zuge dahin sammelte er von einigen widerspenstigen Rajahs den Tribut mit Gewalt ein. Der mächtigste derselben aber, der Rajah von Neirmel, nebst andern geringern, vereinigten sich, zogen alle ihre Truppen zusammen, die sehr zahlreich, aber auch sehr unregelmäßig waren, und widersezten sich der Armee des Salabad-jing. Es kam zu einer großen Schlacht, worin die Rajahs eine gänzliche Niederlage erlitten, und der von Neirmel selbst getödtet wurde. Da Bussy im Anfange dieses Feldzugs das sinkende Glück des Chunda-saheb vernahm, so bediente er sich seines großen Einflusses bey Salabad-jing, um Dupleix die Würde als Nabob vom Carnatick zu verschaffen, obgleich Chunda-saheb damals noch lebte. Die Bestallungsbriefe wurden mit Pomp nach Pondichery geschickt, und der Subah versprach, daß ein Abgeordneter des Großen-Moguls auch nächstens dort eintreffen sollte.

oder zu überwältigen; wenn dieser Entwurf glückte, so wollte er die Stadt für sich behalten. Sollte er aber hiebey Schwierigkeiten finden, so beschloß er den Streit wenigstens so lange als möglich durch Unterhandlung zu verlängern, während welcher Zeit er der Fortdauer des Soldes von den Mysoren gewiß war, und auch nicht zweifelte, durch seine Künste noch ansehnliche Geschenke vom Nabob zu erhalten. Wenn aber alles fehlschlüge, so wollte er die Mysoren zum Kriege aufhetzen, da denn diese ihn gewiß nicht ohne die Maratten führen würden.

Die Furcht eines schleunigen Bruchs vermochte die englischen Truppen, die schon bis Utatoor zurück marschirt waren, wieder umzukehren, denn die Mysoren hatten sogar gedroht den Nabob anzugreifen, wenn er Miene machen würde, die Stadt zu verlassen, um sich mit den Engländern zu vereinigen. Ihre Erscheinung that die gehoffte Wirkung, und erzeugte eine Art von Vergleich. Der Nabob überließ dem Regenten die Einkünfte der Insel Seringham und einiger andern Districte, nebst der Vollmacht sie selbst einzusammlen; er erneuerte dabey das Versprechen, Tritchinapoly nach Verlauf von zwey Monaten zu überliefern, und bewilligte, daß 700 Mann, nur keine Maratten, in der Stadt eingenommen werden sollten. Auf diese Bedingungen versprach der Regent ihm zur Unterjochung von Arcot mit seiner Macht beyzustehn. Kein Theil maß dem andern Glauben bey, allein beide hofften Zeit zu gewinnen. Der Nabob wußte, daß eine augenblickliche Kriegserklärung die Fortschritte seiner Waffen im Carnatick

mendes Unglück sehr beunruhigte, so bildete er sich ein, daß es den Engländern nicht schwer fallen dürfte, Gingee zu erobern. In dieser Ueberzeugung ersuchte er die englisch-indische Regierung aufs dringendste, ihm diesen Dienst zu leisten, und man war auch so gefällig es zu bewilligen, obgleich der Major Lawrence sich selbst nach Madras begab, um die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs vorzustellen.

Diesen Versuch vorzunehmen, brach der Major Kineet, der kürzlich aus Europa gekommen war, den 23sten Julius mit 200 Europäern, 1500 Sepoys und 600 Mann von des Nabobs Cavallerie auf. Das Land rund um Gingee ist mit Bergen umgeben, und die dadurch führende Wege sind starke Päße, in deren Besitz eine angreifende Armee nothwendig seyn muß, um die Communication offen zu behalten. Kineer hatte nicht Truppen genug, um sie zu vertheilen, er marschirte daher gerade auf Gingee los, und foderte das Fort auf. Der Commandant antwortete höflich, daß der Ort dem Könige von Frankreich gehörte, und er ihn vertheidigen würde. Man war nicht im Stande es anzugreifen, da man aus einem unbegreiflichen Leichtsinn nicht einmal die schweren Kanonen erwartet hatte, die vom Fort St. David unterwegs waren. Sobald Dupleix hörte, daß die Engländer die Gebirge passirt wären, schickte er 300 Europäer und 500 Sepoys mit sieben Kanonen ab, die von der Stadt Vieravandi Besitz nahmen; ein Ort, der nahe an den Gebirgen und den Engländern im Rücken lag. Dieser Umstand, und das fehlende schwere Geschütz, vermochte Kineer sogleich wieder zu

rück zu gehn; er fand Mittel über die Gebirge zu kommen, und sich noch mit einigen Truppen des Nabobs zu vereinigen, so daß er jezt 200 Europäer, 1500 Sepays, 100 Kaffern und 2000 Mann Cavallerie stark war; und nun beschloß er den Feinden eine Schlacht zu liefern. Diese hatten sich sehr vortheilhaft unter den Ruinen alter Häuser postirt, dennoch war eine Gegend, wo man ihnen beykommen konnte, allein die Engländer vernachläßigten den Ort vor dem Angriff zu recognosciren, und verloren dadurch alle Vortheile, die sich ihnen gleichsam darboten. Sie rückten gerade auf die Franzosen los, die vermöge eines geschickten Manövers die Engländer irre machten, und sie sodann mit großem Verlust zurückschlugen. Kineer wurde selbst verwundet, und obgleich die Wunde bald wieder geheilt war, so kränkte er sich doch über die mit so viel Schande verknüpfte Expedition dermaßen, daß er kurz hernach starb.

Die englischen Truppen zogen sich nach Trivadi zurück. Dupleix, um die erhaltenen Vortheile auszudehnen, verstärkte die Seinigen mit allen Soldaten, die er nur auftreiben konnte. Hiedurch kamen 450 Europäer, 1500 Sepoys, und 500 Reiter zusammen, die sich sämtlich unweit dem Fort St. David lagerten. Die Engländer folgten ihnen nach, und verlangten Verstärkung von Madras, wo eben Schiffe aus England mit Truppen angekommen waren. Unter diesen befanden sich zwey Compagnien Schweizer, jede von hundert Mann, die von ihren eignen Offiziers commandirt wurden. Eine derse-

denklichen Mann sehr wenig. Schwierigkeiten und Unglücksfälle, anstatt ihn niederzudrücken, dienten vielmehr desto stärker seine Geistesgröße zu zeigen. In der That war sein Plan, sich in Decan auszubreiten, mit so viel Klugheit entworfen worden, daß die Fortschritte seiner Waffen gegen Norden zu bereits den unglücklichen Vorfällen in Seringham das Gleichgewicht hielten.

Im Monat Februar des vorhergehenden Jahres, verließ Salabad-jing, der neue Subah, in Begleitung der französischen Truppen Cudapa, wo Murza-fa-jing sein Leben verloren hatte. Den 15ten März trafen sie in Canoul ein, der Hauptstadt des pitanischen Nabobs, durch dessen Hände der Fürst gefallen war. Man beschloß die Stadt wegen der Verrätherey ihres Herrn zu bestrafen. Ehmals war der Ort wohl befestigt gewesen, seitdem er aber im Besitz der Pitanen war, so hatte dieses Volk, das so geizig als muthig ist, die Festungswerke ganz zu Grunde gehn lassen, und der hart an der Stadt vorbeyströmende Fluß hatte noch kürzlich einen großen Theil der Mauer mit fortgerissen. Die Besatzung bestand aus 4000 Pitanen, die zur Vertheidigung Miene machten; allein durch das ungewohnte Kanonenfeuer bald zum Weichen gebracht wurden; sie flohen ins Castel, das auch zum Theil in Ruinen lag. Die Franzosen stürmten und bestiegen es. Mittlerweile kam die Armee des Salabad-jing an; die ganze Garnison wurde niedergehauen, und auch eine Menge Einwohner massacrirt. Die Gemahlin aber des vorigen

Nabobs und ihre beiden Söhne zu Gefangenen gemacht.

Die Franzosen, die bey dieser Grausamkeit das Beyspiel gaben, hatten wahrscheinlich die Absicht, das Schrecken ihrer Waffen in Länder zu verbreiten, wo noch nie Europäer gesehn worden waren. Um nun aber auch zu zeigen, daß ihre Gerechtigkeit ihrer Tapferkeit gleich käme, so vermochte der französische Befehlshaber Bussy gleich nach der Einnahme von Canoul den Salabad-jing dahin, für Sadoudin-Khan, den jungen Sohn des Murzafa-jing, ihres lezten Bundsgenossen, zu sorgen. Er erhielt nebst dem Gouvernement von Adoni, das seines Vaters Erbschaft gewesen war, die Länder beider Nabobs von Cudapa und von Canoul, die nach französischer Angabe zusammen jährlich beynahe eine Million Pf. St. einbrachten. Dieses Beyspiel der Großmuth mußte Bewunderung in einem Lande erregen, wo die Verdienste des Vaters sehr selten das Unglück des Sohnes mildern.

Die Armee ging nun über den Kristna, zwischen welchem Fluß und Golconda 25000 Maratten postirt waren, um die Besitznehmung dieser Hauptstadt zu verhindern; sie waren zu diesem Zweck von Gazi-odin Khan abgesandt, dem ältesten Bruder des Salabad-jing und Großfeldherrn des mogulschen Reichs. Ihr Anführer war Balagerow, der Generalissimus des Sahah Rajah, Königs aller marattischen Völkerschaften. Es kam zu einer Unterhandlung, und die Maratten, die bisher noch keinen Sold von Gazi-odin Khan erhalten hatten, der sich in

Delhi befand, ließen sich jezt gegen baares Geld leicht bereden, sich nicht allein zurückzuziehn, sondern sogar ein Bündniß mit dem nämlichen Fürsten zu schließen, gegen den sie als Feinde ausgeschickt worden waren.

Nichts verhinderte nunmehr den Marsch des Heers, das den 2ten April mit dem größten Pomp eines orientalischen Triumphs in Golconda einzog. Salabad-jing wurde förmlich als Subah anerkannt, und vollbrachte auch die große Ceremonie, öffentlich den Thron zu besteigen, und die Huldigung zu empfangen, wobey sich auch die mehresten Fürsten und Statthalter aller benachbarten Staaten einfanden.

Die Dienste der französischen Truppen wurden nun reichlich belohnt. Die Geschenke, die Bussy empfing, betrugen allein an 100,000 Pf. St., die andern Offiziers erhielten Summen nach Verhältniß ihres Ranges; ein Fähndrich sogar bekam 50,000 Rupien. Der monatliche Sold eines Capitains wurde auf 1000 Rupien festgesezt, außer dem Unterhalt seiner Kameele, Pferde u. s. w., den Salabad-jing für alle französische Offiziers übernahm; der Sold eines Lieutenants war 500, eines Fähndrichs 300, eines Unteroffiziers 90 und eines gemeinen Soldaten 60 Rupien. Die tiefe Politik des Dupleix bey Besitznehmung von Masulipatnam war nunmehr sichtbar, durch die Leichtigkeit, womit die Armee in Golconda von diesem Hafen aus mit Rekruten, Waffen, Munition und allen Bedürfnissen versehn werden konnte.

Gazi-odin Khan hatte mittlerweile vom Grossen-Mogul das kaiserliche Patent zur Subahschaft von Decan ausgefertigt erhalten. Das Gerücht verbreitete sich, daß er mit einem großen Heer nach Brampore im Anzuge sey; Salabad-jing beschloß daher sofort nach Aurengabad zu marschiren. Er verließ Golconda im Anfange des May, war aber noch nicht weit gekommen, als er Nachricht von dem Abfall vieler vornehmen Bewohner der Stadt erhielt, die sich förmlich gegen ihn erklärten. Schanavaze Khan, der ehmals oberster Minister des Nazir-jing gewesen, und seit dem Tode dieses Fürsten beständig dem Lager als Rathgeber des Subah gefolgt war, ging jezt heimlich fort, und begab sich nach Aurengabad, wo er nicht wenig beytrug, das Volk gegen Salabad-jing aufzuwiegeln, den er als einen schwachen thörichten Prinzen vorstellte, der seine hohe Würde dadurch entehrte, daß er sich von einer Handvoll Ungläubigen willkührlich beherrschen ließe, die unter dem Vorwand, dem kaiserlichen Statthalter beyzustehn, nach nichts geringers strebten, als die Hälfte des mogulschen Reichs an sich zu reißen.

Diese durch so viel Nebenumstände unterstützte Nachrichten machten großen Eindruck, und man fürchtete die Folgen davon so sehr, daß Salabadjing sich nicht getrauete dieser Hauptstadt sich zu nähern, bis er den abgenutzten pompösen Betrug gespielt hatte, von den Händen eines sogenannten mogulschen Abgeordneten öffentlich falsche Bestallungsbriefe erhalten zu haben, worin er zum Vicekönig aller Staaten ernannt wurde, die sein Vater Nizam-al-muluck be-

herrscht hatte. Der Empfang geschahe mit aller Ehrfurcht, die dem Repräsentanten eines so großen Kaisers gebührte. Salabad-jing selbst, von den französischen und vielen andern Truppen begleitet, ging ihm eine englische Meile weit vom Lager entgegen; die Ueberreichung der mogulschen Papiere geschah unter einer Generalsalve von allen Kanonen und Musketen des Heers, da denn nachher alle anwesende Großen sich vor dem Abgeordneten nach der Reihe niederwarfen. Bussy war der erste, der hiezu das Beyspiel gab. Nach dieser Farce brach die Armee auf, und rückte den 18ten Junius in die Stadt ein, wo der Ruf der kaiserlichen Gunstbezeigungen alle Gemüther wieder zufrieden stellte. Einige wußten zwar mit der größten Gewißheit, daß Gazi-odin Khan der wirklich ernannte Subah sey, und im Begriff stehe, diese Würde an der Spitze eines mächtigen Heers zu behaupten; allein diese wenigen Stimmen wurden nicht gehört, da das zahllose Volk ungeduldig war, einen Subah von Decan zu sehn, der die Stadt wieder zu seiner Residenz machte; eine Ehre, deren sie seit dem Tode des Nizam-al-muluck beraubt worden war.

Der Einzug in Aurengabad war weit prächtiger und glänzender als der in Golconda; die Stadt verdiente auch diesen Vorzug, da sie nächst Delhi die volkreichste und reichste in allen mogulschen Staaten war; ihre Einwohner werden, wenn sich der Subah da befindet, auf 1500,000 Seelen gerechnet. Den Franzosen wurde ein bequemes Quartier angewiesen, das sie auf Bussys Befehl nicht verlassen durften, damit

mit die große Verschiedenheit der Sitten nicht Streitigkeiten und Unruhen erzeugen möchte, die üble Folgen haben könnten.

Im Monat August ließ Salabad-jing eine andre Gesandtschafts-Comödie spielen, um das Volk zu hintergehn. Es stellte sich abermals ein falscher Abgeordneter von Delhi ein, der die Staatswesste, das Reichsschwert, und andre Symbolen der Regierung überbrachte, die der Mogul gewöhnlich den Vicekönigen schickt. Er blieb in Aurengabad bis zu Ende des Jahrs ruhig. Allein im Frühling des folgenden 1752, fand sich Balagerow, der Großfeldherr der Maratten, durch große Summen von Gazi-odin Khan von neuem aufgemuntert, abermals mit 40,000 Mann ein; er vertheilte seine Armee in viele Corps, die alle das Land verheerten und jede Art von Grausamkeit begingen. Der Fluß Gunga, der 35 englische Meilen von Aurengabad fließt, war damals die Gränze der Staaten des Subah und des Balagerow. Die Hauptstadt dieses marattischen Feldherrn, Poni genannt, liegt nur 130 Meilen von Aurengabad, und hat gar keine Festungswerke. Salabad-jing rückte mit allen seinen Truppen ins Feld, und überließ Bussy die Anordnung des Feldzugs. Dieser, anstatt die Maratten in den Staaten des Subah aufzusuchen, und ihren Verheerungen Einhalt zu thun, fand für rathsamer das Vergeltungsrecht auszuüben, und marschirte auf Poni los. Auf diese Diversion eilten die Maratten zurück, und verbrannten alle ihre eignen Dörfer, die sich in der Nähe der Landstraßen befanden, ja selbst ihre Magazine in Poni. Zu glei-

ſagte ihnen endlich geradezu, daß an keine Ueberlieferung der Stadt zu gedenken ſey; daß dem Regenten aber ſeine Kriegskoſten wieder erſtattet werden ſollten, ſobald die Finanzen des Nabobs dieſes erlauben würden.

Der Regent gab vor, durch dieſe Antwort ſehr beleidigt zu ſeyn, dennoch ſchickte er ſeinen Miniſter, um dem Nabob ſeine Rechnungen vorzulegen, wobey er erklärte, daß er alle Anſprüche auf Tritchinapoly aufgeben wollte, wenn ihm ſein Geld ſogleich bezahlt würde. Dieſe ſcheinbare Mäßigung hatte blos zur Abſicht, den Charakter des Nabobs herabzuſetzen, und die nachherigen Maaßregeln zu rechtfertigen; denn er kannte des Nabobs Lage zu wohl, um ſich vorzuſtellen, daß er fähig ſeyn würde, eine ſo große Summe zu bezahlen, die ſich nach den Rechnungen auf 8,500,000 Rupien belief.

Es war wenig Hoffnung vorhanden, dieſen Zwiſt zu ſchlichten, beſonders da Dupleix aus allen Kräften dagegen arbeitete. Da er wußte, daß die Maratten die Verlängerung des Kriegs wünſchten, ſo wandte er ſich beſonders an Morari-row, und ſchickte ihm beſtändig Briefe und Geſchenke. In dieſen Briefen ſtellte er die Engländer als ein zankſüchtiges Volk vor, das blos vom Handel lebte, mit der Kriegskunſt unbekannt wäre, und ganz unfähig ſey ſich mit der ſo martialiſchen franzöſiſchen Nation im Felde zu meſſen, wobey er ihre bisherigen Siege ganz allein der Tapferkeit der marattiſchen Cavallerie zuſchrieb.

Dupleix machte diese Mandate und Gunstbezeigungen im ganzen Carnatick bekannt, wo jedermann noch über die Unglücksfälle des Chunda-seheb bestürzt war. Dieser außerordentliche Mann aber blieb dabey nicht stehn. Er hatte von dem Mißvergnügen der Mysoren bey Tritchinapoly gehört, und arbeitete eifrig, sie abwendig zu machen. Es waren zu der Zeit, da Law sich mit seinem Corps übergeben mußte, Schiffe aus Frankreich mit Soldatenverstärkungen in Pondichery angelangt. Um deren Anzahl zu vermehren, nahm er die Matrosen von den Schiffen weg, und besezte sie mit Lascars, die sie auch glücklich nach China, ihren Bestimmungsort, brachten. Auf diese Art wieder bewaffnet, und voll gerechter Erwartungen, machten die Unfälle in Seringham nur geringen Eindruck auf ihn; er war so weit entfernt, den Engländern oder dem Nabob Friedensvorschläge zu thun, daß er vielmehr gleich dadurch seinen festen Vorsaz den Krieg fortzusetzen zu erkennen gab, daß er den Rasa-saheb, den Sohn des Chunda-saheb, zum Nabob von Arcot ernannte, vermöge der Autorität, die er als Nabob vom Carnatick zu haben vorgab, und die er dadurch bestätigte, daß er 500 Mann ins Feld rücken ließ.

Mahomed-Ally fühlte täglich mehr und mehr die üblen Folgen seiner den Mysoren gethanen Versprechungen, denn niemand als unbedeutende Befehlshaber in der Provinz erkannten ihn als Nabob, die übrigen warteten mit ihrer Unterwerfung bis man sie angreifen würde. Da seine militärischen Kenntnisse nur geringe waren, und ihn sein zuneh-

noch vor dem Regenwetter das Land zwischen Pondichery und dem Fluß Paliar zu unterwerfen. Der Nabob ersuchte deshalb die englisch-indische Regierung, durch andre Truppen die beiden starken an vorbesagtem Fluß gelegnen Forts, Chinglapet und Cobelong, angreifen zu lassen. Madras konnte nicht mehr als 200 europäische Rekruten liefern, die eben aus England angekommen waren, nebst 500 neu angeworbenen Sepoys. Mit solchen Truppen konnte man wohl schwerlich starke Forts belagern; auch durfte man nicht erwarten, daß ein Offizier von Ruf das Commando dabey übernehmen würde; Clive aber, dessen militärisches Leben ein beständiges Gewebe von Schwierigkeiten gewesen war, trug bey dieser Gelegenheit seine Dienste an, so schlecht auch damals sein Gesundheitszustand war.

Der Marsch ging also den 10ten September mit vier schweren Kanonen nach Cobelong. Dieses Fort liegt zwanzig englische Meilen von Madras nahe am Seeufer; es wurde von Anwar-odean Khan erbaut, dicht bey den Ruinen eines andern Forts, das der Compagnie von Ostende gehört hatte. Die Franzosen nahmen es 1750 durch List in Besitz. Ein Schiff warf hier Anker und gab Nothzeichen; man sagte den Mohren, die sich am Bord begaben, daß der größte Theil der Schiffsbesatzung am Scorbut gestorben sey, und daß die übrigen auch umkommen würden, wenn man ihnen nicht ohne Verzug erlaubte ans Land zu kommen. Der Commandant des Forts bewilligte dieses Gesuch, in der Hoffnung dafür gut bezahlt zu werden, worauf denn 30 Franzosen, die

rück zu gehn; er fand Mittel über die Gebirge zu kommen, und sich noch mit einigen Truppen des Nabobs zu vereinigen, so daß er jezt 200 Europäer, 1500 Sepoys, 100 Kaffern und 2000 Mann Cavallerie stark war; und nun beschloß er den Feinden eine Schlacht zu liefern. Diese hatten sich sehr vortheilhaft unter den Ruinen alter Häuser postirt, dennoch war eine Gegend, wo man ihnen beykommen konnte, allein die Engländer vernachlässigten den Ort vor dem Angriff zu recognosciren, und verloren dadurch alle Vortheile, die sich ihnen gleichsam darboten. Sie rückten gerade auf die Franzosen los, die vermöge eines geschickten Manövers die Engländer irre machten, und sie sodann mit großem Verlust zurückschlugen. Kineer wurde selbst verwundet, und obgleich die Wunde bald wieder geheilt war, so kränkte er sich doch über die mit so viel Schande verknüpfte Expedition dermaßen, daß er kurz hernach starb.

Die englischen Truppen zogen sich nach Trivadi zurück. Dupleix, um die erhaltenen Vortheile auszudehnen, verstärkte die Seinigen mit allen Soldaten, die er nur auftreiben konnte. Hiedurch kamen 450 Europäer, 1500 Sepoys, und 500 Reiter zusammen, die sich sämtlich unweit dem Fort St. David lagerten. Die Engländer folgten ihnen nach, und verlangten Verstärkung von Madras, wo eben Schiffe aus England mit Truppen angekommen waren. Unter diesen befanden sich zwey Compagnien Schweizer, jede von hundert Mann, die von ihren eignen Offiziers commandirt wurden. Eine derse-

Forts, der sich auf Discretion zu ergeben erbot, wenn man ihm erlaubte, seine eigenen Effecten abzuführen. Dieses wurde ihm willig zugestanden, und in wenig Stunden waren die Engländer im Besitz des Orts. Die Effecten des Befehlshabers bestanden in einer großen Anzahl indischer Hähne, und in einer Menge Tabak, beides Artikel, womit er Handel trieb. Außer den Kanonen auf den Wällen fand man noch 56 von dem größten Caliber, die man bey der Einnahme von Madras erbeutet hatte.

Man entdeckte den folgenden Morgen feindliche Truppen, die sich näherten. Der Commandant in Chinglapet hatte von dem in Cobelong den Tag zuvor Nachricht erhalten, daß dieser sich nicht vierundzwanzig Stunden mehr halten könnte; er beschloß darauf einen Versuch zu wagen, und das englische Lager zu überfallen, da er die Uebergabe des Forts nicht ahnete. Man ließ die Feinde nahe anrücken, lockte sie in einen Hinterhalt, und fiel sodann über sie her. Der Befehlshaber, 25 Europäer und 250 Sepoys wurden gefangen genommen, die andern warfen ihre Waffen weg, und flohen nach Chinglapet, wo sie alles mit Bestürzung erfüllten. Um diese zu nutzen, eilte Clive sogleich dahin.

Dieses Fort liegt 30 englische Meilen von Cobelong und 40 von Madras, nahe am Flusse Paliar: es wurde für sehr fest gehalten. Die östliche und nordliche Seite desselben wird durch sumpfige Reißfelder, und die westliche durch einen großen See bedeckt. Unzugangbar von allen diesen Seiten würde es unüberwindlich seyn, wenn nicht die südliche Seite

Blößen

haber Kirjean konnte sich nicht überreden, daß es aus Furcht geschähe, sein Onkel Dupleix aber hielt es dafür, und schickte ihm wiederholte Befehle zu, die Engländer zu verfolgen und sie anzugreifen.

Dieses war, was Lawrence wünschte; er rückte ihnen entgegen, und es kam nahe bey Bahoor zu einem sehr hitzigen Treffen, worin die Franzosen gänzlich über den Haufen geworfen wurden. Wenn des Nabobs Cavallerie dem Befehle gemäß nachgehauen hätte, so würde fast niemand davon gekommen seyn; allein diese, anstatt die Flüchtlinge zu verfolgen, fiel ins feindliche Lager, um es zu plündern. Kirjean mit 13 Offiziers und 100 gemeinen europäischen Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht, die Anzahl der Todten war noch größer. Die Engländer zählten 82 Todte und Verwundete. Die ganze Artillerie des Feindes nebst aller Munition und Bagage fiel den Siegern in die Hände.

Dieser Sieg schwächte die Franzosen so sehr, daß Dupleix gezwungen war, erst weitere Verstärkungen aus Europa zu erwarten, bevor er das geringste im Felde ferner unternehmen konnte. Außer diesem Vortheile erlangte man dabey noch einen andern, denn die Mysoren wurden dadurch abgehalten, sich, ihrem Vorsatze gemäß, öffentlich für die Franzosen zu erklären.

Die Engländer hatten kaum Tritchinapoly verlassen, als der Regent an seinem Entwurf arbeitete, sich der Stadt durch List zu bemächtigen; er sparte dabey kein Geld, und bemühte sich, 500 Mann von den besten Truppen des Nabobs, die mit Feuerge-

ben w
sch
seze
Fr
A
F
A
a
d
t
t

Wällen allein spazieren würde, erschießen sollten; r aber erhielt hievon Nachricht, wenig Stunden der Ausführung, und ließ sie in dem Hause ge- zen nehmen, wo sie sich mit ihren Waffen verbor- hatten. Einer war mürrisch, und sagte nichts; andre aber gestand alles, und zeigte an, daß sie ch drey Spießgesellen hätten, die am Thore des alasts auf des Nabobs Bruder lauerten, um ihn ich zu erschießen, wenn er bey dem durch des Com- mandanten Ermordung verursachten Tumult heraus- kommen würde. Diese Meuchelmörder aber entka- men. Der Regent läugnete alle Kenntniß von die- sem Mordplan, er bediente sich jedoch des Morari- row, um den Mördern Begnadigung zu verschaffen. Da die Freundschaft dieses marattischen Anführers von Werth war, so wurde sein Gesuch bewilligt, je- doch mußten sie zuvor die Hinrichtungsceremonie ausstehn; man führte sie in Gegenwart der ganzen Besatzung, die in Waffen stand, zum Richtplatze, und ließ sie vor der Mündung zweyer Kanonen anbin- den. Fünf Tage nachher kamen zwey Mysoren zu einem Offizier von den englischen Sepoys, der mit 180 Mann ein Thor besezt hatte, und versuchten ihn zu verführen; allein dieser Mann, ein alter ge- treuer Diener der Compagnie, nahm die Unterhänd- ler in Verhaft, und brachte sie zu Dalton. Ihre bey sich habenden Vollmachten waren von dem Re- genten unterzeichnet, daher sie nichts läugnen konn- ten, und den folgenden Tag hingerichtet wurden. Diese Execution that die Wirkung, daß der Regent keinen mehr von seinen Leuten dahin vermögen konnte,

ſich ähnlichen Geſchäften zu unterziehn. Er blieb aber nur wenig Tage ruhig, um mit Behutſamkeit einen tauglichen Mann zu ſuchen, und fiel endlich auf Poverio, einen Neapolitaner, der in der Stadt eine Compagnie Topaſſen in des Nabobs Dienſt commandirte, und oft die Wache bey den in Tritchinapoly befindlichen franzöſiſchen Gefangenen hatte. Dieſer Menſch handelte ſtark, und ging daher faſt täglich ins Lager der Myſoren; dieſes gab dem Regenten Gelegenheit, mit ihm perſönlich zu reden. Er verſicherte Poverio, daß er außer der myſoreſchen Beſatzung noch einen ſtarken Anhang in der Stadt habe, und trug ihm große Belohnungen an, wenn er ſich mit ihnen vereinigen wollte. Der Neapolitaner machte ihn glauben, daß er nicht ſchwer zu gewinnen ſey, daß er aber zuvor ſeine Offiziers ſondiren müſſe. Sobald er nach der Stadt zurück kam, entdeckte er an Dalton das Vorgefallene. Er erhielt Befehl den folgenden Tag wieder ins Lager zu gehn, und ſich genau nach Vorſchrift zu richten; er betrug ſich dabey mit ſo vieler Geſchicklichkeit, daß er bald das völlige Zutrauen des Regenten gewann, und mit ihm einen ſchriftlichen Vergleich machte, dem das große Siegel von Myſore beygedruckt wurde. Er enthielt, daß Poverio für ſich 20,000 Rupien bekommen ſollte, desgleichen 3000, um Feuergewehr zu kaufen, womit er die franzöſiſchen Gefangenen bewaffnen müßte; dabey ſollte er ſich des weſtlichen Thors bemächtigen, vor welchem die Myſoren campirten, und eine rothe Flagge aufſtecken; auf dieſes Signal würde die ganze Armee in die Stadt rücken.

An dem zur Ausführung beſtimmten Tage wurden alle vorhandene Kanonen aufs myſoreſche Lager gerichtet, und 700 Europäer und Sepoys mußten ſich mit Handgranaten in den Werken am weſtlichen Thore verbergen; die übrige Beſatzung war auch unter Waffen, und das Blutbad würde entſetzlich geweſen ſeyn, wenn nicht des Nabobs Bruder aus Furcht der ganzen Unternehmung Einhalt gethan hätte. Er war nicht völlig ſicher, daß der Verſuch der Myſoren mißlingen würde, und ſchickte daher einen Abgeordneten, um dem Regenten Vorwürfe zu machen, und ihn zu benachrichtigen, daß man zu ſeinem Empfang bereit ſey. Der Regent hielt ſich nach dieſer Entdeckung in der Nähe der Stadt nicht mehr ſicher, und nahm deshalb bey Seringham ſein Lager.

Das gegenſeitige Mißtrauen vergrößerte ſich täglich, obgleich die äußern Freundſchaftsformen beybehalten wurden; denn der Regent ſchickte alle Tage einen ſeiner vornehmſten Befehlshaber ab, um ſich nach des Capitain Daltons Geſundheit zu erkundigen, die Abſicht aber dabey war Kundſchaft einzuziehn. Da endlich die zur Ueberlieferung der Stadt feſtgeſezten zwey Monate verfloſſen waren, ſandte er vier vornehme Befehlshaber ab, um förmlich die Uebergabe zu fodern; Kirvodin Khan, des Nabobs Bruder, ein hochmüthiger großſprecheriſcher Mann, wenn

ſ an zu to-
trächtigkeit
unterzeich-
e vor, und

ſagte ihnen endlich geradezu, daß an keine Ueberlieferung der Stadt zu gedenken ſey; daß dem Regenten aber ſeine Kriegskoſten wieder erſtattet werden ſollten, ſobald die Finanzen des Nabobs dieſes erlauben würden.

Der Regent gab vor, durch dieſe Antwort ſehr beleidigt zu ſeyn, dennoch ſchickte er ſeinen Miniſter, um dem Nabob ſeine Rechnungen vorzulegen, wobey er erklärte, daß er alle Anſprüche auf Tritchinapoly aufgeben wollte, wenn ihm ſein Geld ſogleich bezahlt würde. Dieſe ſcheinbare Mäßigung hatte blos zur Abſicht, den Charakter des Nabobs herabzuſetzen, und die nachherigen Maaßregeln zu rechtfertigen; denn er kannte des Nabobs Lage zu wohl, um ſich vorzuſtellen, daß er fähig ſeyn würde, eine ſo große Summe zu bezahlen, die ſich nach den Rechnungen auf 8,500,000 Rupien belief.

Es war wenig Hoffnung vorhanden, dieſen Zwiſt zu ſchlichten, beſonders da Dupleix aus allen Kräften dagegen arbeitete. Da er wußte, daß die Maratten die Verlängerung des Kriegs wünſchten, ſo wandte er ſich beſonders an Morari-row, und ſchickte ihm beſtändig Briefe und Geſchenke. In dieſen Briefen ſtellte er die Engländer als ein zankſüchtiges Volk vor, das blos vom Handel lebte, mit der Kriegskunſt unbekannt wäre, und ganz unfähig ſey ſich mit der ſo martialiſchen franzöſiſchen Nation im Felde zu meſſen, wobey er ihre bisherigen Siege ganz allein der Tapferkeit der marattiſchen Cavallerie zuſchrieb.

Morari-row befolgte den Plan des Dupleix, und überredte den Regenten ohne Mühe ein gleiches zu thun. Es wurden Geſandte nach Pondichery geſchickt, wo man bald einen Tractat entwarf, und den Krieg beſchloß. Dupleix verſprach darin Tritchinapoly zu erobern, und es den Myſoren zu geben. Dem Bündniß zufolge ging Innis Khan mit 3000 Maratten von Seringham ab, um ſich mit den Franzoſen zu vereinigen; erſt aber befahl ihm Morari-row zum Nabob ins Lager zu gehn, um etwas Geld von ihm zu erpreſſen, denn dieſer Artikel iſt von allen marattiſchen Entwürfen unzertrennlich. Dieſes Corps machte kleine Märſche, um deſto bequemer plündern zu können, und war ziemlich weit von der Küſte entfernt, als ſie von dem Treffen bey Bahoor hörten. Innis Khan, über dieſen Sieg beſtürzt, machte ſogleich Halt, um weitere Befehle von Tritchinapoly zu erwarten. Dieſe waren den Umſtänden angemeſſen, und veranlaßten neue Scenen von Liſt und Betrug. Innis Khan eilte zum Nabob zu ſtoßen, dem er über den leztern Sieg ſeine Freude bezeigte, und ſich untröſtlich anſtellte, daß er nicht früher eingetroffen ſey, um auch daran Theil nehmen zu können; und damit er deſto leichter Geld vom Nabob erhalten möchte, ſchwur er ihm förmlich den Eid der Treue.

Der Major Lawrène hielt es nicht für rathſam,

noch vor dem Regenwetter das Land zwischen Pondichery und dem Fluß Paliar zu unterwerfen. Der Nabob ersuchte deshalb die englisch-indische Regierung, durch andre Truppen die beiden starken an vorbesagtem Fluß gelegnen Forts, Chinglapet und Cokelong, angreifen zu lassen. Madras konnte nicht mehr als 200 europäische Rekruten liefern, die eben aus England angekommen waren, nebst 500 neu angeworbenen Sepoys. Mit solchen Truppen konnte man wohl schwerlich starke Forts belagern; auch durfte man nicht erwarten, daß ein Offizier von Ruf das Commando dabey übernehmen würde; Clive aber, dessen militärisches Leben ein beständiges Gewebe von Schwierigkeiten gewesen war, trug bey dieser Gelegenheit seine Dienste an, so schlecht auch damals sein Gesundheitszustand war.

Der Marsch ging also den 10ten September mit vier schweren Kanonen nach Cobelong. Dieses Fort liegt zwanzig englische Meilen von Madras nahe am Seeufer; es wurde von Anwar-odean Khan erbaut, dicht bey den Ruinen eines andern Forts, das der Compagnie von Ostende gehört hatte. Die Franzosen nahmen es 1750 durch List in Besitz. Ein Schiff warf hier Anker und gab Nothzeichen; man sagte den Mohren, die sich am Bord begaben, daß der größte Theil der Schiffsbesatzung am Scorbut gestorben sey, und daß die übrigen auch umkommen würden, wenn man ihnen nicht ohne Verzug erlaubte ans Land zu kommen. Der Commandant des Forts bewilligte dieses Gesuch, in der Hoffnung dafür gut bezahlt zu werden, worauf denn 30 Franzosen, d

ſich krank anſtellten, aufgenommen wurden. Unter ihren Kleidern hatten ſie Waffen verborgen, womit ſie in der Nacht die Garniſon überwältigten, und ſich ſeitdem im Beſitz des Forts behauptet hatten. Jezt beſtand die Beſatzung aus 50 Europäern und 300 Sepoys.

Der franzöſiſche Commandant antwortete auf die Auffoderung, daß das Fort dem Könige von Frankreich gehöre, und daß, wenn die Engländer die geringſte Feindſeligkeit ausübten, ſo würde ſeine Nation es als eine Kriegserklärung anſehen; er hoffte daher, daß ſie ſich ſogleich zurück ziehn würden, im widrigen Fall aber wäre er nebſt ſeinen Leuten entſchloſſen, in der Breſche zu ſterben. Dieſe hochtönende Sprache war durch ſein Vertrauen auf eine Verſtärkung von 700 Sepoys und 40 Europäern veranlaßt, die Dupleix von Pondichery nach Chinglapet geſchickt hatte, mit Befehl, es koſte auch was es wolle, ſich in Cobelong zu werfen. Die Engländer errichteten eine Batterie, waren aber mit der größten Mühe auf ihren Poſten zu erhalten; auf den geringſten Lärm flohen ſowohl Europäer als Sepoys. Clive verſuchte anſtatt der Strenge ſie durch das Gefühl von Schande zu ihrer Pflicht zu führen, und brachte ſie auch durch ſein eigenes Beyſpiel dahin, daß ſie etwas Muth bekamen. Den dritten Tag

Forts, der sich auf Discretion zu ergeben erbot, wenn man ihm erlaubte, seine eigenen Effecten abzuführen. Dieses wurde ihm willig zugestanden, und in wenig Stunden waren die Engländer im Besitz des Orts. Die Effecten des Befehlshabers bestanden in einer großen Anzahl indischer Hähne, und in einer Menge Tabak, beides Artikel, womit er Handel trieb. Außer den Kanonen auf den Wällen fand man noch 56 von dem größten Caliber, die man bey der Einnahme von Madras erbeutet hatte.

Man entdeckte den folgenden Morgen feindliche Truppen, die sich näherten. Der Commandant in Chinglapet hatte von dem in Cobelong den Tag zuvor Nachricht erhalten, daß dieser sich nicht vierundzwanzig Stunden mehr halten könnte; er beschloß darauf einen Versuch zu wagen, und das englische Lager zu überfallen, da er die Uebergabe des Forts nicht ahnete. Man ließ die Feinde nahe anrücken, lockte sie in einen Hinterhalt, und fiel sodann über sie her. Der Befehlshaber, 25 Europäer und 250 Sepoys wurden gefangen genommen, die andern warfen ihre Waffen weg, und flohen nach Chinglapet, wo sie alles mit Bestürzung erfüllten. Um diese zu nutzen, eilte Clive sogleich dahin.

Dieses Fort liegt 30 englische Meilen von Cobelong und 40 von Madras, nahe am Flusse Paliar: es wurde für sehr fest gehalten. Die östliche und nordliche Seite desselben wird durch sumpfige Reißfelder, und die westliche durch einen großen See bedeckt. Unzugangbar von allen diesen Seiten würde es unüberwindlich seyn, wenn nicht die südliche Seite

Blößen

Blößen gäbe, wo das Erdreich hoch iſt. Der in- 1752
diſche Ingenieur, der das Fort anlegte, ſcheint eine
größere Kenntniß ſeiner Kunſt gehabt zu haben, als
man bey ſeinen Landsleuten gewöhnlich antrifft, wel-
ches die Wahl des Grundes und die kluge Vertheil-
lung der Feſtungswerke beweiſen. Die Beſatzung
beſtand damals aus 40 Europäern und 500 Sepoys.
Man beſchoß das Fort einige Tage lang, allein es
waren noch große Schwierigkeiten zu überſteigen, als
der Commandant zu capituliren verlangte; er erbot ſich
zur Uebergabe wenn man der Garniſon einen freyen
Abzug erlauben wollte. Clive räumte dieſes ein, und
nahm das Fort in Beſitz. Durch die Eroberung
dieſer beiden Oerter wurde dem Nabob das ganze
Land zwiſchen Sadras und Arcot unterwürfig gemacht.
Auf ſein Anſuchen aber ſprengte man die Feſtungs-
werke von Cobelong.

Die Geſundheit des Capitain Clive nahm nach
dieſer Expedition täglich mehr und mehr ab, daher
er nach England zurückzugehn beſchloß. Er verließ
Madras im Anfange des folgenden Jahrs mit dem
allgemein anerkannten Ruhme, der erſte geweſen zu
ſeyn, deſſen Beyſpiel ſeine Landsleute aus ihrer
Schlafſucht erweckte, worin ſie vor der Belagerung
von Arcot wie betäubt lagen, und der durch eine
ununterbrochene Reihe glücklicher Unternehmungen
mehr als irgend ein andrer Offizier beygetragen hatte,

1752 Dieſer Ort gehörte zu dem Gouvernement des Tuckea-ſaheb, der eben ſo wie Chunda-ſaheb und Mortiz-Ally eine Schweſter des Nabobs Subber-ally geheurathet hatte. Die Wittwe dieſes unglücklichen Fürſten nebſt ſeinem einzigen Sohne, Ally-Doaſt Khan, reſidirte mit Tuckea-ſaheb im Fort. Man glaubte, daß ein mit ſo viel Prätendenten angefüllter Ort mit dem größten Nachdruck angegriffen werden würde; allein der Nabob hatte einen ſo großen Geldmangel, daß er lieber dem Anerbieten des Tuckea-ſaheb Gehör gab, die Stadt und das Fort zu ranzioniren. Während man aber die Artikel entwarf, wurde durch einen Zufall eine Kanone im Fort abgefeuert, deren Kugel ins Lager fiel. Die Sepoys, die ohnehin wegen der vereitelten Hoffnung zu plündern uuzufrieden waren, bedienten ſich dieſer Gelegenheit, die Unterhandlung abzubrechen. Unter dem Vorwande die Beleidigung zu rächen, ſtürzten ſie in die Stadt ein, und fielen in die Häuſer, wo die armen Bewohner keinen Widerſtand thun konnten. Tuckea-ſaheb, der die Urſache dieſer jählingen Wuth nicht wußte, hielt es für Verrätherey, und ließ daher aus dem Fort auf die Stadt feuern. Dieſes war das Signal zu weitern Feindſeligkeiten; die Engländern warfen Bomben aufs Fort, die Beſatzung hingegen machte einen guten Gebrauch von ihren Kanonen, bis man ſich endlich den folgenden Tag verglich. Die Ranzionsgelder wurden auf 300,000 Rupien feſtgeſezt, und noch den nämlichen Tag bezahlt.

Die Maratten waren mittlerweile beſtändig herumgeſchweift, um Feinde und Freunde zu plündern,

wofür ſie noch überdem Bezahlung erwarteten, weil 1752
ſie durch eine förmliche Vereinigung mit des Nabobs Feinden noch mehr Schaden hätten anrichten können.

Die Armee marſchirte nun von Vandiwaſch nach Trivadi zurück, wo ſie während dem Regenwetter cantoniren wollte. Dieſes fiel den 31ſten Oktober ein mit dem entſetzlichſten Orkan, den man hier je erlebt hatte. Der Regen ſezte in wenig Tagen das ganze Land unter Waſſer und verurſachte ſo viel Krankheiten unter den Truppen, daß dieſe gezwungen waren, den 15ten November nach dem Fort St. David zurück zu gehen. Da hier nur blos für die Engländer Raum war, ſo gingen faſt alle Soldaten des Nabobs nach Hauſe, um nicht in dieſer Jahreszeit im Felde zu bleiben.

Indeſſen hatte ſich der Regent in Seringham von der Beſtürzung erholt, die durch die Niederlage von Bahoor veranlaßt worden war; kaum hörte er alſo, daß die Engländer die Winterquartiere bezogen hätten, ſo ſchickte er den Morari-row mit allen ſeinen Maratten nach Pondichery, nur 500 behielt er bey ſich; auch Innis Khan verließ mit ſeinen Maratten den Nabob, nachdem er vorher etwas von den Ranzionsgeldern in Vandiwaſch von ihm erpreßt hatte.

1752 ließ er keine Lebensmittel nach Tritchinapoly passiren. Die Wirkung dieser Feindseligkeit wurde bald gefühlt, und veranlaßte die Regierung zu Madras, ihn nunmehr als einen erklärten Feind zu behandeln.

Diesem Entschlusse zufolge nahm Dalton seine Maaßregeln. Er marschirte in der Nacht vom 23sten December aus Tritchinapoly, und erreichte, ohne entdeckt zu werden, das feindliche Lager, wo er alles schlafend fand, sogar die Vorposten, die mit Bajonetten niedergestoßen wurden. Das Geschrey verbreitete sich allenthalben, und sämtliche Truppen retteten sich mit der Flucht. Der Regent befand sich in der großen Pagode, und hätte wahrscheinlich den Engländern nicht entrinnen können, wenn diese nur mit einer Petarde versehn gewesen wären; ein Umstand, der sogleich den Krieg geendigt haben würde. Dalton erlaubte seinen Soldaten alles aus dem verlassenen Lager mitzunehmen, was sie nur bequem fortbringen konnten, und kehrte sodann nach der Stadt zurück. Diesen Abzug nutzten die Feinde; sie fanden sich wieder in ihrem Lager ein, brachen die Zelter ab, und rückten alle in die Pagode. Dieses bewies hinreichend ihre Furcht; da jedoch ihr fernerer Aufenthalt in dieser Gegend die Einwohner abhalten mußte, Lebensmittel nach Tritchinapoly zu bringen, so beschloß Dalton die Pagode zu bombardiren.

Man warf am Ufer des Caveri eine starke Verschanzung auf, und besezte sie mit Kanonen. Die Feinde blieben anfangs ruhig, berauschten sich aber

dichery zu kommen, sobald er die Reise ohne Gefahr 1753
thun könnte. Mittlerweile langten 50 Franzosen in Velore an, und mit ihrer Beyhülfe formirte er eine Verschwörung unter den französischen Gefangenen in Arcot, um die dasige englische Besatzung zu überwältigen, die nur schwach war. Man schöpfte aber in Zeiten Verdacht, und schickte den größten Theil der Gefangenen im December nach Chinglapet. So endigte sich das Jahr 1752 im Carnatick.

Im Januar 1753 rückten die Franzosen ins Feld mit 560 Europäern, 2000 Sepoys und 4000 Maratten, die Morari-row anführte. Sie vermieden mit den Engländern zum Treffen zu kommen, die 700 Europäer, 1000 Sepoys und 1500 Mann vom Nabob zusammengeraffte Cavallerie stark waren. Die Maratten konnten jedoch nicht ruhig seyn, und wagten kühne Angriffe auf die Batterien, die aber fruchtlos waren und viel Blut kosteten. Bey einem derselben blieben über hundert Maratten. Morari-row warf den Franzosen nach seiner Rückkunft ins Lager ihre Feigherzigkeit vor, weil sie ihn gar nicht unterstützt hatten. Dennoch fuhr er fort den Engländern allen nur möglichen Abbruch zu thun, und besonders alle Zufuhr von Lebensmitteln zu verhindern. Der Mangel im englischen Lager nöthigte den Major Lawrence mit allen seinen Truppen beständig auf dem Marsch zu seyn, um die Convoys vom Fort St. David selbst zu escortiren. Diese Märsche waren so mühsam und gefährlich, daß, wenn die Franzosen sich so thätig als die Maratten gezeigt hätten, eine Niederlage der Engländer unfehlbar gewesen wäre.

1753 von 150,000 Mann. Zu gleicher Zeit fielen auch die marattischen Feldherren Balagerow und Ragoges Bensola mit 100,000 Maratten in Golconda ein. Salabad-jing und Bussy befanden sich in dieser Hauptstadt, als sie von der Annäherung dieser Heere Nachricht erhielten. Sie rückten sogleich mit ihrer ganzen Macht ins Feld, und trafen bey Bedor, einer alten festen Stadt, die Maratten an. Während diesem Marsch hatte Gazi-odin Khan, ohne Widerstand, Aurengabad eingenommen. Er führte einen französischen Wundarzt, Namens Volton, mit sich, der lange Zeit Leibarzt des Großen-Moguls gewesen war. Diesen Mann schickte Gazi-odin Khan nach Pondichery, als einen Gesandten und Bevollmächtigten des Kaisers, um Dupleix viele Vortheile anzubieten, wenn er die französischen Truppen von Salabad-jings Heere zurückrufen wollte. Als einen Beweis dieses Auftrags zeigte Volton ein Blanket mit dem großen Reichssiegel bezeichnet. Salabad-jing, um alle Unterhandlungen und Besorgnisse auf einmal zu endigen, nahm die sicherste Maaßregel; er beredte seine Mutter, die sich in Aurengabad befand, seinen Bruder, der ihr Stiefsohn war, zu vergiften. Dieses that sie, indem sie ihm eine Speise schickte, die sie mit nur zu vieler Wahrheit versicherte selbst zubereitet zu haben. Nach seinem Tode ging der größte Theil seiner Armee aus einander, einige Truppen aber stießen zu den Maratten bey Beder.

So groß auch die Furcht des Salabad-jing bisher gewesen war, so verstellte er sich doch, und behauptete mit einem ohnmächtigen Feinde und Betrü-

ger zu thun zu haben, weil er allein der wahre Su- 1753
bah ſey. Er ſchickte auch gleich nach Gazi-odin Khan Tode einen eignen Geſandten nach Pondichery, der ebenfalls vorgab vom Großen-Mogul zu kommen, und Patente und Siegel aufzeigte, wodurch, dem Verſprechen des Salabad-jing gemäß, Dupleix vom Kaiſer als Nabob aller ſüdwärts vom Kriſtna Fluß gelegenen Länder beſtätigt wurde. Der Abgeordnete ward mit großem Pomp und Ehrfurcht empfangen, und die Beſtallungsbriefe durch die ganze Provinz bekannt gemacht.

Dieſer Titel indeſſen, ſo groß er auch war, verſchaffte Dupleix doch kein Geld, das in den indoſtaniſchen Kriegen mehr Dienſte thut, als alle Titel und Würden; denn die Einkünfte, die Salabad-jing in Aurengabad bezog, wurden alle auf das große Heer verwandt, das er unterhalten mußte; die Truppen des Buſſy allein koſteten ihm jährlich 400,000 Pf. St. In Pondichery war der Mangel eben ſo groß; denn obgleich viele Statthalter im Carnatick zur Unterſtützung des Chunda-ſaheb ohne Zwang alles beygetragen hatten, ſo hörte doch dieſer Eifer mit ſeinem Tode auf, da ſie die Unfähigkeit ſeines Sohnes Raja-ſaheb kannten, der in jedem Betracht unvermögend war einen Krieg fortzuſetzen, in welchem ſein Vater mit allen ſeinen Talenten hatte unterliegen müſſen.

1753 Dupleix's Würde von allen anerkannt war, die Mohomed-Ally nicht wohl wollten, so war dennoch seine Gewalt nur auf die Districte zwischen Pondichery und Gingee eingeschränkt, und diese brachten jährlich nicht mehr als 50,000 Pf. St. ein. Die französische Compagnie, die noch keine wirklichen Vortheile von allen diesen Kriegen und Unterhandlungen gehabt hatte, schickte nicht mehr Geld nach Indien, als zu ihrem Handel nöthig war, und zwar mit ausdrücklichem Befehl, daß es zu keinem andern Zweck gebraucht werden sollte.

Diese nachtheiligen Umstände würden wahrscheinlich die Franzosen dahin gebracht haben, nach dem Verlust bey Seringham, die Feindseligkeiten einzustellen, wenn Dupleix nicht in seinem Charakter eine höchst seltne Beharrlichkeit gehabt hätte, wogegen alles, selbst sein eignes Vermögen, nicht in Betrachtung kam. Er war so großmüthig gewesen, von seinen eignen erworbenen Reichthümern die erstaunliche Summe von 140,000 Pf. St. vorzuschießen, und fuhr fort noch mehr herzugeben. Da jedoch diese Aufopferung bey der Unfähigkeit des Raja-saheb nicht angewandt war, so beschloß er ihn zu nöthigen, auf den Nabobs-Titel Verzicht zu thun, und ihn sodann einer andern Person zu übertragen, von dessen Reichthum und Verbindungen sich mehr erwarten ließe. Seine Wahl fiel auf Mortiz-ally von Velore, gegen den er sich entdeckte, und ihm von allen Unterhandlungen mit den Maratten und Mysoren Nachricht gab. Dieser Statthalter nahm den Auftrag willig an, warb Truppen, und versprach nach Pon-

und räumte ihm dagegen so wenig Vortheile und Ge- 1753
walt ein, daß er wohl einsahe, eine Nabobschaft unter solchen Bedingungen sey weniger werth, als der unabhängige Besitz seiner Statthalterschaft von Velore. Er fürchtete indessen, daß ihn Dupleix als Gefangener in Pondichery behalten würde, wenn er seine wahren Gesinnungen entdeckte, und verstellte sich daher. Dupleix war aber zu scharfsichtig, um sich hintergehn zu lassen, dabey aber viel zu klug sich der Person des sogenannten Nabobs mit Gewalt zu bemächtigen, weil er durch eine solche Verletzung von Treue und Glauben allen Credit bey Freunden und Feinden verlieren würde. Er ließ daher Mortiz-ally ruhig abziehn, der mit dem Versprechen, in der Provinz Arcot den Krieg fortzusetzen, Pondichery im März verließ, überzeugt, daß er zum erstenmale in seinem Leben einen listigern Mann, als er selbst sey, angetroffen habe.

Lawrence hatte mittlerweile eine Verstärkung von 200 Europäern erhalten, und versuchte nun, der Unthätigkeit überdrüssig, das französische Lager zu stürmen; er fand aber dasselbe bey der Annäherung so fest, und mit Redouten, tiefen Graben und einer zahlreichen Artillerie so wohl versehn, daß er seinen Vorsatz aufgab, und einen andern Operationsplan entwarf. Er wollte den Krieg in eine andere Gegend hinspielen, um die Franzosen aus ihren unbezwingbaren Verschanzungen zu locken; es war aber nicht leicht zu bestimmen, wohin man sich wenden sollte. Eine ganz unerwartete Nachricht von Tritchinapoly entschied auf einmal die Schwierigkeit.

1753 Dupleix's Plan aber war vorzüglich die Eroberung von Trichinapoly zu befördern, und daher den Krieg an der Seekuste so lang als möglich aufzuhalten, damit die Mysoren ungestört die Blokade der Stadt fortsetzen könnten. Er gab daher den Truppen am Fluß Pannar Befehl, blos defensive zu agiren, und ihre Verschanzungen zu verstärken, die denn auch bald einer regelmäßigen Festung ähnlich waren. Da es den Engländern sehr an Reiterey fehlte, so wurde der König von Tanjore ersucht, ihnen Cavallerie zu schicken. Er versprach es auch, behielt sie aber zurück, da ihn die Maratten selbst mit einem Einfall in sein Land bedrohten. Dieser Umstand hielt den Major Lawrence in Unthätigkeit. Nach den Vorurtheilen in Indostan wird sowohl diese als ein Rückzug nie der Klugheit zugeschrieben, sondern der Theil, der zu siegen aufhört, wird seinem Untergange nahe gehalten. So waren die Begriffe von der Armee bey Trivadi, die Dupleix sich sorgfältig zu verbreiten bemühete. Mortiz-ally bekam dadurch Muth, und marschirte mit seinen Truppen nach Pondichery, wo er 50,000 Pf. St. zur Führung des Kriegs hergab, und dafür mit großen Ceremonien und öffentlichen Freudensbezeigungen zum Nabob vom Carnatick ausgerufen wurde.

Diese seine Freude aber dauerte nicht lange. Man verlangte, er sollte so wie Chunda-saheb an der Spitze der Armee erscheinen, allein dawider hatte er eine natürliche Abneigung. Ferner, da die Capitulationspunkte seiner Regentschaft entworfen wurden, verlangte man von ihm so viel Geld und Soldaten,

Der Mangel an Reiterey war bisher bey des 1753
Nabobs Angelegenheiten die größte Hinderniß gewesen. Man beschloß daher abermals dem König von Tanjore darum anzuliegen, und um ihn allenfalls durch Furcht dazu zu bringen, so sollte der Marsch nach Tritchinapoly durch seine Staaten geschehn. Die Armee rückte ein, und ging über den Coleroon, wo sich denn Succojee, des Königs Premierminister, bald einfand, um den Nabob und den Major Lawrence im Namen seines Herrn zu komplimentiren. Der König kam ihnen selbst unweit seiner Hauptstadt mit großer Pracht entgegen, in Begleitung von 3000 Reitern und 200 Elephanten mit reichgestickten Decken. Er schien überzeugt zu seyn, daß es sein Interesse verlange, den Nabob zu unterstützen, und befahl daher seiner Cavallerie, mit den Engländern nach Tritchinapoly zu marschiren. Den folgenden Tag aber, nachdem sie nur einige Meilen mitgezogen waren, verließen sie die Armee schleunig, jedoch mit dem Versprechen sich bald wieder einzufinden.

Dalton war in dieser Zwischenzeit in Tritchinapoly nicht unthätig gewesen. Ein Theil des feindlichen Heers wurde von Virana commandirt, den Dalton Gelegenheit gehabt hatte genau kennen zu lernen. Seine Kriegstalente waren sehr geringe, überdem war er äußerst furchtsam, besonders in der Nacht, daher der englische Befehlshaber nicht zweifelte, ihn durch häufiges Allarmiren in seinem eignen Lager dahin zu bringen, keine Truppen mehr zur Hemmung der Zufuhr auszusenden. Dieser Anschlag gelang. Eine nächtliche Kanonade ins feindliche Lager sezte

1753 Dalton, dem alle Zufuhr in die Stadt abgeschnitten war, und die größte Noth in der Folge befürchtete, hatte oft den Statthalter Kiroodin Khan wegen dem Vorrath der noch vorhandenen Lebensmittel befragt, der ihm beständig mit großer Zuversicht betheuerte, daß er so viel hätte, um die Besatzung vier Monat lang zu ernähren. Da sich noch manche Zufuhren, troß der Wachsamkeit der Feinde, in die Stadt schlichen, wurden die Magazine nicht sehr angegriffen; sobald aber die Mysoren, wie oben gemeldet, ihre Armee in zwey Läger vertheilten, hörte alle Zufuhr gänzlich auf. Nunmehr bestand Dalton darauf, die Magazine zu untersuchen, da ihm denn Kiroodin Khan zu seinem Erstaunen meldete, daß er den zeitherigen Mangel benutzt habe, um den Vorrath an die Einwohner von Tritchinapoly zu einem hohen Preiß zu verkaufen, in der Hoffnung Gelegenheit zu finden, den Abgang wieder zu ersetzen; wobey er frey gestand, daß alles übrig gebliebene höchstens für funfzehn Tage zureichen würde; ein Zeitraum, in welchem die Armee bey Trivadi kaum diese Nachricht erhalten und der Stadt zu Hülfe kommen konnte. Klagen und Vorwürfe waren vergebens, denn das Uebel war geschehn. Es wurde sogleich ein Bote an Major Lawrence mit dieser beunruhigenden Neuigkeit abgefertigt, der den 20sten April um zehn Uhr des Nachts anlangte, und mit Tagesanbruch ging der Marsch auch schon fort. Lawrence ließ 150 Europäer und 500 Sepoys in Trivadi zur Besatzung zurück, und mit den übrigen Truppen marschirte er nach dem Fort St. David, um dort erst die nöthigen Bedürfnisse zusammenzubringen.

Der Mangel an Reiterey war bisher bey des 1753
Nabobs Angelegenheiten die größte Hinderniß gewesen. Man beschloß daher abermals dem König von Tanjore darum anzuliegen, und um ihn allenfalls durch Furcht dazu zu bringen, so sollte der Marsch nach Tritchinapoly durch seine Staaten geschehn. Die Armee rückte ein, und ging über den Coleroon, wo sich denn Succojee, des Königs Premierminister, bald einfand, um den Nabob und den Major Lawrence im Namen seines Herrn zu komplimentiren. Der König kam ihnen selbst unweit seiner Hauptstadt mit großer Pracht entgegen, in Begleitung von 3000 Reitern und 200 Elephanten mit reichgestickten Decken. Er schien überzeugt zu seyn, daß es sein Interesse verlange, den Nabob zu unterstützen, und befahl daher seiner Cavallerie, mit den Engländern nach Tritchinapoly zu marschiren. Den folgenden Tag aber, nachdem sie nur einige Meilen mitgezogen waren, verließen sie die Armee schleunig, jedoch mit dem Versprechen sich bald wieder einzufinden.

Dalton war in dieser Zwischenzeit in Tritchinapoly nicht unthätig gewesen. Ein Theil des feindlichen Heers wurde von Virana commandirt, den Dalton Gelegenheit gehabt hatte genau kennen zu lernen. Seine Kriegstalente waren sehr geringe, überdem war er äußerst furchtsam, besonders in der Nacht, daher der englische Befehlshaber nicht zu
durch häufiges Allarmiren in seinem eigne
hin zu bringen, keine Truppen mehr zur
der Zufuhr auszusenden. Dieser Ansch
Eine nächtliche Kanonade ins feindliche

1753 den Virana in solche Bestürzung, daß er in der grösten Verwirrung am folgenden Morgen aufbrach, und sogar eine Menge Reiß und andre Lebensmittel zurück ließ. Er vereinigte sich mit der andern Armee in Seringham, und nun wagten die Landleute von neuem die Stadt mit den nöthigen Bedürfnissen zu versorgen.

Lawrence traf endlich den 6ten May in Tritchinapoly ein, allein die englischen Truppen waren auf dem Marsch bey der großen Hitze so sehr geschmolzen, daß außer den Todten und Kranken, die man nach dem Fort St. David und Devi-Cotah zurück geschickt hatte, noch über hundert Mann zum Dienst untauglich waren; auch war die Desertion sehr stark gewesen, besonders unter den Schweizern, die Truppweise davon liefen. Alle Truppen bestanden daher mit Inbegriff der Besatzung von Tritchinapoly jezt nur in 500 Europäern, 1000 Sepoys, und 3000 Reitern.

Dupleix hatte mittlerweile 200 Europäer und 500 Sepoys zu den Mysoren stoßen lassen. Lawrence erlaubte seinen Soldaten nur drey Tage Ruhe; er beschloß den Feinden eine Schlacht anzubieten, und wenn sie es ausschlügen, ihr Lager zu kanoniren und Seringham zu bombardiren. Des Nabobs Reiterey, die lange keinen Sold erhalten hatte, wollte keinen Antheil an dieser Expedition nehmen, daher die Infanterie allein marschiren mußte. Die Ufer der Insel waren mit mysoreschen Truppen bedeckt, welche die Landung hindern wollten; sie wurden aber bald auseinander gesprengt, und zogen sich nach der Pa-

gode zurück, bis die Maratten zu ihrer Unterſtützung 1753
erſchienen; dieſen folgten die Franzoſen unter Anführung eines ſehr geſchickten Offiziers, Namens Aſtruc, da denn die Engländer nach einem hartnäckigen Gefecht genöthigt waren wieder abzuziehn.

Die Fähigkeit des franzöſiſchen Befehlshabers war bey dieſem Vorfall ſo auffallend geweſen, daß Lawrence wenig Hoffnung hatte, die Feinde aus der Pagode zu vertreiben, daher er ſeine ganze Sorgfalt auf die Proviantirung von Tritchinapoly einſchränkte. Er ſchickte ſowohl an den König von Tanjore als nach Condimans Land Abgeordnete, um Proviant einzukaufen; allein der Regent von Myſore verhinderte es in beiden Ländern, indem er durch ſeine Agenten vorſtellen ließ, daß, ſobald Tritchinapoly mit gefüllten Magazinen verſehn wäre, die Engländer gewiß ſogleich nach dem Carnatick marſchiren und ihre Bundsgenoſſen der Rache der Myſoren überlaſſen würden, die denn auch unfehlbar dieſen Beyſtand ſchrecklich ahnden dürften. Dieſe Vorſtellungen waren ganz dem Genie der Indier gemäß; denn dieſe Nation hat keine Begriffe von Dankbarkeit, und erwartet daher dieſe Tugend auch nicht bey andern zu finden. Da ſie gewohnt ſind, gethane Verſprechungen nicht zu achten, ſobald ſie ihren Endzweck erreicht haben, ſo glaubten ſie auch gar nicht den Verſiche-

1753 der den König von Tanjore gänzlich beherrschte. Um jedoch den ungewissen Folgen des Kriegsglücks vorzubeugen, entschuldigte sich der König aufs beste, und behauptete, daß ihm die Feinde schon an 100,000 Pf. St. Schaden zugefügt hätten, dennoch wollte er nach der Aernte den Engländern alle nur mögliche Hülfe leisten. Auf diese Weise schlugen alle Maaßregeln die Magazine anzufüllen fehl, ja man hatte große Mühe, nur so viel Proviant zu verschaffen, als die Truppen in der Stadt zu ihren täglichen Bedürfnissen brauchten.

Durch die Bravour der Marakten, die beständig herumschweiften, verloren die Engländer einige feste Plätze, die nicht stark besezt waren. Zu diesem Unglück kam noch, daß die Anarchie immer weiter um sich griff. Viele kleine Befehlshaber in den Districten warfen sich zu Statthaltern auf, und gaben vor von Dupleix und Morari-row bevollmächtigt zu seyn, überall Contributionen zu erheben, und Gewaltthätigkeiten auszuüben. Mortiz-ally selbst, da er hörte, daß Tritchinapoly sich in solcher Noth befände, faßte Muth, und hoffte seine von Dupleix erhaltene Nabobswürde behaupten zu können; er rückte daher mit 4000 Mann ins Feld, und ließ alle in der Nähe von Arcot liegende Dörfer ausplündern.

Die Feinde verließen endlich Seringham, gingen über den Caveri, und lagerten sich in der Ebene. Ihre Macht bestand jezt aus 450 Europäern, 1500 wohl disciplinirten Sepoys, 8000 myforeschen Reitern, 3500 Maratten, 1200 Topassen und Sepoys im Dienst des Regenten, und 15000 Peons, die

theils mit Feuergewehr, theils mit Schwertern, Bogen 1753
und Pfeilen, Piken, Keulen u. ſ. w. bewaffnet waren. Lawrence hatte nicht mehr als 500 Europäer und 2000 Sepoys, denn die Cavallerie des Nabobs fuhr fort ihre Dienſte durchaus zu verſagen, bis ihr rückſtändiger Sold bezahlt ſeyn würde. Eine kleine Unpäßlichkeit vermochte Lawrence ſich nach der Stadt zu begeben. Durch ein Verſehn des engliſchen Interims-Befehlshabers blieben in ſeiner Abweſenheit einige wichtige Anhöhen unbeſezt; die Feinde nuzten dieſen Fehler, nahmen davon Beſiz, und ſchnitten abermals alle Zufuhr ab. Ihre ſehr vortheilhafte Poſition und die Stärke ihres Heers machten einen Angriff auf ihr Lager unausführbar. Indeſſen war es augenſcheinlich, daß, ohne ſie zu vertreiben, weder die Engländer im Felde, noch die Beſazung von Tritchinapoly lange aushalten könnte. Dieſe üble Lage erzeugte eine ſtarke Deſertion unter den engliſchen Truppen. Die Muthigſten fingen an die Hoffnung zu verlieren, und ſahen es als das einzige Rettungsmittel an, die Stadt zu verlaſſen, um dem Hungertode zu entgehn.

Die Feinde, die ſich auf ihre groſſe Anzahl verließen, wünſchten ein Treffen, um den Krieg auf einmal zu endigen; und die aufs äußerſte gebrachten Engländer waren auch entſchloſſen, bevor ſie einen

1753 mysoreschen Cavallerie in der Ebene blosstellten. Vermöge der vortreflichen Disposition des Lawrence und der außerordentlichen Tapferkeit der Engländer, trieb man die Franzosen zurück, und vereitelte alle Anfälle der verwegenen Reiter, die mit ihrer ganzen Macht andrungen, und schaarenweise fielen. So wurde Tritchinapoly gerettet durch einen Sieg, der selbst das Erstaunen der Engländer erregte. Wären sie unthätig geblieben, so würde die Stadt in wenig Tagen verloren gegangen seyn, und eben diesen Erfolg hätte auch ihre Niederlage gehabt, daher Lawrence sehr klug handelte, wegen einem so wichtigen Gegenstand alles zu wagen.

Unter den Feinden entstunden Mißhelligkeiten nach dem Treffen, da eine Völkerschaft der andern den übeln Erfolg zur Last legte. Die sämtlichen Truppen hielten sich in ihrem Lager ruhig, erschienen bey Tage selten in der Ebene, und des Nachts nie. Diese Muthlosigkeit benutzten die Engländer, um eine Convoy nach Tritchinapoly zu bringen, wodurch die Stadt auf 50 Tage mit Proviant versehn wurde. Da nun diese große Absicht erreicht war, beschloß Lawrence nach Tanjore zu marschiren, um den König des Landes zu bewegen, die so nöthige Cavallerie herzugeben; er schmeichelte sich, daß die Erscheinung der Armee und ihre erkämpften Vortheile dies Ansuchen jezt erleichtern würden. Die Gegenwart des Nabobs war zu dieser Unterhandlung nothwendig, und er bereitete sich auch zur Abreise, als seine mißvergnügten Truppen den Abend vorher den Palast bestürmten, und erklärten, daß sie ihn nicht weglassen würden, bis er

ihnen den rückständigen Sold bezahlt hätte. Alle 1753
Vorstellungen waren fruchtlos, ob man ihnen gleich begreiflich zu machen suchte, daß seine Reise nach Tanjore das Mittel sey, wodurch sie hoffen könnten bezahlt zu werden. Sie blieben unbeweglich und drohten Gewalt zu brauchen. Dalton schickte die Nachricht von diesem Vorfall ins Lager, worauf Lawrence 200 Europäer commandirte, die durch die Aufrührer durchbrachen, in den Palast eindrangen, den Nabob glücklich herausholten und in einem Palankin ins Lager brachten. Die Mißvergnügten unterstanden sich nicht den geringsten Widerstand zu thun; auch that man ihnen nichts zu Leide; denn obgleich solche Auftritte unter sehr civilisirten Völkern als Rebellion und Hochverrath angesehn werden, so betrachtet man sie in Indostan nur als gemeine Vorfälle, wo es schwer zu entscheiden ist, ob der Fürst oder die Truppen Unrecht haben. Gewiß ist es, daß der Nabob diesmal kein Geld hatte, und daß die Engländer jezt schon zwey Jahre lang die Kriegskosten für ihre Truppen hatten hergeben müssen; sonst aber ist es die Maxime aller Fürsten in Indien, sie mögen noch so reich seyn, ihre Heere in rückständigem Sold zu halten, damit die Soldaten nicht davon laufen.

Diese Furcht ist nicht ungerecht in Ansehung von Miethlingen, die aus allen Gegenden eines despotischen Reichs zusammen gebracht werden, und nicht die geringste Neigung weder gegen den Fürsten haben, dem sie dienen, noch gegen die Sache, für die sie fechten. Da sie gewohnt sind Entschuldigungen zu hö-

1753 ren, wenn keine Ursache dazu vorhanden ist, so achten sie solche auch nicht, wenn wirkliche Noth verhindert sie zu befriedigen. Hiezu kommt noch ein den meisten Fürsten in Indien eigner Gebrauch, der nicht wenig das Mißtrauen vermehrt. Die eitlen Begriffe, womit sie erzogen sind, flößen ihnen eine ausserordentliche Liebe für allen äußern Pomp ein, und das entnervende Clima ihres Vaterlandes macht sie unfähig den Trieben der Phantasie zu widerstehn. Ferner die häufigen Glücksveränderungen in diesem Reiche zeigen so sehr die Nothwendigkeit, Schätze wider die Stunde des Trübsals zu sammeln, daß nichts gewöhnlicher ist, als einen Nabob zu sehn, der ein kostbares Kleinod für eine große Summe kauft, zu eben der Zeit, da aus Geldmangel alle seine Angelegenheiten ins Stecken gerathen, und er die größten Bedürfnisse kaum befriedigen kann. Daher also, anstatt durch das Geschrey und die Klagen ihrer Soldaten beunruhigt zu werden, leben sie vielmehr in täglicher Erwartung solcher Auftritte; dabey sie den Grundsatz haben, sie geduldig anzuhören, wenn nur keine Gewalt gebraucht wird. Um nun diese zu verhindern, bemühen sie sich einige der vornehmsten Befehlshaber mit einer gehörigen Anzahl auserlesener Truppen in ihr Interesse zu ziehn, die bey einem entstehenden Tumult den Fürsten beschützen; denn sehr selten geschieht ein solcher Auflauf unter Anführung eines angesehenen Befehlshabers. Wenn aber das Glück dem Fürsten ganz den Rücken zukehrt, und er einem stärkern Feinde unterliegen muß, alsdann werden seine Ausflüchte auch strenge bestraft, entweder

durch den gänzlichen Abfall ſeiner Armee, oder durch 1753
die härteſten Beleidigungen, denen Mahomed-Ally höchſt wahrſcheinlich nicht entgangen wäre, wenn ihn die Engländer nicht auf die oben erzählte Art befreyt hätten.

Sobald der Nabob im Lager angelangt war, brach Lawrence auf, und kam ungehindert nach Tanjore. Die Gegenwart der Armee erreichte hier den gehofften Endzweck, denn der König bewilligte die verlangten Hülfstruppen. Nur funfzig Mann von der Cavallerie des Nabobs begleiteten ihn, die übrigen blieben unter den Mauern von Tritchinapoly gelagert. Wenig Tage aber nach dem Abzug der Engländer gaben ſie dem Capitain Dalton förmlich von ihrem Vorhaben Nachricht zum Feinde überzugehn, wobey ſie ihn baten, ſie nicht bey ihrem Abmarſch zu kanoniren. Dies verſprach er ihnen gerne, weil er froh war ſolche gefährliche Nachbarn los zu werden, da ſie denn ruhig abzogen.

Die Blokade der Stadt dauerte indeſſen beſtändig fort. Der lezt erhaltene Proviant war nur ganz allein für die Beſatzung, die Einwohner mußten für ſich ſelbſt ſorgen, ſo gut wie ſie konnten. Der Reiß, dieſe Hauptnahrung in Indoſtan, wurde funfzehnmal theurer wie gewöhnlich verkauft, und Brennholz war faſt für keinen Preiß zu haben. Dieſer Mangel zwang ſie ihre Wohnungen zu verlaſſen, und in Monatsfriſt ſahe dieſe große Sta
ſchen enthielte, einer Einöde
baten und die zum Troß ge
blieben zurück, die ſämtlich

1753 betrugen. Unter diesen waren 1000 Peons, die man zu nichts als zum Allarmiren brauchen konnte, daher man sie zwischen der äußern und der innern Mauer postirte, die Sepoys, 600 an der Zahl, stellte Dalton auf die Wälle, und mit seinen 300 Europäern besezte er die Thore.

Der Mangel an Soldaten mußte durch die Wachsamkeit so viel als möglich ersezt werden. Indessen war es augenscheinlich, daß die Stadt in großer Gefahr seyn würde, wenn die Feinde bey der Nacht einen Sturm mit Nachdruck wagen sollten. Diese Absicht war auch wirklich vorhanden; denn die Franzosen hatten schon Sturmleitern in Bereitschaft, und schickten häufig Partien aus, die Tiefe des Grabens zu sondiren, die aber nie ihren Vorsaz ausführen konnten. Brenier war indessen an die Stelle des Astruc Befehlshaber der französischen Truppen geworden. Diesem lag nun Dupleix ernstlich an, einen Sturm zu versuchen, es möchte auch kosten was es wolle; dabey schlug er ihm ein Mittel vor, die nöthige Kundschaft aus der Stadt einzuziehn, er sollte nämlich einen geschickten Offizier, Namens Cattans, als einen Deserteur hineinschicken. Man versprach diesem Mann eine Compagnie und 30,000 Rupien; dafür machte er sich anheischig, den Ort auszufinden, wo man am besten die Sturmleitern anlegen könnte, und mit den französischen Gefangenen eine Verschwörung zu entwerfen, welche losbrechen, die Wache überwältigen, und sodann die Engländer in der Stadt anfallen sollten, während man von außen die Wälle besteigen würde.

Cattans kam nach Tritchinapoly und bot den 1753
Engländern ſeine Dienſte an, da er vorgab von den Franzoſen übel behandelt zu ſeyn. Eine zu ſtark affectirte Freymüthigkeit in ſeinem Betragen aber flößte Dalton gleich einigen Verdacht ein. Es wurden daher zwey Perſonen beordert, ihn genau zu beobachten. Dieſe entdeckten ſeine Sorgfalt die Feſtungswerke zu unterſuchen, das Caliber der Kanonen zu meſſen, und endlich, daß er den franzöſiſchen Gefangenen durch die Fenſter ihres Gefängniſſes kleine Papiere zuſtellte. Unter der Beſatzung befand ſich ein Franzoſe, auf deſſen Treue die Engländer rechnen konnten; dieſer erbot ſich ſeinen Landsmann noch beſſer auszuforſchen, und ließ ſich daher in deſſen Gegenwart für eine angebliche Nachläßigkeit tüchtig durchprügeln. Nach dieſer Züchtigung ſtellte er ſich ſo rachedürſtig an, daß Cattans ihm ſein völliges Vertrauen ſchenkte, und ihm eine große Belohnung verſprach, wenn er ihm zur Ausführung ſeines Plans behülflich ſeyn wollte. Der Soldat ſagte, er wäre eben nicht zu großen Unternehmungen tauglich, wenn es aber nöthig wäre, ſo wollte er deſertiren, ſobald er am Thor die Wache haben würde, und dem franzöſiſchen Befehlshaber einen Brief bringen, nur müßte ihm Cattans den Pardon für ſeine vormalige Deſertion von den Franzoſen garantiren. Dieſe Zuſage ertheilte ihm der andre förmlich, und unterſchrieb das Papier mit ſeinem Namen, zu welchem er den Titel fügte; Bevollmä
gab er
ſtändig

1753 werke des Orts enthielt, nebst einigen Lobeserhebungen seiner eignen Geschicklichkeit, womit er den englischen Commandanten hintergangen hätte, den er als einen sehr jungen Mann bezeichnete, der mehr Vertrauen auf ihn als auf seine eignen Offiziers sezte. Der Soldat übergab diesen Brief an Capitain Dalton, der sogleich Cattans in Verhaft nehmen ließ. Anfangs leugnete er alles, da man ihm aber seine eigne Handschrift vorzeigte, so gestand er sein Vorhaben, und bat nur um die einzige Gnade, nicht gehangen, sondern arquebusirt zu werden. Man sagte ihm, daß sein Schicksal erst nach der Rückkunft des Major Lawrence entschieden werden würde. Indessen wünschte Dalton den Feind in die Falle zu locken, durch dasselbe Mittel, das er gegen ihn gebraucht hatte, und versprach daher dem gefangenen Spion ihm Pardon zu verschaffen, wenn er an Brenier einen Brief schreiben und ihn dahin bringen wollte, einen Sturm an dem Orte zu versuchen, den Dalton bestimmen würde. Cattans war hiezu gleich willig. Es wurde eine Bastion auserseh̃n, die außen am zugänglichsten, innerhalb aber der am meisten befestigte Theil aller Werke war. Ein Mohr übernahm für acht Rupien diesen Brief zu überbringen; Brenier gab ihm zwanzig, und schrieb so fort eine Antwort, worin er versprach, seinen Plan auszuführen. Die Besatzung war mehrere Nächte hinter einander auf der Hut, allein es geschah kein Besuch, weil die Nachricht von des Major Lawrence Ankunft die Feinde in einer beständigen Unruhe erhielt, so daß sie nicht eine Unternehmung wagten, von deren glücklichen Erfolg sie doch überzeugt seyn mußten.

Den 7ten Auguſt langte Lawrence in der Nähe 1753.
von Tritchinapoly an; er war mit 3000 tanjoreſchen Reitern und 2000 Mann Fußvolk, desgleichen vom Fort St. David mit 170 Europäern und 300 Sepoys verſtärkt worden. Er hatte 4000 Büffelochſen bey ſich, die der Nabob angeſchäfft, und dem Vorgeben nach mit Proviant beladen hatte. Es ſchien äußerſt ſchwer zu ſeyn, dieſen großen Zug im Angeſicht der Feinde in die Stadt bringen zu können, jedoch glückte es nach einem ſehr hitzigen Gefecht, wobey die Franzoſen allein an 100 Europäer, die Engländer aber 40 verloren. Die tanjoreſche Cavallerie blieb dabey ganz unthätig, ſonſt würden wenig von den in der größten Unordnung fliehenden Feinden entkommen ſeyn; ihr General Monack-jee entſchuldigte ſich mit ſeiner Sorgfalt die Bagage zu decken, wofür Lawrence aber ohnehin ſchon geſorgt hatte.

Sobald alles in Tritchinapoly eingerückt war, wurde der Proviant in die Magazine gebracht, da die Engländer denn mit dem größten Unwillen und Erſtaunen wahrnahmen, daß von allen den Büffelochſen nur 300 mit Lebensmitteln für die Garniſon beladen waren, ein Vorrath, der kaum auf zehn Tage zureichte. Die Ladung aller andern war nichts als überflüßige Bagage und ein Haufen Lumpereyen, die nicht den Transport verlohnten. Eine ſolche Nachläſſigkeit in einer ſo wichtigen Angelegenheit, die man mit ſo vieler Mühe und Gefahr zu Stande gebracht hatte, iſt wohl nirgends möglich, als [illegible] mäßigen und trägen Regierungen in J
Engländer, welche die Natur derſelben

1753 ten, waren sehr zu tadeln, daß sie dieses Geschäft, von dem alles abhing, ganz dem Nabob und seinen Befehlshabern überließen. Diesem Uebel in etwas abzuhelfen, rückte Lawrence aus, um die umliegende Gegend den Zufuhren vom Lande offen zu halten, und wo möglich die Convoys der Mysoren aufzufangen.

Cattans wurde im Angesicht der feindlichen Vorposten gehangen; er starb mit großer Entschlossenheit, und bereute den Capitain Dalton betrogen zu haben, der ihn so gütig aufgenommen hatte. Da man diesen Mann gebraucht hatte, unter dem Versprechen der Begnadigung, seine eignen Landsleute zu hintergehn, so war Lawrence allerdings zu tadeln, daß er ihm nicht das Leben schenkte.

Die Feinde, die ein neues Gefecht vermeiden wollten, zogen sich zurück, wie die Engländer vorrückten, und zwar mit solcher Eilfertigkeit, daß sie einen Theil ihrer Bagage und Munition zurück ließen. Sie lagerten sich auf einer Anhöhe an dem Ufer des Caveri. Von hier wollte Lawrence sie auch vertreiben, als er den 24sten August die unangenehme Nachricht von einer feindlichen Verstärkung hörte, die allein der ganzen Macht der Engländer gleich kam. Es waren 3000 Maratten, einige tausend Peons und eine Anzahl Topassen unter Anführung des kühnen Morari-row, desgleichen 400 Europäer und 2000 Sepoys nebst sechs Kanonen. Die meisten dieser Europäer waren am Ende des Junius aus der Insel Mauritius angelangt, wo man sie disciplinirt hatte. Dupleix schickte sie nebst allen Sol-

haten, die er nur zusammen bringen konnte, um dem Kriege bey Tritchinapoly wo möglich ein Ende zu machen; Morari-row, der zwar diese Absicht nicht hatte, mußte doch seinen Soldherrn aus der Noth zu reißen suchen, und gab daher seine Streifereyen vor der Hand auf. 1758

Ihre Erscheinung in einem so kritischen Zeitpunkte belebte den Muth der Feinde, die drey Tage hinter einander Victoria schossen, und Feuerwerke abbrannten. Die Engländer und ihre Bundsgenossen sahen sich nun gezwungen defensiv zu agiren. Was ihnen aber den größten Kummer verursachte, war der Proviant, denn alle bisherigen Zufuhren waren blos für den täglichen Unterhalt der Truppen hinreichend gewesen; sie dauerten zwar noch fort, alleln mit großer Schwierigkeit, weil die Maratten jezt keine Convoy unangegriffen ließen. Der zehntägige Vorrath von Proviant lag noch in den Magazinen der Stadt unberührt, und wurde für die Besatzung im höchsten Nothfall aufgespart.

Die Regierung in Madras war auch nicht müßig Verstärkungen abzusenden. Alles, was sich nur zum Kriege tauglich befand, wurde zu Wasser nach Devi-Cotah geschickt. Die Mysoren sowohl als die Maratten hatten große Lust die Engländer vor Ankunft dieser Hülfstruppen in ihrem festen Lager anzugreifen; allein Astruc, der jezt wieder die Franzosen commandirte, wollte diesen Versuch nicht wagen. Die Verstärkung langte endlich den 19ten September unweit Tritchinapoly an, ohne daß die Franzosen es erfuhren. Lawrence, um ihre Aufmerksamkeit zu beschäf-

1753 tigen, besezte eine Anhöhe nahe am feindlichen Lager, und ließ es beschießen; er erreichte auch seinen Zweck, und die erwarteten Truppen trafen noch die nämliche Nacht glücklich bey ihm ein. Sie bestanden aus 237 Europäern und 300 Sepoys. So gering diese Verstärkung auch war, so belebte sie doch sehr den Muth der Engländer, die nun auch ihrerseits den Feinden diese Nachricht durch Kanonenschüsse und Freudenfeuer ankündigten.

Lawrence, dessen Bedürfnisse jezt täglich größer wurden, und keine Veränderung zu seinem Vortheil hoffen konnte, beschloß, sobald sich nur die neuen Truppen erholt haben würden, die Feinde zu einer Schlacht zu bringen, sollten sie aber hiezu nicht geneigt seyn, sie in ihrem eignen Lager anzugreifen. Die Zelter und Bagage blieben unter den Kanonen von Tritchinapoly nebst hinreichender Bedeckung zurück; mit allen andern Truppen rückte Lawrence den 20sten September dicht ans feindliche Lager, man zeigte hier aber keine Lust zum Treffen; dem Plan zu folge wurde es nun bestürmt. Die Engländer bestiegen einen mit Mysoren besezten Felsen, und drangen so ins mysoresche Lager. Wäre dieses so wie in Europa mit Zeltern bedeckt gewesen, so hätte man unmöglich in solcher Ordnung und geschlossenen Gliedern durchmarschiren können, wie hier geschah; allein bey einem indischen Heer haben nur allein die Befehlshaber Zelter, alle andre aber blos leicht erbaute Hütten, die man mit einer Hand umreißen kann. Die Mysoren thaten geringen Widerstand und flohen. Dieses zwang die Franzosen, um nicht im Rücken angefallen

zu werden, ihre Verſchanzungen zu verlaſſen, und 1753
dem Feinde entgegen zu gehen; ſie hatten aber das nämliche Schickſal wie ihre Bundsgenoſſen, und wurden über den Haufen geworfen; auch die Maratten, die aus dem entfernteſten Theile des Lagers herbey eilten, wurden mit einem ſtarken Kanonenfeuer empfangen und mit in die Flucht verwickelt. Die Feinde zogen ſich ſodann nach Seringham, mit ihrem ganzen Troß von Ochſen, Kameelen und Elephanten; die Truppen beſtanden in 30,000 Mann Fußvolk und 16000 Mann Reiterey. Die Tanjoren erhielten zwar Befehl den Flüchtlingen nachzuſetzen, die auf der ganzen Ebene zerſtreut liefen, allein ſie waren nicht aus dem Lager weg zu bringen, wo ſie alle Hände voll mit plündern zu thun hatten.

Die Beute beſtand in den Zeltern, der Bagage und Munition des franzöſiſchen Lagers nebſt eilf Kanonen. Von den Franzoſen waren über 100 Todte und Verwundete, beynahe eben ſo viel mit zehn Offiziers wurden auf dem Schlachtfelde gefangen genommen, worunter Aſtruc ſelbſt war, und auf der Flucht noch 86 andre Europäer; ſo daß ihr ganzer Verluſt in 300 Europäern beſtand, nebſt ihrem beſten Offizier. Er wäre noch weit beträchtlicher geweſen, wenn die Tanjoren ihre Schuldigkeit gethan hätten. Die Engländer hatten vierzig Europäer Todte und Verwundete

1753 sahen sich nun im größten Ueberfluß; von allen Seiten wurden ihnen Lebensmittel in Menge zugeführt, daher man nun die Magazine in Tritchinapoly anfüllen konnte, und zwar zu einem sechsmonatlichen Unterhalt für die ganze Besatzung. Der brave Capitain Dalton, der nunmehr seine so lange vertheidigte Stadt außer aller Gefahr sahe, gab das Commando in Tritchinapoly auf, und ging bald darauf nach Europa zurück.

Die Annäherung des Regenwetters in der Mitte des Octobers machte es nöthig, die Truppen in die Cantonirungsquartiere zu führen. Lawrence wählte hiezu den District bey Coiladdy an den Gränzen von Tanjore. Er brach auf, nachdem er die Besatzung von Tritchinapoly noch mit 150 Europäern und 400 Sepoys verstärkt hatte, so wenig man auch jezt etwas vom Feinde befürchtete. Der Nabob begleitete die Engländer mit seinen wenigen Truppen, allein die Tanjoren eilten nach ihrer Hauptstadt, um hier der Feyer eines großen Fests beyzuwohnen, das um diese Jahreszeit einfällt. Lawrence sahe sie sehr ungern abziehn, da er aus Erfahrung wußte, daß es äußerst schwer seyn würde, den König dahin zu vermögen, sie wieder zurück zu senden, ob er es gleich dem Nabob fest versprach.

Während dieser Vorfälle am Coleroon hatten die Engländer auch im Carnatick ansehnliche Vortheile gewonnen. Mortiz-ally hatte mit 11000 Mann Trinomalee belagert, unter Anführung eines sehr muthigen Offiziers, Hassan Ally, der lange Zeit oberster Befehlshaber aller französischen Sepoys gewesen war.

war. Die Beſatzung beſtand aus 1500 Mann, 1753.
und wurde von Barkatoola, einem getreuen Diener des Nabobs, commandirt. Dieſer that beſtändig Ausfälle; einer derſelben ward mit ſolchem Muth und Geſchicklichkeit ausgeführt, daß die Belagerer ganz zurück geſchlagen wurden, wobey ſie ihren Anführer Haſſan Ally verloren. Dieſes ſezte ſie in ſo große Beſtürzung, daß ſie ſofort die Belagerung aufhoben.

Um eben dieſe Zeit trat Mahomed Comaul auf, der bedeutendſte aller Abentheurer, die in dieſer Epoche von Anarchie und Verwirrung die Unabhängigkeit zu erlangen ſuchten. Dieſer Mann war bey der Belagerung von Arcot Befehlshaber von einem Trupp Reiter. Nachdem die Armee des Raja-ſaheb zerſtreut worden war, hielt er ſeine Soldaten zuſammen, und ſammelte Contributionen ein, die nicht allein dienten, den Seinigen reichlichen Unterhalt zu verſchaffen, ſondern auch Andre anzureizen, ſich mit ihm zu vereinigen. Das Schickſal des Chunda-ſaheb in Seringham beunruhigte ihn, er beſchloß daher weislich, ſich von der Gefahr zu entfernen, und nach dem Lande Neloor, dem nordöſtlichen Theil von des Nabobs Staaten, zu marſchiren, weil er nicht zweifelte, wegen der Entlegenheit deſſelben von Arcot und Madras, ſich hier feſt zu ſetzen. Es glückte ihm

über
Hau
halte
länd
dern

1753 keinen Einhalt thun, daher Comaul die Frucht seiner Kühnheit ein Jahr lang ungestört genoß. Er entwarf nun weitere Plane, und beschloß die Pagode von Tripetti einzunehmen.

Dieser Tempel, einer der berühmtesten in Decan, liegt auf dem Gipfel eines Berges, funfzig englische Meilen von Arcot. Das Fest des Gottes, dem er geweiht ist, wird alle Jahr im September gefeyert, und die Opfergaben der zahlreichen Pilger, die aus allen Ländern Indostans sich hier einfinden, betragen eine so große Summe, daß die Bramanen der Regierung einen jährlichen Tribut von 60,000 Pagoden oder 24000 Pf. St. bezahlen. Diese Einkünfte wieß der Nabob den Engländern zur Bestriedigung von einem Theil ihrer Kriegskosten an. Da es nun sowohl den Bramanen als den Pilgern gleichgültig ist, wer das Geld empfängt, wenn nur das Fest ungestört vor sich geht, so war die Absicht des Comaul, noch vor dem Fest die Pagode in Besitz zu nehmen. Die Regierung in Madras glaubte für die Sicherheit eines Orts sorgen zu müßen, der mit ihrem Interesse so genau verbunden war, und schickte daher ein Detaschement von 40 Europäern und 200 Sepoys ab, mit Befehl die Pagode zu vertheidigen. Des Nabobs Bruder Nazeabulla, stieß unterwegs mit einem Corps Truppen zu den Engländern, allein diese wurden des langsamen Marsches der Indier überdrüßig, und eilten allein vorwärts. Nahe bey Tripetti sahen sie sich unerwartet von Comauls ganzer Macht umringt, 5000 Mann Reiterey und Fußvolk. Die Engländer postirten sich in einem Dorfe, wo sie so

gleich angegriffen wurden, und ob man gleich die 1753
Feinde beständig zurückschlug, so erneuerten diese doch ihre Anfälle, bis die Nacht einbrach. Einige Europäer waren dabey geblieben, und alle Munition verschossen worden; dieses nöthigte die Engländer sich zurückzuziehn: den folgenden Tag vereinigten sie sich wieder mit Nazeabullas Truppen, und rückten von neuem auf Tripetti los. Comaul erwartete sie in der Ebene. Das Treffen fing mit einer Kanonade an, die unter den Feinden viel Unordnung erzeugte, diese wurde durch einen lebhaften Angriff der Europäer und Sepoys noch vermehrt, bis eine Kanonenkugel den Elephanten des Comaul zu Boden streckte. Seine Truppen, welche die Fahne ihres Feldherrn nicht mehr sahen, nahmen wie gewöhnlich die Flucht, und dieses mit solcher Eilfertigkeit, daß sie ihren Anführer den Feinden überließen. Er wurde zum Gefangenen gemacht, und dem Nazeabulla überliefert, der ihm auf der Stelle den Kopf abhauen ließ. Sein Tod befreyte den Nabob von einem sehr gefährlichen Feinde, von dessen Muth und Thätigkeit alles zu fürchten war. Es befanden sich zwar noch andre Anführer von Truppen in den Districten von Ponamalee, Chinglapet und Arcot, die Unruhen erregten; allein sobald sie nur von der Annäherung der Europäer hörten, so zogen sie sich immer zurück.

Die Feinde in Seringham schienen keine Lust zu haben, die Abwesenheit der englischen Truppen zu nutzen, ja sie hinderten nicht einmal das Landvolk, Lebensmittel nach Tritchinapoly zu führen, daher die Besatzung hier im größten Ueberfluß und in einer

1753 Ruhe lebte, die dem Frieden ähnlich war. Indessen waren die Feinde der Meynung, daß die Engländer ohne die Cavallerie von Tanjore nicht gewagt haben würden ihr Lager anzugreifen, sie beschlossen daher alles anzuwenden, ihnen diese Hülfsvölker zu entziehn. Der Regent machte dem Minister des Königs von Tanjore, Succo-jee, ein Geschenk mit einer großen Summe Geldes; zu gleicher Zeit ließ ihm Dupleix durch seine Gemahlin in malabarischer Sprache einen Brief schreiben, worin er dem Könige drohte, im Fall er sich unterstünde den Engländern wieder Truppen zu geben, sein Land durch die Marakten mit Feuer und Schwert verheeren zu lassen; und wenn dieses nicht hinreichend wäre, ihn zu unterdrücken, so wollte er den Subah Salabad-jing mit seiner ganzen Macht von Golconda herbeyrufen. Die Wirkung dieser verschiedenen Maschinen auf den König und seinen Minister waren bald sichtbar, denn Succo-jee nutzte den furchtsamen Charakter seines Herrn, um Monack-jee das Commando der Armee zu nehmen; er stellte ihn als einen Mann vor, der mit den Engländern in so genauer Verbindung stünde, daß er, sich auf ihre Freundschaft verlassend, wohl gar gefährliche Entwürfe gegen den König selbst ausführen könnte. Diese Vorstellungen nebst den Drohungen des Dupleix's brachten endlich den Monarchen zu dem Entschluß, sein dem Nabob und dem Major Lawrence gegebenes Wort zu brechen, und keine Truppen mehr zu senden. Der nächste Schritt des Ministers war nun, ihn auch zu überreden, sich mit den Franzosen zu vereinigen. Dieses gelang ihm gleichfalls, und der König war

eben im Begriff den Tractat zu unterzeichnen, als 1753
ein jählinger unerwarteter Vorfall ſeine Hand zurück hielt.

Die Franzoſen in Seringham hatten im Anfang des Novembers eine Verſtärkung von 300 Europäern, 200 Topaſſen und 1000 Sepoys erhalten; demunerachtet aber blieben ſie ganz ruhig und unternahmen nichts. Ihre Abſicht hiebey war, die Beſatzung von Tritchinapoly einzuſchläfern, damit man ihren Entwurf nicht ahnen ſollte, der nichts geringers zum Zweck hatte, als dieſe Stadt bey Nachtzeit zu überrumpeln. Cattans Brief, den dieſer Spion auf Daltons Befehl ſchreiben mußte, diente den Franzoſen zur Richtung. Die Schwierigkeiten aber, die damals ihrer erwarteten, waren jezt weit geringer; hiezu kam die Sicherheit der Garniſon. Man beſtimmte zum Sturm den Kern der Armee, 600 Europäer, die von den Sepoys und den andern Truppen hernach unterſtüßt werden ſollten. Die Europäer langten um drey Uhr des Morgens unbemerkt an den Mauern der Stadt mit ihren Sturmleitern an; ſie beſtiegen eine Hauptbatterie, mit 50 Sepoys beſezt, die alle mit Bajonets niedergeſtoßen wurden. Man wollte keinen Schuß eher thun, bis es die Noth erfoderte, um deſto ſichrer Progreſſen zu machen. Zufällig aber wurden einige Gewehre losgebrannt, und nun nahm der Lärm überhand. Die Franzoſen wollten die Furcht der Beſatzung verm
ten daher die Kanonen der Batteri
und feuerten damit unaufhörlich,

1753 musik erschallte, und beständig geschrien wurde: Es lebe der König!

Der englische Commandant, Capitain Kilpatrick, lag an empfangenen Wunden sehr krank, und konnte nicht das Bette verlassen, er gab also dem Lieutenant Harrison die nöthigen Befehle. Die Franzosen versuchten nun die zweite Mauer zu besteigen, und die Thore zu sprengen. Ein Deserteur führte eine Parten, mit zwey Petarden und Sturmleitern versehn, durch krumme Wege zu einem Hauptthore. Man war aber schon bereit sie zu empfangen. In der Dunkelheit konnte nur allein das Feuer des Geschützes zur Richtschnur dienen. Ein glücklicher Schuß vom Walle streckte den Soldaten zu Boden, der die erste Petarde eben befestigen wollte, desgleichen den Deserteur, den Führer des Trupps; auch der zweite Petardist wurde gleich darauf erschossen. Nun wollten die Franzosen stürmen, allein man hatte die Leitern durch Kugeln und bey Ersteigung der ersten Mauer durch gewaltsame Behandlung so übel zugerichtet, daß sie größtentheils unbrauchbar waren. Jezt war nichts als ein Rückzug übrig; sämtliche Truppen formirten sich also auf der ersten Batterie, um wieder so zurück zu steigen, wie sie gekommen waren: dieses war aber wegen der mangelnden Leitern nicht mehr ausführbar, und keine andre Wahl vorhanden, als achtzehn Fuß tief auf einen Felsen herab zu springen, oder sich ins Wasser zu werfen. Ungefähr hundert versuchten diese verzweifelten Mittel, allein ihr trauriges Schicksal hielt die übrigen zurück, ihrem Beyspiele zu folgen; sie kehrten daher in der größten Verzweiflung um,

und erneuerten ihr fruchtloses Feuer von der Batterie 1753
auf die Stadtmauer. Beide Theile waren nur durch einen Zwischenraum von zwanzig Fuß von einander getrennt. Harrison mit seinen Europäern auf der gegenüberstehenden Terrasse beantwortete das feindliche Feuer mit großer Wirkung; er hatte den wichtigen Vortheil, durch Parapets bedeckt zu seyn, und zwölf Fuß höher als die Feinde zu stehen, die vom Kopfe bis zu den Füßen dem Feuer blosgestellt waren. In dieser schrecklichen Lage, in der Dunkelheit der Nacht, unfähig sich zurückzuziehn, und überzeugt von ihrem fruchtlosen und nur für sie allein schädlichen Widerstande, hörten sie endlich auf zu feuern, und verbargen sich jeder insbesondere so gut er nur konnte, bis der von beiden Seiten so sehnlich gewünschte Tag anbrach, da denn die Franzosen sämtlich ihre Waffen wegwarfen und um Pardon baten, der ihnen auch gleich bewilligt wurde. Man rief ihnen vom Walle zu, sich zwischen den beiden Mauern in Ordnung zu stellen; dieses geschah, und so wurden sie Truppweise in die Stadt geführt. Die Anzahl dieser Gefangenen war 360, lauter Europäer, von welchen 67 verwundet waren; 37 lagen todt in der Batterie und den andern Festungswerken. Diejenigen, die durch den vorerwähnten großen Sprung lebendig davon kamen, wurden von den draußen befindlichen Truppen in Empfang genommen; die Franzosen selbst aber gestanden, daß alle diese Springer ohne Ausnahme Invaliden geworden wären. So endigte sich diese Unternehmung auf eine Art, welche die Franzosen mehr schwächte als irgend ein andrer Unglücksfall im ganzen Laufe des Krieges.

1753 Sobald Lawrence bey Coiladdy die Nachricht von diesem Versuch erhielt, schickte er eine Verstärkung von Truppen nach Tritchinapoly und rüstete sich selbst zu folgen; dieses konnte aber wegen dem Regenwetter nicht eher als den 3ten December geschehen. Die Feinde gingen indessen mit der mysoreschen Cavallerie, 8000 Mann stark, über den Fluß, um einen abermaligen Versuch auf die Stadt zu wagen, wobey die Reiterey zu Fuße fechten sollte; da sie aber die Besatzung sehr auf ihrer Hut fanden, so zogen sie sich wieder zurück, ohne das geringste zu unternehmen.

Obgleich der König von Tanjore im Begrif war, mit den Franzosen ein Bündniß zu schließen, so hatte man ihm doch nichts von ihrem Entwurf auf Tritchinapoly gesagt, daher war er bey der Nachricht von diesem Vorfall nicht wenig erstaunt, und da überdem der große Verlust der Franzosen ihren Credit sehr schwächte, so bereuete er seinen gehabten Vorsatz, den Nabob und die Engländer zu verlassen. Dupleix, der diese Veränderung seiner Gesinnungen bald wahrnahm, beschloß keine Zeit mehr durch Unterhandlungen bey ihm zu verlieren, sondern ohne weitern Verzug die Maratten in sein Land zu schicken. Diesem Besuch vorzubeugen, schickte der König ein Corps Truppen unter Commando seines Onkels Gauderow ihnen entgegen, und versicherte dem Nabob, daß die übrige Armee sich auch an den Gränzen versammeln, und sodann nach Tritchinapoly marschiren sollte. Lawrence, um seine Aufrichtigkeit auf die Probe zu stellen, schrieb dem Könige, daß seine Truppen ihnen nichts nützen könnten, so lange sie von einem so unerfahrnen Be-

fehlshaber wie Gauderow commandirt würden, und 1753
bat ihn daher, Monack-jee wieder das Commando zu
übertragen, der dazu der fähigste Mann im Königreiche wäre. Diese Empfehlung diente den Verdacht des Königs zu bestärken, welchen der Minister beständig bey ihm unterhielt; Lawrence, der davon Nachricht bekam, beschloß des Generals Namen nicht mehr zu erwähnen, weil dieses vielleicht für den in Ungnade lebenden üble Folgen haben könnte, und ersuchte blos, daß die tanjoreschen Truppen ohne Verzug unter Commando des Gauderow sich mit ihm vereinigen möchten. Es geschah aber nicht; denn die Maratten zeigten sich immer in kleinen Schaaren an den Gränzen, bis sie endlich gegen Ende des Decembers mit 1200 Mann von einer andern Seite in Tanjore eindrungen, und die Drohung, alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, getreulich erfüllten.

Im Carnatick waren diejenigen Districte, die den Nabob anerkannten, seit der Niederlage des Comaul in Ruhe geblieben. Dupleix hatte Truppen aus Pondichery geschickt, das Fort Palam-Cotah zu belagern. Dieser Ort, nebst den dazugehörigen Ländereyen, ist der einzige Theil vom Carnatick, der nicht von dem Nabob von Arcot abhängt, sondern dem Nabob von Cudapa gehört. Beyspiele solcher Sequestrationen findet man in allen Provinzen des mogulschen Reichs; die Lehnsverfassung desselben erlaubt

1753 jeder Art auf unumschränktes Landeigenthum abgeschnitten werden, und sie gezwungen sind, einzugestehn, daß alle ihre Titel und Würden von der Gnade des Kaisers abhangen, so ist die Verfügung getroffen, daß solche dem Nabob zugestandene Ländereyen sehr selten in der von ihm beherrschten Provinz, sondern gewöhnlich in dem entferntesten Theile der benachbarten Provinzen liegen. Durch diese Einrichtung erscheint des Moguls Autorität über alle Fürsten des Reichs in ihrem größten Glanze; da die Einwohner eines Landes ihren sonst so mächtigen Nabob von dem Recht ausgeschlossen sehn, etwas eigenthümliches von dem Boden zu besitzen, wo er fast unumschränkt herrscht. Dieses ist eine nie versiegende Quelle von Streitigkeiten unter den benachbarten Nabobs, die immer Ursache finden über Beeinträchtigung ihrer Rechte in diesen sequestrirten Ländereyen zu klagen. Der Nabob von Cudapa wandte sich daher an die Regierung von Madras, um das belagerte Palam-Cotah zu entsetzen. Man schickte auch von hieraus 30 Europäer und 200 Sepoys dahin, bey deren Annäherung die Belagerung von den Franzosen sogleich aufgehoben wurde.

Fünftes Buch.

Während dieſer Begebenheiten in dem ſüdlichen 1753
Theile von Decan, ereigneten ſich andere von gröſſerer Wichtigkeit in Golconda und in den nordlichen Provinzen der Subahſchaft.

Obgleich Gazi-odin Khan im October 1752 geſtorben war, ſo ſezten die marattiſchen Feldherren Balagerow und Nagogee Bonſola doch den Krieg gegen Salabad-jing und Buſſy fort, die ſo wie im vorigen Jahre ins Marattenland einrückten. Balagerow verheerte abermals ſelbſt ſeine eignen Dörfer, und fiel mit ſeinem Reiterheer beſtändig die Armee des Salabad-jing an, allein jedesmal wurde er durch das franzöſiſche Artilleriefeuer mit groſſem Verluſt zurückgeſchlagen; ein Umſtand, der ihn dahin brachte, Friedensvorſchläge zu thun. Der Friede wurde auch wirklich im November zu Calberga, einer anſehnlichen Stadt 50 engliſche Meilen von Bedar, geſchloſſen. Salabad-jing räumte dem Balagerow einige Diſtricte bey Brampoor ein, dagegen ihm dieſer andre in der Nähe von Aurengabad überlieſs. Der Groſsfeldherr ging ſodann mit ſeinen Marattен nach Poni zurück,

1753 Bussy, der so viel zu der gegenwärtigen scheinbaren Ruhe beygetragen hatte, bat nun um die Provinz Condavir bey Masulipatnam gelegen, für die französisch-ostindische Compagnie, die ihm auch bewilligt wurde. Seine Aussichten und Hoffnungen aber gingen noch viel weiter, und er wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, als auf einmal neue Feindseligkeiten ausbrachen. Ragogee Bonsola war aufgebracht, daß Salabad-jing ihm verschiedene Foderungen abgeschlagen, und dem Balagérow die seinigen zugestanden hatte; er zögerte daher so lange auf seinem Marsch, bis dieser, den er fürchtete, weit genug entfernt war; sodann wandte er um, und erschien drey Wochen nach der Trennung abermals bey Calberga, wo sich Salabad-jings Armee noch befand.

Die marattische Cavallerie verheerte so wie gewöhnlich das Land, schnitt die Zufuhren ab, und überfiel einzelne Posten, dagegen vermied sie nach äußerster Möglichkeit sich den französischen Truppen zu nähern; dennoch konnte sie diesen nicht immer entgehn, sondern gerieth oft unter ihre Kanonen; sie sezte jedoch ihre Anfälle fort. Bussy, der aus Privatursachen gern den Subah von allen Kriegsoperationen befreyt sehn wollte, rieth ihm daher dem Ragogee einige Districte in der Nähe von Berar einzuräumen; dieses geschah, und die Maratten gingen nach Hause. Diese Beruhigungsmittel aber erzeugten eine entgegengesezte Wirkung, als die Bussy gehofft hatte, denn die Cessionen an die Maratten waren auf Kosten vieler Vornehmen an Salabad-jings Hofe geschehn, die dadurch Pensionen und Stellen verloren, wodurch folglich

Buſſy als Rathgeber äußerſt bey ihnen verhaßt wurde. 1753
Schanavaze Khan, der Urheber dieſes Mißvergnügens, war nicht mehr an der Spitze der Faction, ſondern ein andrer viel gefährlicherer Gegner, munterte die Unzufriedenen auf, und legte Buſſy bey allen ſeinen Maaßregeln Hinderniſſe in den Weg. Dieſes war Seid-laſkar Khan, der Duan, oder oberſter Miniſter, der unter Nizam-al muluck ſchon die erhabene Würde als Großfeldherr von des Subah Heeren bekleidet, und ſie auch unter Nazir-jing beybehalten hatte. Er bekleidete dieſen Fürſten zwar nach dem Carnatick, wurde aber von ihm, um einige Unruhen zu ſtillen, nach Aurengabad geſchickt, da die Armee nach Arcot ging. Seine Fähigkeiten als Staatsmann und Feldherr erregten die allgemeine Meynung, daß Nazir-jing ſeinem Schickſal entgangen wäre, wenn dieſer General gegenwärtig geweſen. Er befand ſich noch in Aurengabad, als Salabad-jing und Buſſy im vorigen Jahre hier eintrafen, und ob er gleich mehr als alle andre die europäiſchen Bundsgenoſſen haßte, ſo verſtellte er ſich doch ſo ſehr, daß ihn Buſſy für ſeinen Freund hielt, und den Subah überredte, ihn zum Duan zu ernennen. Sobald ſich dieſer Mann aber in ſeinem Poſten feſtgeſezt hatte, nahm er die Larve ab, und widerſprach ſeinem Fürſten bey allen Gelegenheiten, ſobald er glaubte, daß dieſer nach des Buſſy Rathſchlägen handelte; ja jezt mehr als jemals, da er die Unerſättlichkeit der Franzoſen wahrnahm.

1753 überwand, so war er doch sehr geschwächt. Sein Arzt war überzeugt, daß seine Wiederherstellung blos von einer gänzlichen Entfernung von seinen unruhigen Geschäften abhinge, die Bussy am Hofe des Subah nicht unterlassen würde; er rieth ihm also, sich auf einige Zeit nach Masulipatnam zu begeben, und hier allen Arbeiten zu entsagen, bis er ganz wieder hergestellt wäre. Bussy verließ daher das Hoflager im Januar, übergab sowohl die französischen Truppen als die Sepoys einem andern Offizier, und ging nach Hyderabad. Der neue Befehlshaber der französischen Soldaten hatte aber weder hinreichende Fähigkeit noch Erfahrung, den endlosen Intriguen eines mohrischen Hofes die Spitze zu bieten. Der Duan, dem dieses nicht verborgen blieb, beschloß die Abwesenheit des Bussy zu nutzen, um die Verbindung zwischen dem Subah und seinen furchtbaren Bundsgenossen zu trennen. Die Ausführung dieses Vorsatzes war jedoch nicht leicht; denn Bussy hatte Salabad-jing überredet, daß die französischen Truppen nicht allein die vornehmste Stütze seiner Regierung gegen auswärtige Feinde, sondern auch die beste Sicherheit seiner Person und Autorität wider innerliche Unruhen wären. Der Duan fing also damit an, daß er ihn nach und nach an die Abwesenheit dieser Lieblingstruppen gewöhnen wollte; dabey war es aber nöthig, ihnen allen Verdacht von diesem Vorhaben zu entziehn, weil sie zu furchtbar waren, um auf einmal entfernt zu werden. Bussy hatte zu den Europäern 5000 Sepoys gefügt, die er selbst besoldete, und die überhaupt ganz allein von seinen Befehlen abhingen. Der Duan vernach-

lässigte also vorsetzlich, dem Befehlshaber dieser Trup- 1753
pen den Sold zu zahlen, unter dem Vorwande, daß die Einkünfte aus gewissen Provinzen ausgeblieben wären. Da nun die Franzosen, wie er erwartete, über diesen Geldmangel laut murrten, so sagte er ihnen, das beste Mittel dem Uebel abzuhelfen wäre, daß sie selbst hinzögen, um die Einkünfte im Namen des Subah von den saumseligen Statthaltern einzusammeln. Diesen Vorschlag nahmen sie gern an, in der Hoffnung, daß sie nach indischer Gewohnheit ausser den bestimmten Summen noch ansehnliche Geschenke erhalten würden. Dennoch dürfte es sehr schwer gewesen seyn, Salabad-jings Genehmigung zu ihrem Abzuge zu erlangen, wenn nicht ihr übeles Betragen ihn überzeugt hätte, daß die Ruhe der Stadt ihre Abwesenheit nöthig machte; denn die bisherige gute Disciplin hatte seit Bussy's Abreise gänzlich aufgehört, so daß täglich Ausschweifungen aller Art geschahen, wider welche unaufhörliche Klagen vor die Thore des Palasts gebracht wurden.

Sobald der Duan nun den grösten Theil der französischen Truppen in verschiedene Theile des Landes zerstreut hatte, erfand er einen Vorwand den Subah zu bereden, von Golconda nach Aurengabad aufzubrechen, wobey er ihn dahin brachte, von den übrigen Europäern und Sepoys nur ein kleines Detaschement mitzunehmen. Sodann befahl er dem Statthalter von Golconda, den zurückbleibenden Europäern kein Geld auszuzahlen, und ihnen auf alle nur mögliche Art Schaden zuzufügen, ohne es jedoch zu öffentlichen Feindseligkeiten kommen zu lassen;

1753 ähnliche Befehle gingen auch nach allen Provinzen, wo sie herumzogen, die Einkünfte einzusammeln. Er glaubte, daß diese von der vorigen so sehr verschiedene Behandlung die Franzosen dahin bringen würde, von selbst einen Dienst zu verlassen, wo nichts mehr zu gewinnen wäre.

Die gemeinen französischen Soldaten sowohl als die Sepoys, da sie kein Geld erhielten, brachen in laute Klagen aus, und fingen an davon zu laufen; die Offiziers aber blieben ihrer Pflicht getreu, und wandten ihr eignes Geld an, die Truppen zu beruhigen. Da dieses Mittel aber nicht hinreichend war, und die Gefahr täglich größer wurde, so schrieben sie an Bussy, daß nichts als seine schleunige Ankunft den Angelegenheiten der französischen Nation in Decan wieder aufhelfen könnte. Bussy, der sich noch nicht von seiner Krankheit völlig erholt hatte, war unentschlossen; seine Privat-Bedenklichkeiten aber wurden durch einen gebieterischen Brief des Dupleix bald aus dem Wege geräumt, der ihm drohte, für alle Folgen seiner Abwesenheit verantwortlich zu seyn, bey einem so wichtigen Commando, wo ihm die Ehre der Nation in Indien uneingeschränkt anvertraut wäre. Er verließ daher Masulipatnam am Ende des Junius, nachdem er zuvor alle zerstreuten Detaschements nach Hyderabad beschieden hatte, wo er den 23sten Julius eintraf. Alles bekam nun eine andre Gestalt. Die Truppen, die sich hier einfanden, bestanden in 500 Europäern und 4000 Sepoys, womit er gleich nach Golconda marschirte. Diese Macht und seine Gegenwart flößte dem Statthalter und allen andern anwesenden

wesenden Befehlshabern des Subah Ehrfurcht ein. 1753.
Sie bewilligten sogleich einen Theil des rückständigen Soldes zu zahlen. Da dieses aber nicht zureichte, so gab Bussy sein eignes Geld her, und borgte das übrige von den Wechslern auf seinen großen Credit, so daß die Truppen völlig befriedigt wurden; indessen hatte er doch in den ersten Tagen seiner Ankunft viel Mühe, Tumult und Gewaltthätigkeiten in der Stadt zu verhindern. Obgleich nun dem gegenwärtigen Mangel abgeholfen war, so sahe es dennoch wegen der Zukunft sehr mißlich aus; denn die böse Absicht des Duans war ganz offenbar, da er zu eben dieser Zeit sogar allen Unterhalt dem kleinen Detaschement abschlug, das den Salabad-jing nach Aurengabad begleitet hatte. Bussy sahe kein ander Mittel vor sich, als mit allen seinen Truppen nach dieser Stadt zu marschiren, sobald die Regenzeit vorbey seyn würde, die gewöhnlich vom Anfange des Julius bis zu Ende des Septembers dauert. Golconda ist von Aurengabad wenigstens 300 englische Meilen entfernt; es waren daher zu diesem Marsch große Zurüstungen und Kosten erfoderlich. Bussy brachte jedoch alles durch seine eignen Mittel zu Stande, und brach im Anfange des Octobers von Golconda auf.

Obgleich Seid-Laskar Khan nebst seinen Anhängern gegen die Franzosen so übel gesinnt war, so hatte Bussy doch auch noch Freunde von großem Ansehn in Aurengabad, die ihn öffentlich priesen. Hiezu kam, daß Salabad-jing seiner Armee starke Summen schuldig war, und man einen neuen Bruch mit den Maratten befürchtete. Die Kühnheit des Bussy, ohne

1753. alle Anfrage mit seinen sämtlichen Truppen sich nach der Hauptstadt zu begeben, sezte den Subah und alle Großen in Bestürzung; vorzüglich aber befand sich der Minister in der äußersten Verlegenheit; er glaubte sich nicht sicher, und wollte schon nach dem unbezwingbaren Fort Doltabad, acht englische Meilen von Aurengabad, flüchten. Er besann sich aber, und fing eine Unterhandlung an, machte viel Entschuldigungen, that Abbitten, und erbot sich sogar, die Reichssiegel an denjenigen abzutreten, den Bussy ernennen würde. Dieser kluge Befehlshaber sah jedoch die List des Duans vollkommen ein, dessen verstellte Demüthigung in der Ueberzeugung geschah, daß es Bussy nicht wagen würde, ihm seinen Posten zu nehmen, weil es sodann jedermann einleuchten müßte, daß es nur geschehn sey, um ungehindert dem Subah seine ehrgeizigen Foderungen thun zu können. Beide wünschten daher eine Versöhnung, und diese kam auch bald zu Stande. Das Ceremoniel der ersten Zusammenkunft, sowohl mit dem Subah als mit dem Duan, wurde von Bussy vorgeschrieben, und von ihnen in allen Stücken genehmigt.

Mittlerweile hatten die französischen Truppen in einer ziemlichen Entfernung von der Stadt Halt gemacht, um das Ende der Unterhandlung abzuwarten, nunmehr aber brachen sie den 3sten November auf. Seid Laskar Khan kam ihnen acht englische Meilen weit entgegen, in Begleitung von zwey vornehmen Hofbeamten, die alle auf Elephanten saßen, von vielen Soldaten und Bedienten begleitet waren, und in einer Linie glänzend daher zogen. Eine zahllose Menge

Volks folgte dem Zug. Bey der Annäherung war 1753.
der Duan der erste, der von seinem Elephanten herabstieg, ein gleiches thaten alle seine Begleiter. Bussy verließ nun auch den seinigen, und ging auf den Duan zu, umarmte ihn, und sodann auch die andern Großen. Alle bestiegen darauf wieder ihre Elephanten, und näherten sich in militärischer Ordnung dem Subah, der in einiger Entfernung in einem von vielen Truppen umgebnen Zelte sie erwartete. Er umarmte Bussy, der seinerseits durch die französische Artillerie den Gruß beantwortete und nach orientalischem Gebrauch dem Subah seine Geschenke übergab, die in Elephanten, Pferden und Kleinodien bestanden; alle seine Offizier aber überreichten goldne Rupien. Salabad-jing verließ sein Zelt mit Bussy an der Hand, der ihm auf seinen Elephanten half, und sodann den seinigen bestieg, welches auch alle andre thaten. Die Prozession war nun außerordentlich prächtig und ungeheuer; sie bestand aus einem großen Heer, aus allen Vornehmen und Edlen des Decanschen Hofes, und dem größten Theile der Einwohner einer der volkreichsten Städte der Welt. Mit diesem Pomp langte man unter einem beständigem Kanonenfeuer im Palast an, wo der Subah an Bussy Geschenke von der Art und demselben Werthe machte, wie er von ihm bekommen hatte, und sodann die Versammlung entließ. Bussy verfügte sich nun nach dem Palast des Duans, der hier einen feyerlichen Eid ablegte, die übereingekommenen Bedingungen genau zu erfüllen. Diese waren: „Daß die Provinzen von Mustaphanagur, Elore, Rajamundrum und Chicacole für den

1753. „Unterhalt der französischen Truppen hergegeben, und „die dazu gehörigen Patente in drey Tagen ausgefer„tigt werden sollten; daß die Summe, welche Jaf„fer-aly Khan, dermaliger Statthalter dieser Pro„vinzen, etwa sammlen würde, bevor Bussy die Ad„miniſtration der Einkünfte anordnen könnte, aus „des Subah Schatze gutgethan werden sollten, im „Fall Jaffer-aly Khan die Zahlung zögerte; ferner „daß die französischen Truppen, so wie vormals, die „Wache um des Subah Person haben sollten; daß „der Duan sich nicht in die Angelegenheiten der Pro„vinz Arcot mischen, und er überhaupt in allen an„dern Regierungsgeschäften den Bussy zu Rathe ziehn „sollte. Dagegen schwur Bussy der Freund des „Seid-laskar Khan zu seyn, und ihm seine Duans„würde zu erhalten.“ Die Patente in Ansehung der vier Provinzen wurden auch ohne Verzug ausgefertigt, und von Bussy an Moracin, den französischen Oberfaktor in Masulipatnam, gesandt, nebst der dazu gehörigen Instruction sie in Besitz zu nehmen.

Diese Besitzungen nebst Masulipatnam und der Provinz Condavir machten die Franzosen zu Herren der Küste von Coromandel und Orixa, in einer ununterbrochenen Strecke Landes von 600 englischen Meilen von Medapilly an bis zur Pagode Jagermaut. Die Gränzen dieser Länder sind eine Kette von Gebirgen, die in derselben Richtung längs dem Seeufer laufen, und an den meisten Oertern 80 bis 90 Meilen davon entfernt sind; an einigen wenigen aber auch nur 30 Meilen. Die Gebirge sind mit undurchdringlichen Wäldern von Bambus, gleich einem Dickigt

bedeckt, und haben in ihrem ganzen Umfange nicht 1753.
mehr als drey oder vier Päſſe, die nach Buſſys Behäuptung von hundert Mann gegen eine ganze Armee vertheidigt werden können. Die Provinz Condavir liegt zwiſchen den Flüſſen Kriſtna und Gondegama, welcher leztere bey Medapilly ins Meer fällt. Die Gränzen der vier andern Provinzen ſind nicht genau beſtimmt; indeſſen iſt es gewiß, daß Muſtaphanagar nordwärts an Condavir ſtößt, und Elore von erſterm Lande nordweſtlich liegt; daß Rajamundrum gegen Süden an beide Provinzen gränzt, und Chicacole, die größte von allen vieren, ſich 250 Meilen weit von dem Fluß Godaveri bis zur Pagode Jagermaut erſtreckt. Die Einkünfte dieſer vier Provinzen werden auf 3,100,000 Rupien gerechnet, und die von Condavir auf 680,000; Maſulipatnam und deſſen Dependenzen brachten dieſes Jahr 507,000 Rupien ein; in allem 4,287,000 Rupien, die mehr als 535,000 Pf. St. betragen. Durch dieſe Länder alſo erhielten die Franzoſen größere Beſitzungen, als je Europäer in Indien beſeſſen hatten, ſelbſt die Portugieſen zur Zeit ihres größten Flors nicht ausgenommen. Es fehlte auch nicht an Handelsvortheilen, um den Werth dieſer Beſitzthümer zu erhöhen, denn die Manufacturen ſolcher Zeuge, die man in Europa häufig braucht, ſind in dieſem Theile von Decan beſſer und viel wohlfeiler als im Carnatick.

große Wälder von
Betracht ſo gut wie
es auf der ganzen
hier und in Orixa.

1753. Reiß und andern Erdgewächsen, der auch jährlich in großer Menge nach dem Carnatick gebracht wird. Ob man gleich nicht Willens war, den Franzosen dieß Länder länger zu lassen, als sie die bestimmte Anzahl Truppen für den Subah unterhalten würden, so war es doch augenscheinlich, daß man ihnen keine Besitzungen hätte geben können, woraus es schwerer war sie zu vertreiben, im Fall sie die damit verknüpften Bedingungen nicht erfüllen sollten; denn da sie auf einer Seite durch die Gebirge gedeckt waren, und auf der andern die See offen hatten, so konnten sie vermittelst kluger Maaßregeln der vereinigten Macht des ganzen Decans Troß bieten. Dieses wußte der Duan nur gar zu wohl, und fürchtete es so sehr, daß er Bussy ein viel größeres Land in den innern Provinzen anbot, wenn er jene wollte fahren lassen. Bussy blieb den übrigen Theil des Jahrs 1753 noch in Aurengabad, und bemühte sich, seine Truppen wieder gehörig zu discipliniren, für ihren Unterhalt zu sorgen, und Zurüstungen zu einem künftigen Feldzuge gegen die Maratten zu machen.

Der Kaiser Hamed Schach hatte nach dem Tode des Ghazi-odin Khan dessen hinterlassenem Sohne, einem Jüngling von sechszehn Jahren, Namens Schehabeddin, die Würde eines Großfeldherrn aller mogulschen Heere übertragen. Eine gute Erziehung, ganz ungewöhnliche Talente und der beständige Rath seines Hofmeisters, vermochten ihn in diesem erhabenen Posten sich mit so viel Klugheit und Entschlossenheit zu betragen, daß die Omrahs des kaiserlichen Hofes bald überzeugt wurden, er sey mehr zu fürchten als zu "

achten. Er war schon voller Ränke, bediente sich 1758.
aller Künste seinen Zweck zu erreichen, und scheuete kein Verbrechen. Sein Onkel Salabad-jing fürchtete eine Zeitlang, er würde nach Decan kommen, um seines Vaters Tod zu rächen, allein er war damals so sehr mit den verworrenen Regierungs-Angelegenheiten am Delhischen Hofe beschäftigt, daß er sich nicht wohl von der Hauptstadt entfernen konnte. Wir wollen die Erzählung dieser Begebenheiten verschieben, bis deren Folgen auf die englischen Angelegenheiten in Indostan Einfluß haben werden.

Die Engländer selbst waren gezwungen, das überaus kluge Betragen des Dupleix zu bewundern, der den Krieg im Carnatick mit aller Macht zu führen schien, allein ihn dennoch gänzlich seinen höhern Absichten auf die nordischen Provinzen unterordnete, und so stufenweise seine Nation zu den großen Besitzthümern führte, die sie jezt inne hatte. Der Trost der Engländer war, daß diese erlangten Vortheile ihrer Feinde nicht durch ein fehlerhaftes Betragen von ihrer Seite veranlaßt worden wären; denn wie hätten sie mit ihren wenigen Truppen den Krieg zugleich an zwey so weit von einander entfernten Orten, als Golconda und Tritchinapoly, führen können? Ihre ganze vereinigte Macht war kaum hinreichend gewesen, den weit zahlreichern Franzosen nur im südlichen Decan die Spitze zu bieten, wo sie jedoch durch große Beyspiele von Tapferkeit den Krieg mit Chunda-sa- 1757
heb geendigt, die Franzosen ganz in die Enge getrieben, und die Mysoren gedemüthigt hatten. Es war ein Glück für die Engländer, daß in diesem kritischen

1753 Zeitpunkt sich zufälligerweise ein Mann an der Spitze der Regierung in Madras befand, der mit einem großen Verstande und unablässigen Bemühungen eine seltne Beharrsamkeit verband, um dem furchtbaren Dupleix zu widerstehn. Dieses war Saunders, dessen Administrations-Epoche kurz vor Nazir-jings Tode anfing. Der Mord dieses Fürsten überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, aus allen Kräften den ehrgeizigen Entwürfen des Dupleix entgegen zu arbeiten, ob er gleich von der Compagnie keine Befehle zu Feindseligkeiten hatte. Es lebten zwar beide Nationen in Europa in Friede, allein dennoch hatte er den Krieg fortgesezt, sich nie durch Unfälle niederschlagen lassen, und keine kühnen Versuche gescheuet, sobald sich eine Aussicht zeigte, das Glück wieder auf die englische Seite zu ziehen. Die beiden Gouverneurs hatten die ganze Zeit über einen scharfen und spitzfündigen Briefwechsel mit einander geführt, und Dupleix, in der Ueberzeugung, daß Bussy gewiß die nordischen Provinzen erringen würde, hatte noch ehe er die Nachricht davon erhielt, gegen Ende des Jahrs 1753, eine Neigung blicken lassen, den Krieg im Carnatick zu endigen. Im Januar 1754 wünschte er eine förmliche Unterhandlung. Man kam überein, eine Conferenz in Sadras, einer zwischen Madras und Pondichery gelegenen Stadt, zu halten, die den Holländern gehörte.

1754. Die Abgeordneten von Seiten der Engländer waren zwey Regierungsräthe, Palk und Vansittart, die Franzosen schickten den Pater Lavaur, Superior der französischen Jesuiten in Indien, Kirjean, einen

Offizier und Neffen des Dupleix, und Bauſſet, Mit- 1754.
glied des Conſeils in Pondichery, dahin ab. Sie ver-
ſammelten ſich den 3ten Januar; alle ihre Prozedu-
ren aber wurden von den Gouverneurs durch Briefe
beſtimmt und geleitet, da ſich beide Hauptſtädte in
der Nähe befanden. Die Engländer trugen als die
Grundlage zur Unterhandlung an, daß Mahomed-
Ally als Nabob vom Carnatick anerkannt werden
ſollte, und zwar mit der nämlichen Autorität, welche
die vorigen Nabobs beſeſſen hätten, desgleichen daß
man dem König von Tanjore den ruhigen Beſitz ſei-
ner Staaten garantiren ſollte. Die Franzoſen trugen
ſodann auch ihre Meynung von einer Grundlage des
Tractats, und zugleich alle übrigen Foderungen vor.
Die erſte war, den Salabad-jing als Subah von
Decan anzuerkennen, und alle franzöſiſchen Kriegs-
gefangenen los zu laſſen. Die Engländer verlangten
für die Genehmigung dieſer beiden Artikel, von dem
Grundzins von Madras befreyt zu ſeyn; einer ſehr
geringen Summe, die man ehmals dem Statthalter
von Arcot bezahlte; ferner wünſchten ſie das Land von
Tonamalee in Beſitz zu behalten, und eine Entſchä-
digung für Mahomed-Ally, wenn er ſich mit den My-
ſoren ausgeſöhnt haben würde.

Man konnte ſchwerlich mehr einander entgegen-
geſezte Anträge thun; denn wenn man Salabad-jing
ohne Einſchränkung als Subah erkannte, ſo war das
Schickſal der Engländer im Carn
fiſcher Gewalt, ſo wie hingegen d
das Uebergewicht über die Franzo
Mahomed-Ally anerkannt wurd

1754. foderte jede Nation von der andern, alles aufzugeben, was ihr vorzüglich werth seyn mußte, und dieses als einen Präliminarartikel, noch ehe man die geringste Unterhandlung angefangen hatte. Das Geschäft gerieth jedoch nicht gleich in Stecken. Die französischen Abgeordneten zeigten sieben Patente oder Documente vor, wodurch sie berechtigt zu seyn glaubten, sich, so wie geschehn wäre, in die Reichsangelegenheiten zu mischen, und ihre gegenwärtigen Foderungen zu thun. Zwey dieser Patente waren von Murzafa-jing; eins derselben ernannte Dupleix zum Statthalter aller Länder vom Fluß Kristna an bis zum Meere, und das andre erkannte den Chunda-saheb als Nabob vom Carnatick; viere waren vom Salabad-jing, von denen zwey die vorigen bestätigten, das dritte ertheilte an Dupleix die Länder von Arcot und Tritchinapoly nach dem Tode des Chunda-saheb, und das vierte ernannte Mortiz-ally von Velore zum Vice-Statthalter aller dieser Provinzen unter der Herrschaft des Dupleix. Das siebente Patent endlich, das die Franzosen das allerauthentische nannten, war ein Brief des Großen-Moguls, worin alles, was Salabad-jing zu Gunsten des Dupleix und seiner Bundsgenossen gethan hatte, bestätigt wurde. Nun frug man die englischen Abgeordneten, welche Documente sie aufzuweisen hätten? Sie erwiederten: die ihrigen bestünden in Patenten von Nazir-jing, Ghazi-odin Khan, und dem Großen-Mogul, die sämtlich Mahomed-Ally als Nabob vom Carnatick anerkannten. Hier war ein förmlicher Widerspruch, und zwar von solcher Art, daß er nicht anders entschieden werden konnte, als wenn man alle

Abgeordneten nach Delhi schickte. Die Franzosen 1754.
drangen jedoch darauf, daß die Patente untersucht werden möchten, und da man ihnen sagte, daß des Nabobs seine in Tritchinapoly lägen, so baten sie solche gleich holen zu lassen, und übergaben mittlerweile die Abschriften von den ihrigen. Saunders aber war überzeugt, daß diese Untersuchung zu nichts weiter dienen würde, als die Streitigkeiten zu verlängern, ohne im geringsten den Verdacht und die Einwürfe zu schwächen, die bey beiden Theilen in Ansehung der Gültigkeit der gegenseitigen Ansprüche statt fanden; er befahl daher seinen Abgeordneten, ohne weitere Umstände anzutragen: „daß die Engländer und Franzosen im Besitz von Ländereyen gleichen Werths in „solchen Ländern und Gegenden gesezt werden möchten, „die künftigen Streitigkeiten vorbeugen könnten; daß „der Handel beider Compagnien im Carnatick auf einen ganz gleichen Fuß gesezt werden sollte; ferner „daß man den Mysoren für die Zahlungen solcher „Summen Sicherheit geben sollte, die man nach „einer unparteyischen Untersuchung ihnen als rechtmäßig zuerkennen würde, und daß man dem Raja-saheb „eine Pension auswerfen sollte; übrigens wollte man „die französischen Gefangenen freylassen, wenn nur „Dupleix bewilligte, den Mahomed-Ally als Nabob „vom Carnatick anzuerkennen.“

Durch die Genehmigung dieser Vorschläge behielten die Franzosen noch alle ihre Besitzungen in Norden unzertrennt, die von ungleich größerm Umfange waren, als alles, [illegible] die Engländer im Carnatick mit ihnen theilen wollten. Diese Mäßigung würde von

1754. den beständigen Siegen der Engländer nicht zu erwarten gewesen seyn, wenn die Kriegskosten nicht bereits dem Handelsinteresse der Compagnie sehr nachtheilig gewesen wären, da sie ihrer Charter zufolge ihr Capital nicht vermehren konnte.

Die Anerkennung des Mahomed-Ally schien die einzige Schwierigkeit bey Saunders Vorschlägen zu seyn; allein diese hoffte man dadurch aus dem Wege zu räumen, daß die Engländer Salabad-jing als Subah anerkennen sollten, mit der Bedingung, daß Mahomed-Ally als Nabob bestätigt würde, und daß die Franzosen ihm gleiche Achtung zu erzeigen versprechen müßten. Dupleix aber verwarf alle diese Vorschläge mit Verachtung, und verließ sich gänzlich auf seine großen Verbindungen mit Salabad-jing. Seine Absichten lagen nun klar am Tage; er wollte den Engländern nur den vierzigsten Theil der von Arcot abhängenden Ländereyen lassen, und das ganze übrige Land als Souverän beherrschen; er gab daher seinen Abgeordneten ausdrücklichen Befehl, auf der Gültigkeit seiner Patente zu bestehn. Während dieser Unterhandlung entdeckten die Engländer, daß dem Briefe des Moguls an Dupleix die gewöhnliche Unterzeichnung fehlte; diese ist ein Insiegel mit seinem Namen und seinen Titeln. Ferner beobachteten sie, daß das auf Wachs gedruckte Siegel, das sich auf dem Umschlage des Briefes befand, dreyunddreyßig Jahr alt war, und folglich einem andern Kaiser angehört hatte. Diese Mängel erzeugten natürlich großen Verdacht, der noch sehr vermehrt wurde, als man von den französischen Abgeordneten eine Erklärung

hierüber verlangte, dieſe aber ſtatt der Antwort alle 1754.
ihre Papiere zuſammen packten, und erklärten, ſie
würden ſie nicht weiter unterſuchen laſſen, bis des
Nabobs Patente ankämen. Indeſſen thaten ſie bey
Dupleix wegen dieſem Vorfalle Anfrage. Er erwie-
derte, daß ihr in Händen habendes Patent nur ein
Duplicat wäre, das man bey der Ausfertigung zu
Delhi vielleicht für überflüßig gehalten hätte mit des
Moguls Cabinetſiegel zu bezeichnen, und daß der
Sekretair wahrſcheinlich mit der nämlichen Nachläſ-
ſigkeit das erſte Siegel, das ihm zur Hand geweſen
wäre, ergriffen und damit das Couvert verſiegelt habe;
das Original aber, das der kaiſerliche Abgeordnete
ſelbſt von Delhi gebracht, hätte die bewußte Signatur
mit dem Stempel, worin das erſte Jahr der Regie-
rung des verſtorbenen Kaiſers Hamed Schach markirt
wäre, und das Datum des Briefs ſelbſt ſey vom
fünften Regierungsjahre, in welchem Dupleix es auch
in Pondichery erhalten hätte.

Es war nun nöthig, das Original zu unterſuchen,
und ſich zu erkundigen, ob die Nachläßigkeit in ſo
wichtigen Angelegenheiten den Cabinetsſekretairen in
Delhi gewöhnlich wäre; Saunders aber und die eng-
liſchen Abgeordneten glaubten vollkommen überzeugt
zu ſeyn, daß das vorgezeigte Patent nachgemacht ſey,

1754. so führten sie als die Ursache dieses Betragens ihre Furcht an, daß man Abschriften davon hätte machen können, nach welchen Mahomed-Ally die seinigen, die man erwartete, modeln dürfte. Diese abgeschmackte Entschuldigung stellte ihre Sache in einem üblern Lichte dar, als alles, was ihre Gegner bisher gesagt hatten; denn es war ein stillschweigendes Geständniß von ihrem Glauben an die Möglichkeit Patente mit so viel Kunst nachzumachen, daß sie schwer als falsch zu entdecken wären. Die Engländer hätten sagen können, daß, wenn man Mahomed-Ally wegen solcher Künste in Verdacht haben könnte, es erlaubt wäre, von Dupleix ähnliche Dinge zu vermuthen. Dieses Argument aber wurde nicht angeführt, da Gründe bey Unterhandlungen von sehr geringem Gewicht sind, und man überdem von beiden Seiten bereits beleidigende Aeußerungen genug gethan hatte, und keine Hoffnung zur Aussöhnung vorhanden war. Die Conferenzen wurden nach einer eilftägigen Unterhandlung abgebrochen, und beide Theile waren gegen einander mehr erbittert als jemals.

Man hatte indessen die Feindseligkeiten nicht eingestellt. Die obengedachten 1200 Maratten waren dem Gauderow ausgewichen, und hatten das Königreich Tanjore bis an die Seeküste durchstrichen. Sie plünderten und verbrannten Städte und Dörfer, trieben das Vieh weg, und verwüsteten die Felder. Die allgemeine Bestürzung, und der große Schaden, den das Land durch diese Verheerungen litt, überzeugte den König von seiner Unvorsichtigkeit, das Bündniß mit den Engländern so wenig geachtet, und seinen er-

fahrnen General Monack-jee verstoßen zu haben, er flehte daher den Major Lawrence an, ihm zu Hülfe zu kommen, und übertrug Monack-jee wieder das Commando über die Armee. Die Flüsse waren durch den heftigen Regen so angeschwollen, und die Landstraßen so übel zugerichtet worden, daß es den Engländen unmöglich fiel, nach Tanjore zu marschiren; Monack-jee aber suchte mit 3000 Mann Cavallerie ohne Verzug den Feind auf. Die Maratten, die das Land nicht kannten, waren zwischen zwey Arme des Caveri gekommen, die auf einmal dermaßen anschwollen, daß sie völlig in einer Insel eingeschlossen waren, und keine Hoffnung hatten, vor dem Fall des Wassers wegzukommen. Ehe aber dieses geschah, fand sich Monack-jee an einem Orte ein, wo er das Wasser niedriger als anderswo kannte, und wartete hier auf den Fall; sodann überfiel er sie unversehens, da sie, enge zusammengedrängt, sich nicht in Ordnung stellen konnten. Wie die Maratten keine andere Rettung vor sich sahen, als sich durchzuhauen, so riefen sie ihren gewöhnlichen Muth nebst der Verzweiflung zu Hülfe, und fielen die Tanjoren wüthend an. Diese aber dürsteten nach Rache wegen der Verheerung ihres Landes, und fochten wie Rasende. Monack-jee gab ihnen hiezu das Beyspiel, weil er glaubte, daß die Fortdauer der ungewissen Gunst seines Königs von diesem Tage abhinge. Da die Tapferkeit nun auf beiden Seiten gleich war, so mußte die größere Anzahl endlich den Sieg entscheiden; 800 Maratten blieben todt auf dem Platze, und die übrigen, mehrentheils verwundet, wurden zu Gefangenen gemacht. Um 1754.

1754. ihre Landsleute von fernern Einfällen in Tanjore abzuschrecken, ließ Monack-jee alle todten Körper an Bäumen aufhängen, die Gefangenen aber, selbst die Verwundeten ließ er lebendig spießen, und so an den Landstraßen aufstellen. Die Engländer hofften, daß dieser Sieg den König vermögen würde, seine Truppen zu ihnen stoßen zu lassen, und Monack-jee erwartete für seinen großen Dienst die völlige Gunst seines Herrn wieder zu erlangen; sie betrogen sich aber beide, denn der Neid des Ministers Succo-jee wuchs mit dem Verdienste seines Rivals; er beredte daher den König, daß die Kosten zum Unterhalt der Truppen nunmehr erspart werden könnten, weil die große Niederlage die Maratten wahrscheinlich von weitern Einfällen abhalten würde. Der König also dankte seinem General für die geleisteten Dienste, und entließ seine Truppen.

Die Anzahl der französischen Gefangenen in Tritchinapoly nöthigte den Major Lawrence, die Besatzung mit 300 Europäern und 1500 Sepoys zu verstärken, und er behielt im Felde nicht mehr als 600 Europäer und 1800 Sepoys. Die Franzosen waren nach einer erhaltenen Verstärkung so stark wie die Engländer, überdem hatten sie 400 Topassen und 6000 Sepoys, die Truppen der Mysoren und Maratten aber waren so stark, wie zuvor. Ungeachtet dieser großen Uebermacht wagten sie es dennoch nicht die Insel zu verlassen, und sich jenseit des Caveri zu lagern.

Die Ebene von Tritchinapoly war so lange der Sitz des Krieges gewesen, daß man einige Meilen rund um die Stadt kaum einen Baum mehr antraf, daher

daher die Engländer gezwungen wurden, ihr Brenn- 1754.
holz fünf auch ſechs Meilen weit herzuholen. Der Proviant kam größtentheils aus Tanjore, die Kaufleute aber wollten nicht näher kommen als Tricatopoly, ein Fort achtzehn engliſche Meilen von Tritchinapoly gelegen, wo immer ein großer Vorrath geſammelt und alsdann ins Lager eſcortirt wurde. Die Lebensmittel aus Tondimans Land wurden zu gewiſſen Zeiten an Oerter in Waldungen gebracht, die ſieben Meilen vom Lager entfernt waren. Die Eſcorten, die man zu deren Einholung ausſandte, beſtanden gewöhnlich in 150 Europäern und 500 Sepoys, eine Truppenzahl, die für den Angriff der feindlichen Cavallerie ſicher war, wenn dieſe nicht von Europäern unterſtützt wurde. Es waren ſchon ſieben Convoys vom Anfang des Januars bis zur Mitte des Februars glücklich eingetroffen, und nun ſollte ein neuer Transport ankommen, weit beträchtlicher als alle vorigen; denn er beſtand in einer großen Menge Munition und Waffengeräthe ſowohl als Proviant, zu deren Fortbringung nicht weniger als 3000 Büffelochſen erfodert wurden. Die Eſcorte war daher auch ſtärker als gewöhnlich, denn 180 Europäer und 300 Sepoys mit vier Kanonen waren dazu commandirt. Obgleich dieſes nun mehr als ein Drittel von der Armee war, ſo ſchien es doch kaum hinreichend zu ſeyn, den ſo ausgedehnten Transport zu decken. Das Commando traf der Tour

1754. tanjoreſcher Reiter, die ſich bey Cootaparah gelagert hatten, zu den Engländern ſtoßen würden; dieſe aber, entweder zufällig oder aus Vorſatz um nicht Beyſtand zu leiſten, verließen ihren Poſten den nämlichen Tag, als die Eſcorte marſchirte. Indeſſen kamen die engliſchen Truppen den 12ten Februar ungeſtört bey Tricatopoly an, und ſezten ſich den folgenden Tag mit dem Transport in Marſch; ſie erreichten Kelli Cotah, wo ſie übernachteten. Dies Fort liegt fünf engliſche Meilen von Cootaparah, und der Weg dahin geht durch Condimans Wälder.

Die Feinde in Seringham beſchloſſen die Convoy aufzuheben, und rückten ihr daher, 12000 Maratten und Myſoren, 6000 Sepoys und 400 Europäer ſtark, entgegen; ſie paſſirten den Fluß in der Nacht, und poſtirten ſich ſodann unweit Cootaparah. Die Convoy dachte an keine Gefahr, als man in der Entfernung zahlreiche Haufen Reiter entdeckte, die ſich durch die Gebüſche zogen. Der engliſche Befehlshaber veränderte ſeine Diſpoſition nicht, die ſehr übel ausgedacht war; denn ſeine Soldaten marſchirten einzeln auf beiden Seiten der ungeheuern Linie von Ochſen und Karren. Die Maratten waren von Morari-row und Innis Khan commandirt, die bald dieſe elende Anordnung wahrnahmen und daher beſchloſſen, mit dem Angriff nicht erſt auf die franzöſiſchen Truppen zu warten. Die Convoy wurde auf allen Seiten durch große Haufen Reiter umgeben, die auf einmal zugleich in ein Kriegsgeſchrey ausbrachen, und ſodann in vollem Lauf auf die Linie los ſtürmten. Dieſer ſchnelle und ungeſtüme Angriff trennte augenblicklich die Linie;

der Widerſtand der Engländer war unbedeutend, da 1754.
ſie nicht in Haufen agiren konnten. Ein jeder ver-
theidigte ſein eigen Leben nach Möglichkeit. Die
meiſten Sepoys warfen ihre Waffen weg und flohen.
Die Ochſen, durch den Tumult erſchreckt, vermehrten
die Verwirrung, und liefen bald auf den Feind bald
auf die eſcortirenden Soldaten los. Das Gefecht
dauerte jedoch, bis die franzöſiſchen Truppen heran
kamen, die der Sache ein Ende machten; ſie vermoch-
ten die Maratten, obgleich ſehr wider ihren Willen,
das Schwert einzuſtecken, und boten den Engländern
Pardon an, die ſich darauf auch gleich ergaben. Es
wurden 138 zu Gefangenen gemacht, von denen über
hundert verwundet waren, und 50 Mann blieben todt
auf dem Platze. Unter den acht Offizieren waren fünf
Todte und die übrigen drey verwundet; der Befehls-
haber hatte eine tödtliche Wunde bekommen. Der
Lieutenant Revel, einer von den braven Vertheidigern
von Arcot, commandirte die Artillerie an dieſem
Tage, und da er alles verloren ſah, beſchäftigte er
ſich ſeine Kanonen zu vernageln, und ließ ſich ſelbſt
durch die über ſeinem Haupte ſchwebenden Säbel
nicht davon abhalten, bis er niedergehauen wurde.

Dies war ohne Vergleich der härteſte Schlag,
der die Engländer ſeit dem Verluſt von Madras be-
troffen hatte. Ein Drittel ihrer europäiſchen Trup-
pen ging dadurch verloren, und unter dieſem 100
Grenadiers, die de
die bey allen Gelegi
Die ganze Convoy
räthe, und 7000

1754. in die Hände, die mit dieser Beute und ihren Gefangenen nach der Insel zurück marschirten. Die Sepoys ließen sie jedoch bald wieder frey, die sich sodann wieder nach dem englischen Lager begaben, und die beiden überlebenden englischen Offiziers wurden auf ihr Ehrenwort losgelassen, das die Franzosen ihnen im Namen des Salabad-jing abfoderten.

Sobald die Regierung von Madras dies Unglück vernahm, schickte sie 180 Mann unter Commando des Capitain Pigou zur See nach Devi-Cotah; auch hatte sie Hoffnung die Armee mit einem Corps Reiterey zu verstärken, die der in Anfange dieser Geschichte oft gedachte Maphuze Khan, des Nabobs ältester Bruder, commandiren würde. Dieser Prinz wurde in der Schlacht bey Amboor, in welcher sein Vater umkam, gefangen genommen, und von Chunda-saheb nach Pondichery geführt, woselbst er blieb, bis Nazir-jing im Carnatick erschien, da denn Dupleix auf das Ansuchen dieses Fürsten ihm die Freyheit ertheilte. Nach Nazir-jings Tode schien er geneigt, sich mit Murzafa-jing zu verbinden, und blieb auch einige Zeit bey dessen Armee; nach dem Tode dieses Subah aber ging er nach Cudapa, wo er bis jezt ruhig blieb, sich aber nun entschloß, mit 2000 Mann Cavallerie und 2000 Peons dem Nabob seinem Bruder, wie er sagte, beyzustehn. Bey seiner Ankunft in Arcot erklärte er jedoch, daß er nicht weiter marschiren würde, bis er eine Summe Geldes empfangen hätte. Diese versprach sein andrer Bruder Abdul-wahab, Vice-Statthalter von Tritchinapoly, zu liefern.

Das lezte Unglück hatte den Major Lawrence 1754.
überzeugt, daß das Detaſchement in Devi-Cotah nicht ſtark genug ſey, um ſicher nach ſeinem Lager zu marſchiren, dabey befürchtete er aber die Stadt einem neuen Anfall auszuſetzen, wenn er ſich entfernte; er befahl daher den Verſtärkungstruppen, in Devi-Cotah zu bleiben, bis Maphuze Khan vorrücken würde; mittlerweile wollte er ſeinen Poſten in der Ebene zu behaupten ſuchen, ob er gleich nur 400 Europäer bey ſich hatte. Dieſe geringe Anzahl machte es unmöglich, Proviſion aus dem entlegenen Tanjore jezt abzuholen, überdem hielt der König, der die Engländer nebſt Tritchinapoly nun ſchon als verloren anſah, ſeine Kaufleute von fernern Lieferungen ab. Tondimans Land war nun noch der einzige Zufluchtsort; es wurden daher 300 Sepoys nach Killanore abgeſchickt, um dort Lebensmittel zu ſammeln. Dieſes war ein im Walde gelegenes Dorf, zwölf Meilen von der Stadt. Die Eſcorten wurden mehrentheils von einem ſehr thätigen Offizier und vortreflichen Parteygänger, Namens Mahomed Iſſoof, commandirt. Dieſer Mann war durch ſeine Verdienſte bis zum Poſten eines Oberbefehlshabers aller engliſchen Sepoys geſtiegen; er verſchaffte beſtändig Nachricht von den Bewegungen des Feindes, und da er das Land vollkommen kannte, regulirte er die Märſche der Convoys mit ſo viel Geſchicklichkeit, ließ ſie immer andre

1754. Mittlerweile lag das Verstärkungsdetaschement immer noch in Devi-Cotah, und Maphuze Khan ließ sich nicht sehen, weil er von seinem Bruder noch nicht das verlangte Geld erhalten hatte. Lawrence fürchtete sehr, mit seinen wenigen ganz von Cavallerie entblößten Truppen nicht in der Länge sein Lager behaupten zu können, im Fall die zahlreichen Feinde die Insel verlassen und sich bey ihm in der Ebene lagern sollten. Es war unbegreiflich, daß sie dieses nicht schon längst gethan und die Maratten besser genutzt hatten. Er stellte daher der Regierung von Madras die Nothwendigkeit vor, den König von Tanjore wieder zu gewinnen; dieser Rath wurde befolgt, und Palk, ein Mann, der ehedem des Königs Gunst erlangt hatte, wurde in der Mitte des Aprils an ihn abgeschickt. Er fand es aber schwer, vor den König zu kommen, der mehr als jemals von seinem Minister Succo-jee beherrscht wurde. Dieser Minister stand mit den Mysoren in Unterhandlung, und hatte sogar seinen schwachen Fürsten überredet, den Monack-jee in Verhaft nehmen zu lassen, unter dem Vorwand, daß er Kriegsgelder untergeschlagen habe. Palks Vorstellungen hielten den König zwar ab, den Traktat mit den Mysoren zu schließen; allein er konnte nicht dahin gebracht werden, seine Truppen nach Tritchinapoly zu senden. In dieser nachtheiligen Lage, welche die feindlichen Generals, wenn sie nur gemeine Klugheit und Thätigkeit bewiesen hätten, würden haben verzweiflungsvoll machen können, entdeckte man eine Verrätherey im englischen Lager, und zwar von einem Manne, in den Lawrence das größte Vertrauen gesezt hatte.

Ein Braman zeigte an, daß, da er ſich des 1754.
Morgens am Ufer des Fluſſes gewaſchen, er einige feindliche Colleries habe herüber ſchwimmen ſehn, die ein Pack an engliſche Colleries übergeben, etwas von einem Briefe geſagt und den Namen Mahomed Iſſoof genannt hätten; er fügte hinzu, daß er die Empfänger kenne. Man gab ihm Soldaten mit, um ſie in Verhaft zu nehmen. Dieſes geſchah auch ohne Verzug, da denn einer dieſer Colleries ein wollenes Pack auslieferte, in welchem ein Brief an Mahomed Iſſoof, den vorgerühmten Oberbefehlshaber der engliſchen Sepoys, befindlich war. Lawrence erbrach ihn, und ließ ihn durch den Dolmetſcher Poniapah leſen. Er war vom Regenten geſchrieben, mit ſeiner Signatur bezeichnet, und auf dem Umſchlag war die Figur einer Hand geſtempelt, eine Formalität, die bey den Myſoren einem Eide gleich gehalten wird. Der Inhalt war ein Anſuchen, daß Iſſoof nebſt noch einem Offiziere ſich ſeinem Verſprechen gemäß an einem beſtimmten Ort einfinden ſollte, wo er Abgeordnete des Regenten antreffen würde, um mit ihm alles zu verabreden, was zur Ueberlieferung von Tritchinapoly erfoderlich ſey. Zur Belohnung dieſes Dienſtes verſprach ihm der Regent, wenn der Anſchlag glückte, die Summe von 160,000 Pf. St. eine vornehme Befehlshaberſtelle bey ſeiner Armee, und Ländereyen; auch verſprach er überdem allen Freunden, die Iſſoof dazu brauchen würde, verhältnißmäßige Belohnungen. Man arretirte nun ſogleich Iſſoof,

1754. Schreiber bey einem englischen Kriegscommissarius, und hatte kurz zuvor im Gefängniß gesessen, da er in Verdacht stand, Gelder untergeschlagen zu haben. Er blieb bey seiner Aussage; die Colleries aber sagten, daß sie das Pack zuerst am Ufer liegen gesehn, nahe bey dem Ort, wo sie sich gewaschen, und sich unter einander gefragt hätten, was es wohl seyn könnte; ihre Schlußmeynung sey gewesen, es müsse einer Person gehören, die sich dort gewaschen, oder dem Braman, der noch immer damit beschäftigt wäre, daher es niemand von ihnen hätte anrühren wollen; sie wären darauf sämtlich weggegangen, einer aber von ihnen sey umgekehrt, und habe es aufgenommen, in Hoffnung es könnte etwas von Werth enthalten. Issoof sowohl als der andre Offizier betheuerten, daß sie von nichts wüßten. Poniapaly verdolmetschte ihre Aussagen, und war der Meynung, daß der Braman mehr von dem Briefe wisse, als er entdeckt habe. Bey dem nächsten Verhör versprach man daher dem Braman, seines Lebens zu schonen, wenn er die Wahrheit entdecken würde. Hierauf sagte er aus: er wäre vor einigen Tagen in Seringham gewesen, wohin ihn der Regent ausdrücklich habe einladen lassen. Man hätte ihm 100,000 Rupien versprochen, wenn er ein Mittel erfinden könnte, durch diesen Brief Issoof bey den Engländern verdächtig zu machen; er fügte hinzu, daß er sich der Sache theils wegen der Belohnung unterzogen, theils auch sich an Issoof zu rächen, der an seinem lezten Verhaft vorzüglich schuld sey. Die Colleries bestanden unveränderlich auf ihrer vorigen Aussage, worauf sie und die beiden Offiziers losgelassen und alle für unschuldig erklärt wurden.

Man hätte jedoch immer noch Verdacht, daß 1754
man nicht die völlige Wahrheit erfahren habe, und daß ganz andre Personen als ein unbedeutender Schreiber in dieser Sache interessirt seyn müßten; der Braman wurde daher in Verhaft behalten, und oft zu weitern Entdeckungen aufgemuntert, allein er blieb bey seiner lezten Erklärung. Da Lawrence sahe, daß er durch gelinde Mittel nichts ausrichten konnte, beschloß er die Wirkung der Furcht zu versuchen, und befahl daher dem Dolmetscher ihm zu sagen, daß er den folgenden Tag sterben müßte, wenn er nicht alles entdeckte, und seine Aussagen durch Beweise bestätigte. Nunmehr wurde die Sprache verändert, und er gestand, daß ein Einwohner von Tritchinapoly, Namens Gopinrauze, der ehmals Dolmetscher des englischen Commandanten gewesen war, ihm angerathen habe, nach Seringham zu gehn, und den Entwurf mit dem Briefe dem Regenten vorzutragen. Gopinrauze wurde sogleich eingezogen; er leugnete alles, war aber sehr erschrocken und verwirrt, und Poniapah urtheilte, daß er gewiß schuldig sey. Mittlerweile schickte der Braman heimlich zu Issoof und ließ ihn zu sich bitten, weil er ihm etwas Wichtiges zu sagen habe. Issoof fand sich ein, hatte aber die Vorsicht beobachtet, noch jemand mitzunehmen, um ein Zeuge der Unterredung zu seyn. Nunmehr machte der Gefangene folgende Erklärung: „Er sey von dem Dolmetscher und Agen„ten des Commissariats, Peramrauze, einigemal

1754. „wäre; auch hätte er nach einigen Reisen seinen Zweck „erreicht. Kurz darauf hätte ihm Poniapah angele„gen, weil er im feindlichen Lager bekannt sey, einen „Brief dahin zu bringen, und solchen entweder dem „Könige oder einem vornehmen Hofbeamten zu über„geben: er habe geantwortet, dies sey ein gefährliches „Geschäft, das ihm das Leben kosten könnte; der „Dolmetscher aber hätte erwiedert, daß er sodann „fähig sey ihn zu retten, wenn er sagte, er habe ihn „als Spion gebraucht. Der Braman versprach es „zu überlegen, und gab seinem Vorgesetzten Peram„rauze davon Nachricht, der ihm rieth, dem Ponia„pah zu willfahren. Dieser aus Furcht einer Ent„deckung wollte den Brief nicht im englischen Lager „schreiben lassen, sondern bat den Braman, ihn selbst „zu schreiben, wenn er in Seringham seyn würde. „Diesen Auftrag befolgte er auch. Der Brief wurde „an die zwey vornehmsten Befehlshaber der Mysoren „gerichtet, mit dem Ansuchen den Regenten zu bere„den, an den Major Lawrence zu schreiben und ihn „zu bitten, Poniapah nach der Insel zu senden, um „Vorschläge wegen Tritchinapoly anzuhören. Den „folgenden Tag kamen auch einige Abgeordnete zu „Lawrence, der den Dolmetscher sofort ins feindliche „Lager schickte. Der Braman begleitete ihn, und „war bey seiner Unterredung mit dem Regenten gegen„wärtig, der sehr wider den Nabob wegen Verletzung „des Tractats loszog, und die Ursache zu wissen be„gehrte, warum er von den Engländern unterstützt „würde? Poniapah antwortete, daß er ihnen beyge„standen hätte, das Fort St. David zu vertheidigen,

Man hätte jedoch immer noch Verdacht, daß 1754.
man nicht die völlige Wahrheit erfahren habe, und daß ganz andre Personen als ein unbedeutender Schreiber in dieser Sache interessirt seyn müßten; der Braman wurde daher in Verhaft behalten, und oft zu weitern Entdeckungen aufgemuntert, allein er blieb bey seiner lezten Erklärung. Da Lawrence sahe, daß er durch gelinde Mittel nichts ausrichten konnte, beschloß er die Wirkung der Furcht zu versuchen, und befahl daher dem Dolmetscher ihm zu sagen, daß er den folgenden Tag sterben müßte, wenn er nicht alles entdeckte, und seine Aussagen durch Beweise bestätigte. Nunmehr wurde die Sprache verändert, und er gestand, daß ein Einwohner von Tritchinapoly, Namens Gopinrauze, der ehmals Dolmetscher des englischen Commandanten gewesen war, ihm angerathen habe, nach Seringham zu gehn, und den Entwurf mit dem Briefe dem Regenten vorzutragen. Gopinrauze wurde sogleich eingezogen; er leugnete alles, war aber sehr erschrocken und verwirrt, und Poniapah urtheilte, daß er gewiß schuldig sey. Mittlerweile schickte der Braman heimlich zu Issoof und ließ ihn zu sich bitten, weil er ihm etwas Wichtiges zu sagen habe. Issoof fand sich ein, hatte aber die Vorsicht beobachtet, noch jemand mitzunehmen, um ein Zeuge der Unterredung zu seyn. Nunmehr machte der Gefangene folgende Erklärung: „Er sey von dem Dolmetscher und Agen„ten des Commissariats, Peramrauze, einigemal „nach Seringham geschickt worden, um die Loslassung „der Familie dieses seines Obern zu bewirken, die bey „der Wegnahme der großen Convoy gefangen worden

1754. „bramans-Stelle mit tausend ihm untergeordneten „Priestern, denn Poniapah war selbst ein Braman. „Nach der Rückkunft ins englische Lager gab der Dol„metscher dem Major Lawrence nur von demjenigen „Theile der Unterredung Nachricht, der ihm nicht „nachtheilig werden konnte, wobey er dem Braman „ernstlich anlag, Niemanden etwas zu sagen, außer „seinem Vorgesezten Peramrauze, jedoch auch diesem „nicht mehr, als was er selbst dem Major sagen „würde. Einige Zeit hernach erfoderten Commissa„riats-Geschäfte eine Reise des Bramans nach Tan„jore, welches Poniapah sehr ungern sah. Nach „seiner Rückkunft wurde er wegen fehlender Cassen„gelder in Verhaft genommen, allein auf Bürgschaft „des Peramrauze kam er los. Der Dolmetscher „sagte ihm nun, daß durch seine Reise nach Tanjore „viel Zeit verloren wäre, und daß der Regent, da er „seitdem nichts weiter von dem Geschäfte gehört habe, „denken würde, man habe seiner gespottet, daher es „nöthig sey, daß der Braman wieder nach Sering„ham ginge. Dieses geschah nach erhaltener Instruc„tion, die dahin abzweckte, dem Regenten vorzustellen, „alles anzuwenden, den Engländern den Proviant „abzuschneiden, weil dieses ihren Rückzug unfehlbar „bestimmen würde; daß, da Issoof der einzige Mann „wäre, der die Convoys so glücklich zu führen wüßte, „so sey es nöthig, ihn aus dem Wege zu räumen; „dieses könnte nicht besser geschehn, als wenn ihm „der Regent einen Brief von verrätherischem Inhalt „schriebe. Dieses hätte der Regent auch gethan, „und ihm solchen gegeben, da er ihn dann ins engli„sche Lager gebracht hätte.“

Sobald Iſſoof dieſe Erzählung angehört hatte, 1754.
ging er zu Peramrauze und ſtellte ihn zur Rede. Dieſer Mann warf ſich ihm zu Füßen, und flehte um Gnade. Iſſoof aber nahm ihn gleich feſt, und begab ſich zum Major Lawrence, dem er die lezte Ausſage des Bramans meldete, worauf Poniapah auch eingezogen wurde.

Beym Verhör beſtätigte der Braman alles Geſagte. Da man ihn frug, warum er den Gopinrauze angegeben habe? ſagte er, daß Poniapah, der ihn im Namen des Majors mit dem Tode habe bedrohen müſſen, ihm gerathen, jemand ſonſt anzugeben, den er kürzlich geſehn. Nun habe er mit Gopinrauze in Gegenwart vieler Soldaten neulich eine Unterredung gehabt, und ihn daher in der Todesangſt als Mitſchuldigen angeklagt. Peramrauze geſtand alles, und ſeine Ausſage traf mit dem Geſtändniß des Bramans genau ein. Hierauf wurde der Oberdolmetſcher Poniapah zum Tode verdammt; man band ihn vor die Mündung einer Kanone, und ſchoß ihn ſo in Stücken. Er geſtand nichts; ſein Haß gegen Iſſoof kam aus Eiferſucht her, wegen des großen Einfluſſes, den dieſer Offizier im Lager hatte, wodurch der ſeinige ſehr geſchwächt wurde. Dieſe ſo verworrene Verrätherey hatte ihren Grund in der damaligen Nachläßigkeit der Engländer, ſich mit den Sprachen in Indien bekannt zu mache
ſie nöthigte, ſich auf fremde D
laſſen.

Der Regent hatte nicht die
als er gegen Poniapah behauptete,

1754. ſeiner Truppen in Seringham ſeinen Finanzen nicht nachtheilig ſey; denn ſein Schatz war ſo ſehr erſchöpft, daß er kaum Geld zuſammen bringen konnte, ſeine Armee zu befriedigen, und den Maratten ganz und gar nichts mehr zu geben vermochte. Das franzöſiſche Sprichwort: „Kein Geld, kein Schweizer!“ könnte ſehr füglich in Indien bey den Maratten gebraucht werden, denn wo kein Geld iſt, iſt auch kein Maratte. Morari-row wurde kaum dieſen Mangel gewahr, als ihm der Krieg überdrüßig ward, und um einen Vorwand zu haben, mit dem Regenten zu brechen, foderte er die rückſtändigen Summen ohne weitern Verzug, die nach ſeiner Rechnung eine Million Rupien betrugen. Der Regent behauptete, ihm nichts mehr ſchuldig zu ſeyn, da er ihm ſtets jede Geldfoderung ſogleich bezahlt habe. Dieſes verurſachte einen heftigen Streit unter ihnen, der ſich damit endigte, daß Morari-row mit allen ſeinen Maratten die Inſel verließ, und ſich jenſeit des Coleroon lagerte, mit der Erklärung, nicht ehe zurückzukehren, bis das Geld bezahlt ſey.

Die Feinde beſchloſſen, ihre Rache an dem Polygar Tondiman auszulaſſen, deſſen Neigung gegen die Engländer dieſe zu ihrem langen Aufenthalt bey Tritchinapoly aufgemuntert hatte, ſeitdem ſie keinen Proviant mehr aus Tanjore erhalten konnten. Der franzöſiſche Beſ
ſeinen Europäer
myſoreſchen Rei
zu verwüſten; t
allen ihren Habſ

ſten Wälder, wo man ihnen unmöglich folgen konnte. 1754.
Die Feinde fanden daher nichts als leere Dörfer zu verbrennen. Da ihr Unfug hiedurch begränzt, und die Hoffnung zur Plünderung vereitelt wurde, beſchloſſen ſie in Tanjore einzufallen, und ſich hier Beute zu holen. Sie raubten allenthalben, und nahmen das Fort Kelli Cotah ein.

Lawrence hoffte, daß dieſer unerwartete Einfall den König von der Nothwendigkeit überzeugen würde, ſich mit den Engländern zu vereinigen; er war daher entſchloſſen, den erſten Eindruck zu nutzen, den die Furcht auf ſeinen Geiſt machen würde, und ihm ſogleich zu Hülfe zu eilen. Alle Vorpoſten wurden eingezogen, die Beſatzung von Tritchinapoly bis auf 400 Europäer verſtärkt, und mit den übrigen Truppen brach er den 23ſten May auf, nachdem er der wartenden Verſtärkung in Devi-Cotah Befehl zugeſchickt hatte, zu ihm in Tanjore zu ſtoßen. Lawrence marſchirte durch die Wälder, wo er den Polygar Tondiman antraf, den er mit aller Hochachtung und Freundſchaft empfing, die ſeine Treue gegen die Engländer verdiente. Den nämlichen Tag kam auch ein Abgeordneter vom König von Tanjore an, der dringend um Beyſtand bat. Die Feinde hatten mittlerweile auch Colladdy eingenommen, und hier den großen Damm durchſtochen, welcher das Waſſer des Caveri abhielt, in den Coleroon zu fließen, und da-

des tanjoreſchen

ck, das der Na-
eine allgemeine

1754. Bestürzung. Der König glaubte doch etwas thun zu müssen, und schickte daher seinen Onkel Gauderow mit 1500 Reitern, den Feind aufzusuchen. Dieser untaugliche General aber wurde von einem andern Feinde überfallen, den er nicht erwartete.

Der Nabob hatte während dem Kriege zu wiederholtenmalen dem Morari-row Vorschläge gethan, um ihn dahin zu bringen, nach Hause zu marschiren; die ausschweifenden Foderungen aber auf der einen Seite, und der Geldmangel auf der andern, waren bisher unübersteigliche Schwierigkeiten gewesen, den Tractat zu Stande zu bringen. Da nun aber dieselbe Ursache die Maratten von den Mysoren getrennt hatte, so schmeichelte er sich, daß er diesen gefährlichen Feind ohne Kosten los werden würde. Morari-row aber war nicht so leicht zu befriedigen; er machte allerley Entwürfe, und beschloß nicht eher zurück zu gehn, bis er eine gewisse Summe Geld von einer oder der andern streitenden Partey, oder auch von beiden erpreßt haben würde. Der Marsch des Gauderow erzeugte bey ihm den Gedanken, daß, wenn er über diese Truppen herfiele, der bereits durch den Einfall der Franzosen und Mysoren äußerst erschrockene König unfehlbar dahin gebracht werden würde, seinen Rückzug zu erkaufen. Glückte es ihm damit nicht, so hoffte er wenigstens, sich nachdrücklich wegen der Niederlage der Maratten zu rächen, die im Anfange dieses Jahres hier umgekommen waren. Durch die beiden Leidenschaften, Eigennutz und Rache beseelt, suchte er mit 3000 Maratten den Gauderow auf, und überfiel ihn bey Ta-

gesanbruch mit solchem Nachdruck, daß nur 300 Tanjoren nebst ihrem Anführer entrannen, die übrigen wurden entweder niedergehauen, oder zu Gefangenen gemacht. Einige Tage hernach vereinigten sich die Truppen aus Devi Cotah mit der Armee; sie bestanden aus 150 Europäern und 500 Sepoys. Da der Major Lawrence krank war, so übertrug er es dem Abgeordneten Palk und dem Capitain Calliaud, mit dem Könige zu traktiren. 1754.

Sie fanden ihn zwar voll Reue über sein den Engländern entzogenes Wort und des Monack-jee Entlassung, dennoch aber hing er beständig noch an seinem Minister Succo-jee, dessen üblen Rathschlägen er seine unglückliche Lage zu verdanken hatte. Als ein schwacher Mann glaubte er entgegengesezte Dinge vereinigen zu können; er wollte seinem General wieder den vorigen Posten geben, ohne jedoch dessen Todfeind, den Minister, zu entfernen. Die Engländer aber erklärten geradezu, daß sie unter keiner andern Bedingung, als die Absetzung des Succo-jee, mit ihm ein Bündniß schließen wollten. Da er sie nun hierin unbeweglich fand, und er überdem von einer ansehnlichen Verstärkung hörte, die sie täglich erwarteten, und sodann den Krieg ohne ihn führen könnten, so bewilligte er ihr Verlangen. Succo-jee wurde abgesezt, und Monack-jee erhielt nicht allein seine Stelle als Feldherr wieder, sondern bekam auch den erledigten Posten als oberster Minister. Um

n, bestanden
sezte Minister
Dies geschah;

1754. er reiſte mit ſeiner Familie ab, unter dem Vorwande eine weit entlegene berühmte Pagode zu beſuchen; ein gewöhnliches Vorgeben vornehmer Männer von der indiſchen Religion, wenn ſie gezwungen ſind, der Gefahr zu entrinnen, oder der gehabten Gewalt zu entſagen. Dieſe für des Nabobs und der Engländer Intereſſe ſo nöthige Veränderung war das Werk von ſieben Tagen. Monack-jee wurde den 7ten Junius vom Könige mit vielen Ceremonien in ſeine Würden eingeſezt, und fing ſeine Adminiſtration gleich mit Anwerbung von Truppen an; da dieſes aber einige Zeit erfoderte, ſo bat Lawrence die Regierung in Madras, ihm bald die aus Bombay und Europa angekommene Verſtärkung zu überſenden, und auch den Maphuze Khan zur Vereinigung zu bewegen, damit alle Truppen zu gleicher Zeit von Tanjore nach Tritchinapoly aufbrechen könnten.

Dieſem Verlangen zufolge beſchloß man 400 Europäer und Topaſſen nebſt 500 Sepoys bey Conjeveram zum Maphuze Khan ſtoßen zu laſſen, um mit ihm nach Tanjore zu marſchiren. Die Leidenſchaft dieſes Prinzen war, ſich an der Spitze von Truppen zu ſehn, ſo ſehr es ihm auch an Talenten fehlte, ſie zu commandiren; er zeigte daher keine Neigung, die Gegend von Arcot zu verlaſſen, und gab zur Urſache an, daß Abdulwahab Khan ihm noch nicht das nöthige Geld ausgezahlt habe. Unter dieſem Vorwande marſchirte er immer im Lande herum, und hob Contributionen von ſolchen Polygars und Statthaltern ein, die nicht ſtark genug waren, ihm Widerſtand zu thun. Da ſich endlich die Regierung

in Madras erklärte, ihm das Geld zu zahlen, wenn 1754.
er ohne Verzug aufbrechen wollte, ſo zeigte er ſich bereitwillig. Dupleix aber, der ſeinen Charakter genau kannte, hintertrieb dieſen Vorſatz dadurch, daß er der Beſatzung in Gingee befahl, in Vereinigung mit andern Truppen ins Feld zu rücken. So gering auch dieſe Anzahl war, ſo wurde Maphuze Khan doch durch ihre Erſcheinung ſo ſehr erſchreckt, daß er ſich vorzurücken weigerte, bis die verſprochenen Europäer bey ihm angelangt ſeyn würden. Sie kamen an, und nun eilten die Franzoſen nach Gingee zurück. Dennoch aber wollte er nicht nach Tritchinapoly marſchiren, und verlangte zuvor ſein Geld zu haben. Die engliſche oſtindiſche Regierung war daher genöthigt, ihm 30,000 Rupien zu bezahlen, und verſprach ihm noch einmal ſoviel zu geben, ſobald er den Coleroon paſſirt wäre. Dieſes vermochte ihn endlich, im Anfange des Julius aufzubrechen.

Morari-row ſezte nun nach ſeinem Siege über Gauderow ſeine übrigen Entwürfe fort. Er ſchrieb an den Nabob, der ſich damals in Tanjore befand, daß, wenn er ihm für die Zahlung von 300,000 Rupien Sicherheit ſtellte, ſo wollte er gleich nach Hauſe marſchiren, und nie mehr ein Feind weder von ihm, noch von den Engländern, noch von den Tanjoren ſeyn. Der Nabob hatte kein Geld, er wandte ſich daher an den König von Tanjore, der

willigte.
wurde,
en, ſo-
),000,

1754. wenn sie die westlichen Gebirge passirt hätten, und die übrigen 150,000 nach ihrer Ankunft im Vaterlande. Während dieser Unterhandlung in Tanjore benachrichtigte Morari-row den Regenten von Mysore, daß er im Begriff stehe, mit dem Nabob einen Tractat zu schließen, er wolle aber die Unterhandlung abbrechen, wenn ihm der Regent die streitigen Gelder bezahlte. Dieser schickte ihm, in der Angst, alles Geld, was er nur füglich entbehren konnte, ungefähr 50,000 Rupien. Kaum hatte der Maratte es empfangen, als er mit seinen Truppen nach Volcondah marschirte, und im Anfange des Julius nach seinem Erblande ging, das 130 Meilen von Arcot entfernt war. Er besaß hier ein eignes Fürstenthum, ganz unabhängig von seiner Nation, allein abhängig vom Subah von Decan. Dies war der Preiß von der 1741 an Nizam-al-mulück geschehenen Uebergabe von Tritchinapoly. Da neue Staaten gewöhnlich mit mehr Sorgfalt als alte beherrscht zu werden pflegen, so erwarb er sich bald die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung seiner Nachbarn, zog von seiner Nation Soldaten ins Land, allein nur solche, deren Tapferkeit bekannt war, und begegnete ihnen so wohl, daß sie ihn nie verlassen wollten; im Gegentheil schien die ganze Armee nur Eine Familie zu seyn. Er bemühte sich, den kriegerischen Geist durch gleiche Theilung der Beute bey ihnen zu nähren, und brachte ihnen Lust bey, sich Strapatzen zu unterziehn, so daß sie nie klagten, als wenn sie nichts zu thun hatten. Die Wahl seiner Offiziere zeigte noch mehr seine Fähigkeit; denn er hatte keinen Anführer von hundert Reitern, der

nicht im Stande gewesen wäre, die ganze Armee zu com- 1754.
mandiren. Dennoch war jeder mit seinem Range zu-
frieden, und alle lebten in völliger Harmonie unter
einander, und in vollkommenem Gehorsam gegen die
Befehle ihres Feldherrn. Diese Truppen wurden
daher mit Recht für die besten Soldaten in Indien
gehalten. Außer den der marattischen Nation eige-
nen Eigenschaften, als Muth, Thätigkeit, Kriegs-
list und große Geschicklichkeit ihre Pferde abzurichten,
und den Säbel zu führen, hatten sie bey ihren Ge-
fechten mit den Europäern gelernt, die Furcht vor
Feuergewehr zu überwinden, ja sie waren im Stande,
gegen ganze Batterien ihre Schlachtordnung zu be-
haupten. Nur erst in diesem Kriege auf der Küste
von Coromandel bediente man sich der Kanonen in
diesem Theile von Indien, ob man gleich schon längst
die Musketen gebrauchte; nichts war daher den Trup-
pen dieses Landes fürchterlicher als eine Kanonade.

Lawrence wünschte nun, nach Abfertigung der
Maratten, eiligst nach Tritchinapoly zurück zu mar-
schiren, und lag deshalb dem Monack sehr beständig
an. Wenige Feldherren in Indien haben Begriffe
von dem Werthe der Zeit bey kriegerischen Operatio-
nen; der tanjoresche General übereilte sich daher auch
nicht, sondern erklärte, daß er seine Cavallerie nicht
vor Ende des Julius zusammen bringen könnte.
Lawrence beschloß hierauf nicht zu warten; er hoffte,
daß seine thätige Ungeduld mehr als seine Vorstellun-

1754. Meilen von Tanjore in den Wäldern gelegen, die von Colleroos bewohnt werden. Fünf Tage hernach kam auch Monack-jee mit der tanjoreschen Armee an, erklärte aber seine Abneigung weiter vorzurücken, bis Maphuze Khan mit seinen Soldaten und der europäischen Verstärkung zu ihm gestoßen wäre. Auch der Nabob lag dem Lawrence ernstlich an, diese Truppen abzuwarten; er gab daher wider Willen nach, jedoch mußte sich Monack-jee verbinden, allen in dieser Zwischenzeit erfoderlichen Proviant, der mittlerweile von dem vorhandenen Vorrath genommen wurde, wieder zu ersetzen.

In dieser Zeit ereignete sich in der Regierung von Pondichery eine Revolution, die jedermann in Indien in Erstaunen sezte. Die englisch-ostindische Compagnie hatte im vorigen Jahre dem brittischen Ministerio wegen dem Kriege Vorstellung gethan, worin sie auf der Küste von Coromandel verwickelt wäre, und um den Beystand der Regierung angesucht, entweder um den Krieg zu endigen, oder um ihn fortzusetzen, da ihre Macht in Indien allein nicht hinreichend sey die französisch-ostindische Compagnie in Schranken zu halten, weil diese von der Krone Frankreich stark unterstüzt würde. Das brittische Ministerium sah die Nothwendigkeit ein, sich ins Mittel zu legen, um die ehrgeizigen Entwürfe des Dupleix zu hemmen, und fing deshalb in Versailles eine Unterhandlung an. Dumeloer, ein Direktor der französisch-ostindischen Compagnie, wurde nebst seinem Bruder, dem Grafen von Lude, die beide viele Jahre in Indien gewesen waren, von Paris nach London abgeordnet,

nicht im Stande gewesen wäre, die ganze Armee zu commandiren. Dennoch war jeder mit seinem Range zufrieden, und alle lebten in völliger Harmonie unter einander, und in vollkommenem Gehorsam gegen die Befehle ihres Feldherrn. Diese Truppen wurden daher mit Recht für die besten Soldaten in Indien gehalten. Außer den der marattischen Nation eigenen Eigenschaften, als Muth, Thätigkeit, Kriegslist und große Geschicklichkeit ihre Pferde abzurichten, und den Säbel zu führen, hatten sie bey ihren Gefechten mit den Europäern gelernt, die Furcht vor Feuergewehr zu überwinden, ja sie waren im Stande, gegen ganze Batterien ihre Schlachtordnung zu behaupten. Nur erst in diesem Kriege auf der Küste von Coromandel bediente man sich der Kanonen in diesem Theile von Indien, ob man gleich schon längst die Musketen gebrauchte; nichts war daher den Truppen dieses Landes fürchterlicher als eine Kanonade. 754

Lawrence wünschte nun, nach Abfertigung der Maratten, eiligst nach Tritchinapoly zurück zu marschiren, und lag deshalb dem Monack je beständig an. Wenige Feldherren in Indien haben Begriffe von dem Werthe der Zeit bey kriegerischen Operationen; der tanjoresche General übereilte sich daher auch nicht, sondern erklärte, daß er seine Cavallerie nicht vor Ende des Julius zusammen bringen könnte. Lawrence beschloß hierauf nicht zu warten; er hoffte, daß seine thätige Ungeduld mehr als seine Vorstellungen bewirken würde, brach daher in Begleitung des Nababs den 22sten mit den englischen Truppen auf, und lagerte sich bey Atchempettah, einer Stadt zwölf

1754. irgend eine Vorstellung von Seiten des englischen, Dupleix das Gouvernement von Pondichery abnahm, und Godeheu, Direktor der französisch-ostindischen Compagnie, zum Friedenscommissarius ernannte; auch erhielt er den Posten als Oberbefehlshaber mit unbegränzter Autorität über alle französische Besitzungen in Indien. Die englisch-ostindische Compagnie ernannte den oft gedachten Gouverneur Saunders und einige andre Glieder der Regierung von Madras, um mit Godeheu zu tractiren.

Dupleix erhielt den 1sten August von diesen Entschliessungen Nachricht, und den 2ten langte schon das Schiff mit seinem Nachfolger in Pondichery an. Sobald dieser das Land betrat, machte er feyerlich seinen Auftrag bekannt, und übernahm die Administration. Dupleix übergab ihm alles mit der scheinbarsten Gleichmüthigkeit und Heiterkeit des Geistes, die er beständig bey Unfällen aller Art gezeigt hatte. Durch dieses sehr vernünftige Betragen ersparte er sich schimpfliche Begegnungen, auf die man sich schon vorbereitet hatte, wenn er widerspenstig gewesen wäre; denn Godeheu war mit einem Lettre de cachet versehn, (ein unübersetztes Wort, da die Sache selbst zur Zeit noch in Deutschland unbekannt ist) vermittelst welchem man alle Formalitäten der französischen Gesetze und Justizpflege übergehen kann, wenn man ganz kurz einen Menschen als Staatsverbrecher bezeichnet; eine Erklärung, durch welcher alle sich des Hochverraths schuldig machen, die zur Vollziehung des königlichen Befehls ihren Beystand versagen. Da Godeheu nicht Ursache hatte, sich dieser grossen Gewalt gegen

wo sie mit dem Staatsminister Grafen von Holderneß häufige Conferenzen hatten. Dieser Minister war durch große Bemühungen und unabläßiges Forschen zu einer sehr genauen Kenntniß von Indien und den dortigen Angelegenheiten gelangt. Da er nun sahe, daß die Franzosen Zeit zu gewinnen suchten, so vermochte er den König dahin, eine Escadre Kriegsschiffe ausrüsten zu lassen, die ein Regiment königliche Truppen nach Indien überbringen sollten. Dieser Entschluß überzeugte das französische Ministerium, daß eine Beharrlichkeit in ihren Entwürfen, in Indien Eroberungen zu machen, und ihre Besitzungen zu vergrößern, beide Nationen unfehlbar in einen großen Krieg verwickeln würde, dazu Frankreich nicht vorbereitet war; man kam daher bald überein, daß die Streitigkeiten beider Compagnien in Indien durch Commissarien geschlichtet, und alles auf gleichen Fuß 1754.

gesezt werden sollte, ohne auf die Vortheile im geringsten Rücksicht zu nehmen, die der eine oder der andre Theil mittlerweile erlangt haben könnte. Es war nun nichts übrig, als solche Commissarien zu ernennen, die unbedingt diese Absichten erfüllen würden. Die Franzosen selbst waren überzeugt, daß Dupleix nicht als Commissarius in einer so kritischen Angelegenheit erwählt werden müßte, wo alle seine Plane vernichtet würden; überdem sahen sie voraus, daß das brittische Ministerium ihre Aufrichtigkeit in Ansehung ihrer friedlichen Gesinnungen in Verdacht ziehen müßte, wenn sie Dupleix zur Schließung des Tractats nur vorschlagen sollten. Es war hier kein Mittelweg vorhanden, daher der französische Hof freywillig, ohne

1754. und befahl daher der europäischen Besatzung, sich von ihm abzusondern. Diese kam also den 14ten August bey Aethempettah an. Die Armee wurde nun gemustert, und bestand aus 1200 Europäern mit vierzehn Kanonen, 3000 Sepoys, 3000 Mann tanjoreschen Infanterie, und 2500 Mann Cavallerie. Der Nabob hatte nur eine Leibwache von funfzig Reitern. Den 16ten marschirte die Armee auf Tritchinapoly los. Die Feinde, welche von ihrer Annäherung hörten, verließen das Lager, um ihnen den Weg zu versperren.

Die Franzosen waren 900 Europäer und 400 Topassen stark, und die mysoresche Cavallerie bestand in 10,000 Mann. Man kanonirte einander, bis sich die Franzosen mit großem Verlust zurückzogen, und die Mysoren ein gleiches thaten. Monack-jee war bemüht sie mit seiner Reiterey zu verfolgen, und zog daher die Truppen an sich, die zur Bedeckung der Bagage dienten. Diesen Fehler benutzte Hidernaig, der geschickteste Befehlshaber unter den Mysoren, und eilte durch einen Umweg die Bagage anzufallen. Es glückte ihm auch, fünfundbreißig englische Karren mit Gewehr und Munition geladen zu erbeuten, und sie mit sich fortzubringen. Das unschlüssige Betragen der Franzosen und ihr geringer Widerstand war jedoch nicht sowohl der Muthlosigkeit, als gewissen Befehlen zuzuschreiben, die ihr Befehlshaber aus Pondichery erhalten hatte, ein Haupttreffen zu vermeiden.

Die Armee rückte nun in Tritchinapoly ein; und die Franzosen nebst ihren Bundsgenossen marschirten wieder nach der Insel Seringham. Diese Entfernung nutzten die Engländer, um die Wasserplätze und

Dämme bey der Stadt wieder herzuſtellen, ſodann 1754.
ſchickte Lawrence, ſeinem Verſprechen gemäß, Mo-
nack-jee mit dem größten Theile der tanjoreſchen Trup-
pen, 220 Europäern und 600 Sepoys, nach Coi-
laddy, um die Coolies zu bedecken, die hier an dem
großen vom Feinde im May durchſtochenen Damme
arbeiteten. Die regnichte Jahrszeit kam auch jezt
heran, da denn die engliſchen Truppen ſämtlich die
Cantonirungsquartiere bezogen.

Eine engliſche Eſcadre unter dem Admiral Wat-
ſon kam mittlerweile auf der Küſte an; ſie beſtand
aus drey Kriegsſchiffen von ſechzig, funfzig und zwan-
zig Kanonen nebſt einer Kriegsſchaluppe und vielen
Compagnieſchiffen; am Bord derſelben war das neun-
undvierzigſte Regiment, 700 Mann ſtark, vierzig
königliche Artilleriſten, und 200 Rekruten für die Trup-
pen der Compagnie. Die Franzoſen hatten auch eine
Verſtärkung von 1200 Mann erhalten; unter dieſen
waren 600 Huſaren, unter Commando des berüch-
tigten Fiſcher, die übrigen aber beſtanden in rohen Re-
kruten. Beide Theile konnten alſo jezt eine nie in
Indien geſehene Macht von 2000 Europäern ins Feld
ſtellen; die engliſchen Truppen aber waren ſo entſchei-
dend beſſer, daß, wenn das Schwert jezt hätte den
Ausſchlag geben ſollen, die Franzoſen gewiß gezwungen
worden wären, um Friede zu bitten. Godeheu ſelbſt
kannte dieſe auffallende Verſchiedenheit nur zu wohl,

1754. Die Bundsgenossen beider Theile waren in diesem Waffenstillstande mit einbegriffen, der in Madras, Pondichery, Tritchinapoly und in allen Städten auf der Küste von Coromandel bekannt gemacht wurde. Er nahm den 11ten October seinen Anfang, und sollte bis zum 11ten Januar des folgenden Jahres dauern. Lawrence begab sich nun nach Madras, wo er die Würde eines Obristlieutenants erhielt; desgleichen übergab ihm der Gouverneur Saunders im Namen der Compagnie einen kostbaren reich mit Diamanten besezten Degen, zur Dankbarkeit für seine Dienste. Diese Ehrenzeichen machten jedoch bey ihm nicht die Beleidigung gut, daß man den Obersten Adlercron aus Europa geschickt hatte, die englischen Truppen in Indien zu commandiren.

Im Anfange des Jahres 1754 war Salabad-jing in Begleitung von Bussy und den französischen Truppen gegen den marattischen Großfeldherrn Ragogee Bonsola zu Felde gezogen, der die nordöstlichen Theile von Decan von neuem verheerte. Man weiß bis jezt noch nicht die nähern Umstände sowohl von diesem Feldzuge, als von allen andern, wo Bussy commandirte; so viel ist nur bekannt, daß die Armee des Salabad-jing und seiner Alliirten bis Nagpore, der Hauptstadt des Ragogee, vorrückte, und daß nach vielen Scharmützeln im April der Friede geschlossen wurde. Im May ging Bussy nach Hyderabad, um von dort aus die neulich erstandenen Provinzen zu besuchen, wo sich die Franzosen nur mit vieler Mühe und Widerstand festgesezt hatten. Jaffer-ally war einige Jahre lang Statthalter von Rajamundrum und

Dämme bey der Stadt wieder herzustellen, sodann 1754.
schickte Lawrence, seinem Versprechen gemäß, Monack-jee mit dem größten Theile der tanjoreschen Truppen, 220 Europäern und 600 Sepoys, nach Coiladdy, um die Coolies zu bedecken, die hier an dem großen vom Feinde im May durchstochenen Damme arbeiteten. Die regnichte Jahrszeit kam auch jezt heran, da denn die englischen Truppen sämtlich die Cantonirungsquartiere bezogen.

Eine englische Escadre unter dem Admiral Watson kam mittlerweile auf der Küste an; sie bestand aus drey Kriegsschiffen von sechzig, funfzig und zwanzig Kanonen nebst einer Kriegsschaluppe und vielen Compagnieschiffen; am Bord derselben war das neunundvierzigste Regiment, 700 Mann stark, vierzig königliche Artilleristen, und 200 Rekruten für die Truppen der Compagnie. Die Franzosen hatten auch eine Verstärkung von 1200 Mann erhalten; unter diesen waren 600 Husaren, unter Commando des berüchtigten Fischer, die übrigen aber bestanden in rohen Rekruten. Beide Theile konnten also jezt eine nie in Indien gesehene Macht von 2000 Europäern ins Feld stellen; die englischen Truppen aber waren so entscheidend besser, daß, wenn das Schwert jezt hätte den Ausschlag geben sollen, die Franzosen gewiß gezwungen worden wären, um Friede zu bitten. Godeheu selbst kannte diese auffallende Verschiedenheit nur zu wohl, und da er überdem besorgte, daß die Engländer ihre Escadre zu größern Vortheilen nutzen würden, so zeigte er bey seinen Anträgen eine solche Mäßigung, daß Saunders sofort einen Waffenstillstand bewilligte.

1754. vallerie nie zu passiren gewagt hatte. Ein Polygar, der von dem Rajah vertrieben worden, war ihr Führer durch Hohlwege und Päſſe, die nur sehr wenige kannten. So fielen die Maratten wie aus den Wolken in die Provinz, als der Rajah ganz unbesorgt bey der Hauptstadt im Lager stand; seine Truppen wurden mit leichter Mühe geschlagen, und er selbst rettete sich nach Masulipatnam, um die Franzosen zu Hülfe zu rufen. Das arme Land wurde indessen von den Maratten mit Feuer und Schwert verheert; auch legten sie die holländische Faktorey in Vimlapatnam in die Asche, nachdem sie solche ausgeplündert hatten; sie fanden hier viele Kisten mit Geld. Die englische Faktorey in Vizagapatnam aber wurde verschont. Moracin ließ sogleich alle bey sich habenden Truppen, 150 Europäer und 2500 Sepoys, zu des Rajah Armee stoßen, die nun dem Feind entgegen rückte; allein die Maratten vermieden ein Treffen, um ihre gemachte Beute erst in Sicherheit zu bringen; sobald diese aber unter einer starken Bedeckung abgeschickt war, so boten sie dem Vizamrauze eine Schlacht an. Das Gefecht war an beiden Seiten hitzig, wurde aber endlich durch die französische Artillerie entschieden; dennoch blieben die Maratten im Lande, bis sie für ihre Convoy nichts mehr zu befürchten hatten, da sie denn schleunig aufbrachen, durch die Provinz Elore marschirten, und sich längs den Gebirgen von Condavir zogen, bis sie außerhalb dem französischen Gebiete waren. Im Monat Julius kam Bussy nach Masulipatnam und Rajamundrum, wo er alle Regierungsangelegenheiten dieser neuen Provinzen in Ord-

nung brachte, von welchen die Franzoſen jezt als 1754.
Oberherren ohne Widerſtand anerkannt wurden; denn die Maratten, die ihren Endzweck der Plünderung erlangt hatten, zeigten keine Neigung mehr dem Jaſſer-ally beyzuſtehn, daher dieſem nichts übrig blieb, als ſich dem Subah zu unterwerfen, und ſelbſt in Aurengabad um Gnade zu flehen.

Sobald der Waffenſtillſtand im Carnatick bekannt gemacht war, verließ der Admiral Watſon mit ſeiner Eſcadre die Küſte von Coromandel, um der ſtürmiſchen Jahreszeit zu entgehn, und ſegelte nach Bombay. Gegen Ende des Decembers langte der Commodore Pocock in Madras noch mit einer Verſtärkung von zwey Kriegsſchiffen an, eins von 70 und eins von 60 Kanonen. Um dieſe Zeit war man mit dem Friedenstractat ſo weit zu Stande gekommen, als die Vollmachten beider Gouverneurs reichten. Dieſe waren nur auf einen conditionellen Tractat eingeſchränkt, der erſt durch die Ratification beider Compagnien in Europa gültig gemacht werden ſollte, da ſich dieſe die Macht vorbehielten ihn abzuändern, oder auch ganz zu annulliren. Die Grundlage dieſes Tractats war, daß beide Compagnien auf immer allen mohriſchen Statthalterſchaften und Würden in Indien entſagen, und ſich nie in die Streitigkeiten der Fürſten dieſes Reichs miſchen ſollten; ferner ſollten alle Länder und Oerter, diejenigen ausgenommen, die man ausdrücklich als Beſitzthümer beider Compagnien bezeichnen

ckgen
nun
ſtige

1754. vallerie nie zu paſſiren gewagt hatte. Ein Polygar, der von dem Rajah vertrieben worden, war ihr Führer durch Hohlwege und Päſſe, die nur ſehr wenige kannten. So fielen die Maratten wie aus den Wolken in die Provinz, als der Rajah ganz unbeſorgt bey der Hauptſtadt im Lager ſtand; ſeine Truppen wurden mit leichter Mühe geſchlagen, und er ſelbſt rettete ſich nach Maſulipatnam, um die Franzoſen zu Hülfe zu rufen. Das arme Land wurde indeſſen von den Maratten mit Feuer und Schwert verheert; auch legten ſie die holländiſche Faktorey in Bimlapatnam in die Aſche, nachdem ſie ſolche ausgeplündert hatten; ſie fanden hier viele Kiſten mit Geld. Die engliſche Faktorey in Vizagapatnam aber wurde verſchont. Moracin ließ ſogleich alle bey ſich habenden Truppen, 150 Europäer und 2500 Sepoys, zu des Rajah Armee ſtoßen, die nun dem Feind entgegen rückte; allein die Maratten vermieden ein Treffen, um ihre gemachte Beute erſt in Sicherheit zu bringen; ſobald dieſe aber unter einer ſtarken Bedeckung abgeſchickt war, ſo boten ſie dem Vizamrauze eine Schlacht an. Das Gefecht war an beiden Seiten hitzig, wurde aber endlich durch die franzöſiſche Artillerie entſchieden; dennoch blieben die Maratten im Lande, bis ſie für ihre Convoy nichts mehr zu befürchten hatten, da ſie denn ſchleunig aufbrachen, durch die Provinz Elore marſchirten, und ſich längs den Gebirgen von Condavir zogen, bis ſie außerhalb dem franzöſiſchen Gebiete waren. Im Monat Julius kam Buſſy nach Maſulipatnam und Rajamundrum, wo er alle Regierungsangelegenheiten dieſer neuen Provinzen in Ord-

nung brachte, von welchen die Franzosen jezt als Oberherren ohne Widerstand anerkannt wurden; denn die Maratten, die ihren Endzweck der Plünderung erlangt hatten, zeigten keine Neigung mehr dem Jaffer-ally beyzustehn, daher diesem nichts übrig blieb, als sich dem Subah zu unterwerfen, und selbst in Aurengabad um Gnade zu flehen. 1754.

Sobald der Waffenstillstand im Carnatick bekannt gemacht war, verließ der Admiral Watson mit seiner Escadre die Küste von Coromandel, um der stürmischen Jahreszeit zu entgehn, und segelte nach Bombay. Gegen Ende des Decembers langte der Commodore Pocock in Madras noch mit einer Verstärkung von zwey Kriegsschiffen an, eins von 70 und eins von 60 Kanonen. Um diese Zeit war man mit dem Friedenstractat so weit zu Stande gekommen, als die Vollmachten beider Gouverneurs reichten. Diese waren nur auf einen conditionellen Tractat eingeschränkt, der erst durch die Ratification beider Compagnien in Europa gültig gemacht werden sollte, da sich diese die Macht vorbehielten ihn abzuändern, oder auch ganz zu annulliren. Die Grundlage dieses Tractats war, daß beide Compagnien auf immer allen mohrischen Statthalterschaften und Würden in Indien entsagen, und sich nie in die Streitigkeiten der Fürsten dieses Reichs mischen sollten; ferner sollten alle Länder und Oerter, diejenigen ausgenommen, die man ausdrücklich als Besitzthümer beider Compagnien bezeichnen würde, der indostanischen Regierung wieder zurückgegeben werden. Die Gouverneurs bestimmten nun diese Besitzungen, in beständiger Rücksicht künftige

1754. Kriege, sowohl unter einander als auch mit den Fürsten des Landes, zu vermeiden. Man bewilligte den Engländern in Tanjore Devi-Cotah, und den Franzosen Karical nebst einigen Districten zu besitzen; auf der Küste von Coromandel sollten die Engländer Madras und das Fort St. David, die Franzosen Pondichery, und überdem Beide Ländereyen von gleichem Werth haben. Würde man finden, daß die englischen Besitzungen in Tanjore und im Carnatick zusammen genommen mehr als die französischen in diesen Ländern werth wären, so wollte man den Franzosen dafür ein Aequivalent einräumen zwischen dem Fluß Gondecama und Nizampatnam. Die Districte bey Masulipatnam sowohl als die Insel Devi sollten zwischen beiden Nationen in zwey gleiche Theile getheilet werden. In den Provinzen Rajamundrum und Chicacole sollte jede Nation vier bis fünf Faktoreyen, oder auch nur bloße Handlungshäuser haben, jedoch ganz ohne Landeinkünfte; diese Faktoreyen wollte man so anlegen, daß sie einander nicht nachtheilig seyn könnten. Auf diese Bedingungen sollte zwischen ihnen und ihren Alliirten ein Interimsvergleich geschlossen werden, bis man aus Europa die Bestätigung erhalten hätte. Beide Nationen versprachen während dieser Zeit sich keine neuen Besitzungen zu verschaffen, noch Forts anzulegen, dabey aber war es erlaubt, die im Besitz habenden Forts auszubessern. Kein Theil sollte seine Besitzungen eher räumen, oder sonst darüber schalten, bis der Definitiv-Tractat aus Europa angelangt wäre, da denn auch alle Schadloshaltungen für die Kriegskosten näher bestimmt

Es war schon beym Waffenstillstand ausgemacht worden, daß, wenn eine der beiden streitenden europäischen Nationen eine Feindseligkeit ausüben oder eine der andern in ihre Rechte greifen sollte, so wollte man Commissarien ernennen, um den Streit beyzulegen. Geschähe diese Feindseligkeit aber von ihren indischen Alliirten, so sollten beide Nationen sich vereinigen, und sie mit Gewalt im Zaum halten. Es wurde auch eine Auswechselung der Gefangenen beschlossen, so weit die ungleiche Zahl es verstattete. Die Franzosen hatten deren 250, dagegen die Engländer 900 zählten. 1754.

Dieser Vergleich war jedoch im Grunde nichts weiter, als ein achtzehnmonatlicher Waffenstillstand, da die Compagnien in Europa nicht an den Tractat ihrer Bevollmächtigten gebunden waren. Die Franzosen befanden sich mittlerweile im ruhigen Genuß der Einkünfte aller Länder, die sie während dem Kriege erworben hatten. Nach ihren eignen Berechnungen waren diese Einkünfte folgende: Von Karical in Tanjore 96000 Rupien; von den achtzig Dörfern bey Pondichery 105,000; von Masulipatnam und dessen Dependenzen, von der Insel Divi, Nizampatnam, Devrecottah und Condavir, alles an einander gränzende Länder 1,141,000 Rupien; von den vier Provinzen Elore, Mustaphanagur, Rajamundrum und Chicacole 3,100,000; von den Ländereyen im Carnatick südwärts vom Fluß Paliar gelegen, 1,700,000; von der Insel Seringham und ihren Dependenzen, die Mahamed-Ally den Mysoren beym Anfange des Krieges überlassen, diese aber sie den Franzosen abge-

1754 treten hatten, 400,000; in allem 6,842,000 Rupien, nach englischem Gelde 855,000 Pf. Sterling.

Alles, was die Engländer während dem Kriege zu ihren vorigen Einkünften erworben hatten, betrug nicht mehr als 800,000 Rupien, die sie jährlich aus den vom Nabob ihnen angewiesenen Ländereyen zur Vergütung ihrer Kriegskosten zogen. Es war daher augenscheinlich, daß sie nicht durch Ehrgeiz zu diesem Kriege angereizt waren, im Gegentheil hielten sie die Fortsetzung desselben der Compagnie höchst nachtheilig. Sonst wäre das Betragen der Regierung in Madras nicht zu entschuldigen gewesen, die einen Waffenstillstand auf so ungleiche Bedingungen einging, wodurch die Franzosen in den Stand gesezt wurden, den Krieg mit doppelter Macht wieder zu erneuern, wenn der Tractat in Europa nicht angenommen würde; ja diese Bedingungen und deren Folgen waren vielmehr ein Argument für die französische Compagnie, den Vergleich zu verwerfen. Die Engländer hatten jedoch einen Vortheil in ihrer Gewalt, nämlich den Ueberschuß der französischen Kriegsgefangenen, deren Anzahl nun nach der Auswechselung noch 650 war: hiezu kam ein andrer von der größten Wichtigkeit; dieser war die Entfernung des Dupleix von seiner Statthalterschaft in Pondichery.

Dieser große Mann reiste den 14ten October nach Europa ab, nachdem er zuvor Godeheu alle Rechnungen übergeben hatte, woraus erhellte, daß er für die Compagnie beynahe drey Millionen Rupien an baarem Gelde angeschafft hatte. Ein ansehnlicher Theil dieser außerordentlichen Su

die übrigen Gelder aber 1754.
Einwohnern in Pondi-
n gegen Zinsen geborgt.
zung dieser Rechnungen
in Frankreich, welche
e Kosten aufgewandt,
it zu haben, und ihm
tig abschlugen; ob sie
esen klugen Aufwand
zu ziehen. Der ge-
en Prozeß mit der
ösische Ministerium
lle weitern Prozedu-
en des Klägers zu
Maaßregel zu neh-
efriedigen. Das
seines Nachtheils
chutzbriefen wider
benes Vermögen
, was er besaß,
von Pondichery
doch ganz andre
vielleicht nie ei-
astlich bemüht
nd ihre Macht
nem Wunsche
r oder an Khan
können, oder
f eine seinen
erstützt wor-
ynda-saheb

1754. die Nabobswürde vom Carnatick förmlich verschafft, und dem Subah von Decan, ja dem kaiserlichen Throne in Delhi selbst, Gesetze würde gegeben haben. Höchst wahrscheinlich dürfte er sodann die Souveränität über viele Provinzen des Reichs erhalten haben. Mit dieser Macht versehn, wärs es ihm leicht gewesen, alle Besitzungen und Handelsgeschäfte der andern europäischen Nationen nach Gefallen einzuschränken. Man kann kühn behaupten, daß sein Ehrgeiz noch weiter ging, und daß seine Absicht war, alle Europäer nicht allein aus Indostan, sondern aus ganz Ostindien zu vertreiben; er pflegte oft zu sagen, daß er nicht ruhen wollte, bis er die englischen Besitzungen von Madras und Calcutta wieder in ihren ursprünglichen Zustand versezt und zu Fischerplätzen gemacht hätte.

Wenn man bedenkt, daß er diesen Eroberungsplan zu einer Zeit entwarf, da alle andre Europäer die höchsten Begriffe von der mogulschen Regierung hatten, und daher lieber geduldig die Insolenz niedriger Beamten litten, als es wagen wollten, durch Widersetzung eine Macht wider sich aufzubringen, die sie nach ihrer Einbildung fähig glaubten, sie in einem Augenblicke zu vernichten; so kann man nicht umhin, den großen Geist zu bewundern, der zuerst diese Täuschung entdeckte und verachtete. Bey seinen außerordentlichen Fähigkeiten fehlte es ihm jedoch an militärischen Talenten, um desto nachdrücklicher Entwürfe auszuführen, die so sehr von Kriegsoperationen abhingen. Indessen war er nicht ohne taktische Kenntnisse, mußte aber das Commando der Truppen Soldaten von Pro-

fession überlassen, unter denen sich so wenige als Be- 1754.
fehlshaber auszeichneten; dagegen die Engländer, wie aus den erzählten Begebenheiten erhellet, viele vortrefliche Offiziers hatten. Es war Dupleix's Gewohnheit, nach einer Niederlage dem Befehlshaber das Commando zu nehmen, daher denn seit dem Jahre 1752 nicht weniger als sechs an die Spitze der Truppen traten, obgleich alle mit schlechtem Erfolg. Der einzige Mann von großen Fähigkeiten, der unter ihm diente, war Bussy, und sein Betragen gegen ihn zeigte genugsam, daß er den ganzen Werth seiner Verdienste kannte, und die größten Vortheile daraus zu ziehen wußte. Er betrachtete den Ruhm dieses Mannes, seine Siege, seine Reichthümer ohne Neid, und folgte unbedingt seinem Rath in allen solchen Angelegenheiten, die Bussy seiner Lage nach besser als er beurtheilen konnte. Man kann daher voraussetzen, daß er sich mit la Bourdonnais sehr wohl würde vertragen haben, wenn dieser Befehlshaber von ihm abhängend gewesen wäre; allein sein Stolz war gekränkt, einen andern neben sich zu sehn, der alle seine großen Entwürfe durch entgegengesezte Maaßregeln zu vereiteln suchte, und zwar nachdem er einen so guten Grund dazu gelegt hatte. Hier zeigte sich also der Neid, und machte ihn gegen Verdienste ungerecht. Man rühmt ihm sonst nach, daß er in seinem Privatleben freundschaftlich und großmüthig gegen alles war, was nur Talente zeigte, ohne jedoch zu strenge gegen die zu seyn, deren Unfähigkeit oder übles Betragen seine Plane zerstört hatte. Der Mord des Nazir-jing ist das einzige Verbrechen, das seine Feinde ihm zur Last le-

1754. gen können; allein man hat hiervon keine Beweise, weder daß er die pitanischen Nabobs dazu aufmunterte, noch überhaupt den Tod dieses Fürsten in seinen Plan aufnahm. Kaum hatte er Pondichery verlassen, als die Abneigung gegen ihn, die bey vielen durch sein herrschsüchtiges Betragen erzeugt worden war, aufhörte, und alle seine Landsleute waren einstimmig der Meynung, daß seine Entfernung von seinem Posten das größte Unglück sey, das nur den Franzosen in Indien hätte begegnen können.

1755. Der Interims-Tractat wurde den 11ten Januar bekannt gemacht, an dem nämlichen Tage, als der Waffenstillstand zu Ende ging, und gleich darauf legte Saunders seine Gouverneursstelle in Madras nieder, und kehrte nach England zurück. Gegen das Ende des Januars kam der Admiral Watson mit seiner Escadre wieder von Bombay nach dem Fort St. David. Auch Godeheu verließ Pondichery im Februar, da die vornehmste Absicht seiner Reise erreicht war, und ging nach Frankreich, nachdem er zuvor die Macht künftiger Gouverneurs sehr eingeschränkt hatte. Beide Regierungen in Indien nutzten nun den Frieden, und wandten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die bestmöglichste Verwaltung ihrer Ländereyen und Einkünfte, und auf die Erhaltung der Freundschaft ihrer alten Bundsgenossen.

Den Mysoren wollte es gar nicht in den Kopf, daß sie nicht länger die Freyheit haben sollten, die Engländer und den Nabob als Feinde zu behandeln; und als die Franzosen dem Regenten riethen, sich wieder nach seinem Lande zu begeben, so antwortete er: daß

er nicht gehalten sey, Tractaten zu folgen, die er nicht selbst gemacht habe; daher würde er nicht ehe Seringham verlassen, bis er Tritchinapoly erobert hätte, welches er auch ohne ihren Beystand zu bewirken hoffte. Da er indessen sah, daß die Franzosen sich verbunden glaubten, den Engländern alle Entwürfe zu melden, die er zur Erreichung seines Zwecks machte, so bot er ihrem Befehlshaber 300,000 Rupien an, wenn er mit seinen Truppen nach Pondichery zurückmarschiren und ihn ungestört lassen wollte. Die Engländer fürchteten jedoch diese Entwürfe gar nicht, und schickten auf des Nabobs Bitte ein Corps von 500 Europäern und 2000 Sepoys nach Madura und Tinivelly, um diese Provinzen zum Gehorsam zu bringen. Zu diesen Truppen stieß Maphuze Khan mit 1000 Reitern, nachdem ihn der Nabob zum Vice-Statthalter dieser Länder ernannt hatte. 1755.

Das Corps wurde von dem Obersten Heron commandirt, der kürzlich aus England angekommen war. Er machte in Manapar Halt, wohin die Agenten der benachbarten Polygars *) beschieden waren, ihre Rechnungen mit dem Nabob zu berichtigen. Die vier vornehmsten Polygars gehorchten, und versprachen den rückständigen Tribut zu bezahlen. Der Nabob aber, der die Treulosigkeit dieser Fürsten kannte, und die Truppen bis hieher begleitet hatte, bat Heron, so lange in Manapar zu verweilen, bis das Geld wirklich erlegt wäre, weshalb er Offiziers zum Einsammeln ausschickte. Sie gaben Nachricht, daß der Polygar La-

*) Ein Titel, womit die Beherrscher bergiger oder waldiger Districte in Indostan bezeichnet werden.

1755. ehemalig nur einen Theil entrichtet habe, das übrige aber durchaus verweigere. Man beschloß darauf sein Land anzugreifen, das größtentheils in Wäldern besteht, die unweit der Landstraße von Dindigul liegen.

Die Unterthanen sowohl dieses als auch aller andern Polygars im südlichen Theile von Indien sind Colleries; ein in vieler Rücksicht von den übrigen Indiern sehr verschiedenes Volk, das den Europäern noch wenig bekannt ist. Sie verbergen sich bey Tage in ihren Schlupfwinkeln und festen Plätzen, und zur Nachtzeit thun sie Ausfälle, um die Einwohner der benachbarten Dörfer zu plündern. Ihr vorzüglichstes Augenmerk ist das Vieh; wenn sie es nicht lebendig wegbringen können, so stechen sie es mit ihren langen Speeren todt. Durch eine beständige Uebung in diesen Diebereyen erlangen sie darin eine solche Geschicklichkeit und Verwegenheit, daß sie mitten aus dem feindlichen Lager Pferde holen und glücklich fortbringen. Sie halten es für keine Schande, Diebe zu heißen, im Gegentheil rühmen sie sich ihrer Diebsstreiche, und erzählen den Fremden verwegene Unternehmungen dieser Art, wodurch sich ihre Landsleute ausgezeichnet haben, mit soviel Vergnügen, als andre Völker von den Heldenthaten ihrer Vorfahren reden. Sobald Beute der Gegenstand ist, betrachten sie Gefahren und Tod mit Gleichgültigkeit, wovon die Engländer ein auffallendes Beyspiel sahen, als sie die Franzosen und Chunda-saheb in Seringham eingeschlossen hielten.

Unter den damals zum englischen Lager gehörigen Colleries befanden sich zwey Brüder, die überführt

wurden, zu wiederholtenmalen alle Pferde, sowohl des 1755.
Major Lawrence als des Capitain Clive, gestohlen zu haben. Man nahm sie in Verhaft. Sie läugneten die That nicht; da man ihnen aber sagte, daß man sie aufhängen würde, so versprach der eine, wenn man ihnen das Leben schenken wollte, die Pferde in zwey Tagen wiederzuschaffen, während der Zeit sein Bruder im Gefängniß bleiben sollte. Das Anerbieten wurde angenommen, und einer von ihnen losgelassen. Die Frist verstrich, ohne daß man von dem Freygelassenen etwas gehört hatte. Der Major Lawrence befahl daher den andern Collery vor ihn zu bringen, erinnerte ihn an die nicht erfüllte Zusage seines Bruders, und sagte, er möchte sich nur zum Tode bereiten, im Fall die Pferde nicht den folgenden Tag da wären. Hierauf erwiederte der Gefangene mit großer Standhaftigkeit: er wundre sich, daß die Engländer so leichtgläubig wären, sich einzubilden, daß er oder sein Bruder je die Meynung gehabt hätten, eine so ansehnliche Beute wieder herauszugeben, die ihre ganze Familie lebenslang versorgen würde, und seine Verwandten sich ja im ruhigen Besitz dieses Glücks befänden, das sie für einen so geringen Preiß, als sein Leben sey, behalten könnten; ein Leben, das er so oft für Eine Mahlzeit gewagt habe. Er fügte hinzu, daß die Engländer die List nicht tadeln könnten, wodurch wenigstens einer von ihnen gerettet wäre, da sie alle beide lieber willig den Tod würden gelitten, als

1755 sowohl Gelächter als Mitleiden erregte. Der Capitain Clive, so groß auch sein Verlust war, bat selbst für ihn, und Lawrence ließ sich nicht lange bitten, ihn zu begnadigen; man entließ ihn ohne alle Strafe.

Der Pater Martin, ein Jesuit, der sich zehn Jahre lang in dem benachbarten Lande Morawar aufhielt, beschreibt die Colleries als das wildeste Volk auf dem ganzen Erdboden, weder er anführt, daß, wenn zwey Menschen von dieser Nation, männlichen oder weiblichen Geschlechts, mit einander zanken, so ist jeder Theil nach der Landessitte verbunden, alle Qualen und Martern zu dulden, welche der andre ihm oder jemanden von seiner Familie auflegt, welcher sodann ein Gleiches thun muß; ja daß die Rachsucht unter ihnen so weit ginge, daß man einen Mann gesehn hat, der, durch eine kleine Beleidigung aufgebracht, sein Weib und alle seine Kinder ermordete, blos um das rasende Vergnügen zu haben, ähnliche Mordthaten in seiner Familie zu begehen. Die Engländer aber haben, zur Ehre der Menschheit, auch nicht die geringste Spur von dieser satanischen Sitte entdecken können, daher die Behauptung des Jesuiten wohl wenig Glauben verdient.

Das ganze Land des Polygar Lachenaig ist entweder von der Natur oder durch die Kunst befestigt, denn ringsumher liegen Hügel in geringer Entfernung von einander, die sehr uneben, steinig und mit Buschwerk bedeckt sind, so daß niemand als die Colleries sie besteigen können. Diese Hügel hängen durch Werke zusammen, die dem rauhen aber listigen Charakter des Volks gemäß sind; denn sie bestehen in einer dicken

Mauer von groſsen Steinen, die ohne Kitt auf einander gelegt, und in gehöriger Entfernung von runden aus Erde gemachten Thürmen flankirt ſind. Vor der Mauer befindet ſich ein tiefer breiter Graben, und vor dieſem wieder eine breite Hecke von Bambusröhren, die ſo dicht zuſammen gedrängt ſtehen, daſs man nicht anders durchdringen kann, als vermittelſt der Axt oder dem Feuer. 1755.

Die Truppen griffen dieſe Barriere an, und man ſchoſs mit Kanonen auf die Thürme, welche bald von ihren Vertheidigern verlaſſen wurden, dagegen legten ſich dieſe aber mit Feuergewehr, Bogen und Pfeilen in die Hecken, und thaten durch ihr richtiges Zielen viel Schaden, während daſs andre auf den Hügeln herumliefen, durch Hülfe ihrer langen Speere von einem Steine zum andern wie die Affen hüpften, und ein erſchreckliches Geſchrey machten, um den Angreifenden Furcht einzujagen. Endlich brach die Armee durch die Hecke, und Iſſoof rückte mit 500 Sepoys und einer Anzahl Europäer auf die vornehmſte Stadt los, die vier Meilen von den erſten Verſchanzungen lag; man fand unerwartet eine zwote Circumvallationslinie, die noch ſtärker als die erſte befeſtigt war. Hier hatten die Feinde ihre ganze Macht verſammlet, und thaten ſo hartnäckigen Widerſtand, daſs Iſſoof genöthigt war, nachdem er hundert Sepoys und zwölf Europäer verloren hatte, nach Verſtärkung zu ſenden; allein ehe

Auch
s Vieh
o ihnen
ig ſahe

1755. daß man keinen Vorsatz zeigte, das Land zu verlassen, so bezahlte er den übrigen Tribut.

Der Nabob ging nun nach Tritchinapoly zurück, und die Armee marschirte nach Madura. In diesem Lande hatte sich ein Mann während den Unruhen zum Statthalter aufgeworfen; da er aber seine Würde als sehr ungewiß betrachtete, so vernachläßigte er die Festungswerke der Hauptstadt, und dachte auf nichts, als Reichthümer zu sammeln. Unvorbereitet also auf einen Angriff, floh er nach Coilgoody, einer sehr befestigten Pagode, und überließ Madura den Feinden. Hier langte eine Gesandtschaft vom Polygar Moravar an, dessen Land an Madura und Tinivelly gränzt. Der Polygar entschuldigte sein Betragen in Ansehung des dem Chunda-saheb und den Mysoren geleisteten Beystandes, bat um Verzeihung und um die Gunst ein Bundsgenosse der Engländer zu werden, unter deren Schutze er dem Nabob getreu zu bleiben versprach. Er begleitete dieses Ansuchen mit dem sehr annehmenswürdigen Geschenke von zwey an der Seeküste Ceylon gegenüber gelegenen Plätzen, die, wie er richtig bemerkte, die Communication der Engländer mit Tinivelly sehr befördern würden, da sie jezt, um zu dieser Stadt zu gelangen, einen höchst beschwerlichen Marsch von einigen hundert Meilen machen müßten. Dem Obersten Heron schien dieser Antrag so vortheilhaft, daß er sogleich, ohne erst die Regierung in Madras zu befragen, mit dem Polygar ein Bündniß schloß, und ihm zum Zeichen der englischen Freundschaft drey englische Flaggen schickte, um sie in seinem Lande aufzustellen.

Nachdem in Madura die nöthigen Maaßregeln 1755.
zur Behauptung der Autorität des Nabobs genommen waren, beſchloß Heron den flüchtigen Statthalter in Coilgody anzugreifen. Iſſoof erhielt Befehl, mit den Sepoys die Pagode enge einzuſchließen, bis die europäiſchen Truppen ankommen würden. Der Statthalter bekam aber hievon zeitig Nachricht, und floh davon, nachdem er jedoch den größten Theil ſeiner Soldaten zurückgelaſſen hatte. Der Weg nach der Pagode war ſehr rauh, daher die Engländer den Unfall hatten, alle ihre Lavetten an den Kanonen zu zerbrechen, ſo daß ſie ganz ohne Geſchüß vor der Pagode erſchienen, und auch überdem keine Sturmleitern hatten. Heron hielt es für eine Schande ſich zurückzuziehn, und beſchloß ſich durch Anzündung der Thore mit Strohbündeln den Weg hinein zu bahnen. Die erfahrenſten ſeiner Soldaten hielten dieſes für unausführbar; Heron aber, um ſie zum Schweigen zu bringen, gab ihnen ſelbſt das Beyſpiel, und brachte das erſte Bündel herbey. Ein außerordentlicher Muth, wenn er gleich ſehr übel angewandt wird, thut gewöhnlich auf die Zuſchauer eine intereſſante Wirkung, ſo daß ſie oft an Gefahren ganz gegen ihre eigne Ueberzeugung Theil nehmen. Iſſoof, der ſelbſt den Verſuch als lächerlich betrachtet hatte, ſahe kaum ſeinen Befehlshaber Hand anlegen, als er ein gleiches that. Der Erfolg war jedoch wider die allgemeine Erwartung glück-

ten ſtürzten
in Stücken,
mpel in der
denn man

1755. riß die große Anzahl metallner Götzenbilder, welche die Indier, besonders aber die Colleries verehrten, von ihren Postumenten herunter, in der Hoffnung, wenigstens das Metall davon verkaufen zu können. Nach dieser That, welche den Abscheu des ganzen Landes erregte, gingen die Truppen nach Madura zurück, und hernach zogen sie nach Tinivelly. Hier wurde der Nabob ohne Widerstand anerkannt, nur einige benachbarte Polygars wollten nicht den rückständigen Tribut bezahlen. Der vornehmste derselben war Catabomanaig; man glaubte, wenn dieser zum Gehorsam gebracht wäre, würden die kleinern sich auch unterwerfen, daher man 200 Europäer und 500 Sepoys wider ihn ausschickte.

Ein anderes Detaschement marschirte das Fort Nelli-cotah anzugreifen. Der Polygar dieses Landes wurde durch die Erscheinung der Truppen ganz überrascht, daher er, um Zeit zu gewinnen, einen Abgeordneten herausschickte, der in seinem Namen versprach, das verlangte Geld in einigen Tagen zu bezahlen. Man traute aber diesem Versprechen nicht, und beschloß den Abgeschickten mittlerweile als Geißel zurückzubehalten. Der Marsch war so forcirt und beschwerlich gewesen, daß selbst die Vorposten sich nicht des Schlafs enthalten konnten. Diese Schläfrigkeit nutzte der Abgeordnete zu entkommen, und langte glücklich im Fort an, wo der Polygar indessen die nöthigen Vertheidigungsanstalten getroffen hatte. Dieser Betrug brachte die Truppen so auf, daß sie den folgenden Tag den Ort wütend bestürmten, und die Mauern erstiegen. Die Besatzung zog sich in die Gebäude zurück,

und rief um Gnade, wovon man aber nichts hören 1755.
wollte. Alles was den Siegern unter die Hände kam, wurde niedergehauen, selbst Weiber und Kinder nicht ausgenommen; nur sechs Personen von vierhundert kamen mit dem Leben davon. Es ist schändlich, daß sich dieser Grausamkeit diejenigen Truppen schuldig machten, die unter Lawrence in den Ebenen von Trichinapoly so gerechte Ehre eingeärntet hatten.

Der Polygar Morawar war mit dem englischen Bündniß so sehr zufrieden, daß er zum fernern Beweis seiner guten Gesinnungen 5000 Mann unter Commando seines Bruders abschickte, um den Engländern zu helfen die widerspenstigen Polygars in Tinivelly zu Paaren zu treiben. Der König von Tanjore und Tondiman aber, als geschworne Feinde des Morawar, betrachteten die ihm wiederfahrnen Gunstbezeugungen mit der größten Eifersucht, und gaben ihren Zorn darüber in den stärksten Ausdrücken der Regierung in Madras zu erkennen; wobey sie hinzufügten, daß sie sich auf die Freundschaft der Engländer nicht verlassen könnten, wenn solche mit ihren Todfeinden Bündnisse schlössen. Die Regierung, welche höchst ungern diese Alliirten von sich abwendig machen wollte, deren Beystand sie vielleicht wieder brauchen könnte, befahl dem Obersten Heron, alle fernern Verbindungen mit Morawar abzubrechen; er erhielt jedoch diesen Befehl nicht eher, als bis Morawars Truppen sich nahe bey Tinivelly befanden. He-

1755. die bey ihrer guten Absicht eine ganz andere Aufnahme erwartet hatten, konnten sich diese harte Begegnung nicht erklären, und wollten daher eine Unterhandlung anfangen; allein die Befehle der Regierung waren zu bestimmt, und ließen Heron keine Wahl übrig, als sie mit Gewalt zum Rückzuge zu zwingen. Er rückte auf sie los, worauf sie mit solcher Uebereilung zurückmarschirten, daß sie einen großen Theil ihrer Bagage hinter sich ließen, die von den Sepoys geplündert wurde.

Die Einkünfte, die man auf diesem Zuge eingesammelt hatte, kamen nicht einmal den dabey aufgewandten Kosten gleich. Ein Theil der Contribution wurde vom Maphuze Khan untergeschlagen, und ein andrer Theil bestand in Geschenken, die Heron mit zu viel Gierigkeit sich zueignete; dabey stellte sein Dolmetscher, in Verbindung mit Maphuze Khan, den Zustand der Provinz viel nachtheiliger vor, als er wirklich war, da denn lezterer sich erbot, die Pacht der Länder Madura und Tinivelly für 1,500,000 Rupien jährlich zu übernehmen. Dieser Antrag wurde, dem Gebrauch gemäß, durch ein ansehnliches Geschenk unterstützt, das Heron annahm, und ihm die Belehnung über diese Länder ertheilte.

Während dieser Ereignisse in Süden waren die Mysoren immer noch in Coringham, wo der Regent unaufhörlich auf Mittel dachte, Tritchinapoly in Besitz zu bekommen. Seine vornehmste Hoffnung zur Erlangung dieses Zwecks hatte er auf einen Bramanen gesezt, der ihn überredte, daß er viele Anhänger in der Stadt, und selbst viele von der Besatzung gewonnen habe. Dieser Priester trieb sein Spiel so

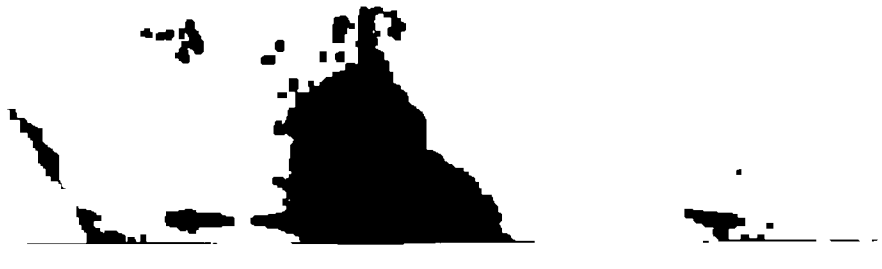
weit, daß er sogar die Zeit bestimmte, wenn, wie er 1755.
vorgab, die Partey des Regenten in der Stadt einen Angriff von außen wünschte. Der Regent, ganz von der nahen Hoffnung eingenommen, entdeckte das Geheimniß, das ihm schwer auf dem Herzen lag, dem Befehlshaber der französischen Truppen Saussay, der sogleich der englischen Besatzung davon Nachricht gab. Der Commandant Kilpatrick dankte ihm dafür; um aber seine Verachtung gegen den militärischen Charakter der Mysoren zu zeigen, ersuchte er Saussay, dem Regenten zu sagen, daß, wenn er einen Versuch wagen wollte, so sollte er die Stadtthore ganz offen finden. Wenig Tage hernach kam die Nachricht von Mysore, daß ein großes Heer Maratten, unter Anführung des Balagerow, sich den Gränzen des Königreichs nähere, und daß Salabad-jing an der Spitze eines andern Heers, von den französischen Truppen begleitet, auch unterwegs sey, um den mogulschen Tribut einzufodern, der seit dem Tode des Nizam-almuluck nicht bezahlt worden war. Auf diese schreckliche Nachricht beschloß der Regent sogleich nach seinem Lande zurückzugehn. Er brach auch den 14ten April auf, ging über den Caveri, und ließ die Franzosen im Besitz der Insel Seringham und der andern Ländereyen, die der Nabob ihm gegeben, und von welchen er auch die Einkünfte zeither gezogen hatte.

Das B
ganzen Laufe
bar. Der
ein Verspre
und in der

1755. Menschenverstand gehabt, so würde er voraus gesehn haben, daß der Besitz von Tritchinapoly, der Gegenstand aller seiner Bemühungen, das größte Unglück wäre, das ihn nur befallen könnte, weil er gewiß dadurch die ganze mogulsche Macht wider sich aufgebracht haben würde; ohne Zweifel wäre das Ende davon die Eroberung des Königreichs Mysore gewesen, das man sodann zu einer Provinz des Reichs gemacht hätte. Des Nabobs Weigerung, ihm die Stadt zu überliefern, diente blos, seine Begierde darnach zu vergrößern. Eben diese Begierde verursachte, daß er sich blindlings von Dupleix, so wie vom Nabob, hintergehn ließ. Er entdeckte zulezt selbst, daß die Franzosen nie die Absicht gehabt hatten, ihm Tritchinapoly zu lassen, wenn es ihnen geglückt wäre, diese Stadt einzunehmen; auch von Morari-row, seinem Bundsgenossen, wurde er gleichmäßig hintergangen, der, nachdem er ihn gegen den Nabob aufgehezt hatte, ihn verließ, sobald es anfing an Gelde zu fehlen. Nachdem er endlich drey Jahre lang mit 20,000 Mann von seinem Königreich abwesend gewesen war, wurde er gezwungen zurück zu kehren, ohne die geringste Entschädigung für seine Kriegskosten erhalten zu haben, und auch ohne Aussicht je dergleichen zu bekommen.

Die Nachricht von Salabad-jings Annäherung erzeugte bey der Regierung von Madras die Besorgniß, daß er versucht werden könnte, ungeachtet des Interims-Tractats, den Carnatick als Feind zu betreten; der Oberst Heron erhielt deshalb Befehl, mit seinen Truppen so fort nach Tritchinapoly zu marschiren; Mayhuze Khan aber vermochte ihn dahin, erst

einen zweiten Befehl abzuwarten. Er rief nunmehr 1755.
die gegen den Polygar Catabomanaig ausgesandten Truppen zurück, die diesen Waldfürsten genöthigt hatten, einen Theil des Tributs baar zu erlegen, und für den Rest Geißel zu geben; auch andre Polygars hatten etwas abgetragen, dennoch belief sich alles nicht über 70,000 Rupien. Man drang nun wegen des Abmarsches in Catabomanaig seine Geißel auszulösen; da er aber wußte, daß sich die Truppen in seinem Lande nicht länger verweilen konnten, so machte er Entschuldigungen und sahe ruhig zu, daß man die Geißel mit fort führte. Heron verließ den 2ten May Tinivelly, anstatt aber gerade auf Tritchinapoly zu marschiren, ließ er sich von Maphuze Khan überreden, zuvor noch einen Polygar zu bekriegen, der durchaus die Autorität des Nabobs nicht hatte anerkennen wollen; er rückte daher vor dessen Residenz. Dieses war Nellicangaville, ein sehr festes, aus grossen Steinen erbautes Fort. Heron hatte die Unvorsichtigkeit, sich seinem Dolmetscher gänzlich zu vertrauen, der ihn immer betrog, und auch diesmal dem Polygar Nachricht gab, daß die Truppen keine schweren Kanonen bey sich hätten, und daher nicht lange hier verweilen würden. Dieses machte den Polygar so sicher, daß er auf die Auffoderung eine beleidigende Antwort gab. Man fing nun an mit den Feldstücken auf die Mauern zu feuern; da die Kugeln aber keine Wirkung thaten, so ließ ihm Heron den Antrag thun, er wollte sich mit der Armee entfernen, wenn der Polygar 20,000 Rupien bezahlen wollte. Dieser aber verließ sich auf die Nachricht des Dolmetschers, und [illegible]:



1755. dem die Nachgiebigkeit bey den Bedingungen ihm Muth einflößte, so antwortete er voller Verachtung, daß er den Werth des Geldes zu wohl kenne, und nicht eine einzige Rupie bezahlen würde. Die Truppen litten großen Mangel an Lebensmitteln aller Art, und die Sepoys standen auf dem Punkt, wegen rückständigen Sold zu revoltiren; Maphuze Khan hatte beides versprochen, allein nichts angeschafft. Man war daher gezwungen, den Trotz des Polygars ungestraft zu lassen, und nach Madura zu marschiren, wo die Truppen den 22sten May anlangten.

Heron blieb hier nicht länger als nöthig war, sich mit Proviant zu versehn, ließ tausend Sepoys in der Stadt zur Besatzung zurück, und rückte weiter vor. Die Truppen näherten sich einem der gefährlichsten Pässe in Indien; dieses war ein Hohlweg in einem von Colleries bewohnten Lande, die wegen dem Verlust ihrer Götter in Coilgoody nach Rache dürsteten; sie gaben von ihren Gesinnungen schon eine Probe, daß sie einen Trupp Sepoys, die Vieh zusammen treiben wollten, niedermachten. Ein Collery entdeckte sie schlafend, er holte daher eine Anzahl von seiner Caste herbey, die sämtlichen Schläfern das Herz durchbohrten. Der Hohlweg wird der Paß von Nattam genannt, und führt durch einen sechs englische Meilen langen Wald, der in allen andern Gegenden undurchdringlich ist; nur allein die Colleries und die wilden Thiere wissen sich hier Wege zu bahnen. Die Straße ist nicht breiter, als zur Passage eines Wagens erforderlich ist, und die Bäume sind so dick in einander ver-

wachſen, daß man nur wenig Schritte in den Wald 1755.
hineinſehn kann.

Hier langte die Armee den 29ſten May mit Tagesanbruch an. Es kam die Nachricht, daß die Colleries viele Bäume gefällt hätten, um den Marſch noch mehr zu erſchweren. Man ſchickte Detaſchements von Europäern und Sepoys aus, um dieſe Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, und den Wald wo möglich von Feinden zu reinigen. Der Capitain Lin, der dieſe Truppen commandirte, fand weder ein Verhack noch ſonſt die geringſte Spur vom Feinde, und ſezte daher ſeinen Marſch fort, bis zur Stadt Nattam, am Ende des Waldes, wo er Halt machte. Nunmehr rückten die übrigen Truppen auch in dieſen engen Paß ein. Die Ordnung war folgende: Den Vortrab machten einige Compagnien Sepoys, ihnen folgten zwölf Europäer, und ſodann die erſte Abtheilung der Artillerie mit den Munitionswagen. Hierauf kam das europäiſche Bataillon, die zweite Abtheilung der Artillerie und Munitionswagen, denen wieder zwölf Europäer und einige hundert Sepoys folgten, und endlich die Bagage der ganzen Armee, die theils Büffelochſen, theils Coolies trugen, nebſt mehreren Elephanten und Kameelen, die Maphuze Khan gehörten. Den ganzen Zug ſchloſſen 20 Europäer, 40 Kaffern und 200 Sepoys mit einer Kanone. Heron war an der Spitze zu Pferde. Der von Lin eingeſandte

1755. von dem man so viel gehört hatte. Durch die Sorglosigkeit eines Stückknechts fiel ein groſser Munitionswagen von der zweiten Division in ein Loch und stack darin so fest, daſs ihn die Ochsen nicht herausziehn konnten. Man glaubte jedoch es bald zu erzwingen, und lieſs die vorausgehenden Truppen ruhig fort marschiren; auch die meisten Sepoys von der Arrieregarde passirten einzeln bey der Wagenlinie vorbey, und lieſsen Munition, Kanonen und die ganze Bagage hinter sich, da alles, sowohl Fuhrwerk als Lastthiere, wegen dem gesperrten Wege Halt hatte machen müssen. Auf diese Weise waren die Truppen von einander getrennt. Dieses blieb den Colleries nicht verborgen, die unbemerkt alle Bewegungen der Armee beobachtet hatten. Sie warteten ruhig ab, bis diese zwey Meilen weit von der Wagenlinie entfernt war, da sich denn auf einmal eine groſse Anzahl von ihnen am Ende des Zuges sehen lieſs, die aber durch einige Schüsse bald wieder zurück gescheucht wurden. Eine Zeitlang war alles stille, und man glaubte sie ganz los zu seyn, als sie von neuem in weit gröſserer Anzahl erschienen, und die Artillerie-Division am obern Ende der Linie anfielen. Hier befanden sich nur hundert Soldaten, von denen fünfundzwanzig Europäer waren. Der Angriff geschah mit Bogen und Pfeilen, Wurfspieſsen und Picken, wobey sie erschrecklich schrien, und wie die Wölfe heulten. Das Feuer trieb sie jedoch in den dicken Wald zurück, woselbst sie nunmehr andre Dispositionen machten. Sie stürzten einzeln von allen Seiten heraus mitten unter die Wagen, stachen mit ihren langen Speeren die Zugochsen nieder, und verwundeten mit diesen Waffen auch viele Sepoys.

Endlich verwandelte ſich das verwirrte Geſchrey der Feinde auf einmal in einen einzigen Ausruf, der von allen Seiten gräßlich ertönte. Man wiederholte, brüllend das Wort Swamy, das Götter in ihrer Sprache bedeutet; und dieſes Wort begleiteten ſie mit heftigen Geſticulationen und wilden Geberden wie raſende Menſchen. Unter den Wagen, die ſie niederriſſen, fanden ſie in einem viele von den kleinen metallenen Götzenbildern, welche die Engländer in Coilgoody erbeutet hatten. Dieſer Fund erzeugte bey ihnen eine ſo übermäßige Freude, als ob ſie ihre Weiber und Kinder aus der Sklaverey errettet hätten. Sobald ſie ihre Götzen nun in Sicherheit gebracht hatten, erneuerten ſie ihre Angriffe, und fuhren damit einige Stunden lang fort. Es langte keine Hülfe von den andern Truppen an, und von allen an Heren abgeſchickten Boten kam keiner zurück. Der Tag neigte ſich, und die Verlegenheit wurde immer größer, als die Colleries den Angriff auf die Artillerie aufgaben, und auf einmal unerwartet über die Bagage herfielen, und unter den Coolies und Marketendern ein abſcheuliches Blutbad anrichteten; ſie mordeten alles, was ihnen vorkam, ohne Unterſchied des Geſchlechts oder Alters. 1755.

Von dieſem Augenblicke an gerieth alles in die äuſſerſte Verwirrung; die Coolies warfen ihre Bürden ab; Männer, Weiber und Kinder ſtürzten auf die Soldaten

Der engli
ſie nicht v
zahl ihm

1755. unmöglich machte; er zog sich daher wieder aus dem Hohlwege heraus, und marschirte zurück in die Ebene, wo er die Feinde erwartete; diese wagten jedoch nicht ihn hier anzugreifen, sondern verschwanden in den Wald. Die Nacht brach ein, es war keine Zeit zu verlieren. Smith versammelte die übrig gebliebenen Ochsen, ließ alle Munition und Bagage im Stich, da er sie unmöglich retten konnte, und passirte nun glücklich den Hohlweg. Er traf die Armee unweit dem Ausgange des Waldes an, allein ohne die fünf vornehmsten Offiziers, die alle durch die außerordentliche Hitze des Tages krank geworden waren, und sich in ihren Palankins hatten zu dem Vortrab tragen lassen. Dieser widrige Zufall verhinderte die Hülfe, da die ihrer Befehlshaber beraubten Engländer nichts ohne Ordre thun wollten, so sehr sie auch von der Gefahr unterrichtet waren, in der sich ihre Bagage befand. Smith übernahm jezt das Commando über sämtliche Truppen, sezte den Marsch fort, und kam den 5ten Junius bey Tritchinapoly an, wo er sich lagerte. Der Oberste Heron wurde nach Madras zurückgerufen, und mußte hier vor einem Kriegsgerichte von seinem Betragen Rechenschaft geben, das ihn unfähig erklärte, der englisch-ostindischen Compagnie länger zu dienen.

Die Regierung in Pondichery sah diese Expedition mit eifersüchtigen Augen an, da die Vortheile den Franzosen einleuchteten, die der Nabob erlangen würde, wenn die Länder von Madura und Tinivelly, die so lange von Arcot unabhängig gewesen waren, wieder damit verbunden werden sollten. Es geschahen daher

Vor-

Vorstellungen, und man behauptete, daß dieses eine förmliche Uebertretung des geschlossenen Vergleichs wäre, und daß überdem diese Länder den Franzosen gehörten, vermöge gewisser Rechte, die ihnen Chundasaheb und der König von Mysore zugestanden hätten. Diese Argumente wurden von englischer Seite durch ähnliche grundlose Ansprüche beantwortet. Deleyrit, der jetzige Gouverneur von Pondichery, ein von Natur behutsamer Mann, wollte nicht die Expedition der Engländer unterbrechen, mit Gefahr den Krieg nach dem kaum geschlossenen Waffenstillstande wieder zu erneuern; dagegen folgte er dem Beyspiele der Engländer bey der ersten Gelegenheit. 1755.

Es liegt dreyßig englische Meilen nordwärts von Tritchinapoly ein großer waldiger Strich Landes, der Terriore genannt wird, dessen Oberhaupt den Titel Rheddy führt, ein Diminutiv von Rajah oder König. Dieses Land war während dem lezten Kriege von den Mysoren und Franzosen verwüstet worden, die auch den regierenden Rheddy absezten, und einem seiner Anverwandten seine Würde übertrugen. Als die Mysoren Tritchinapoly verließen und nach Hause gingen, ernannten sie die Regierung in Pondichery zum Repräsentanten aller ihrer Rechte und Ansprüche im Carnatick; da nun der neue Rheddy unter allerhand Vorwand seinen Tribut zu bezahlen verschob, so schickte Deleyrit im Monat Junius 500 Europäer und 100 Sepoys dahin, diesen Ungehorsam zu strafen. Der Befehlshaber dieser Truppen war Maissin, der auch nach einigem Widerstand die vornehmste Stadt einnahm, den Rheddy ab- und seinen Vorgänger wie-

1755. der einsezte. Der Capitain Calliaud, der jezt in Tritchinapoly commandirte, machte Miene sich dieser Expedition zu widersetzen, allein er erhielt aus Madras Befehl, sich ruhig zu verhalten. Diese Nachricht ermunterte Maissin, auch die Polygars von Arielore und Wariore zu bekriegen. Die Länder dieser Waldfürsten liegen nahe bey einander, und beide sind sehr ausgedehnt. Um solche wider die Verheerungen der Maratten zu schützen, bezahlten sie diesen Kriegern gewisse Geldsummen, so lange der Krieg von Tritchinapoly dauerte, ohne sich jedoch im geringsten weder den Franzosen noch den Mysoren zu unterwerfen; jezt riefen sie den Nabob um Hülfe an, den sie als ihren einzigen Oberherrn anerkannten. Nunmehr erhielt Calliaud Befehl aufzubrechen, zu gleicher Zeit drohte auch die Regierung in Madras mehrere Truppen dahin zu schicken, wenn man Maissin nicht Einhalt thäte. Deleyrit gab nach, rief die Truppen zurück, und wies ihnen Quartiere nahe an der Seeküste in unbestrittenen Gegenden an.

Während dieser Zeit drangen die Engländer in den Nabob, Tritchinapoly zu verlassen, und sich nach Arcot zu begeben, woselbst Abdul-wahab wie ein Sinnloser die Regierung verwaltete; er verschwendete die öffentlichen Einkünfte so unmäßig, daß die Provinz dem Untergange nahe war. Der Nabob gab diesem Rathe Gehör, und machte sich den 9ten Julius in Begleitung von 300 Europäern und 1000 Sepoys auf die Reise. Die damals sehr angeschwollenen Flüsse erlaubten nicht den geraden Weg nach Arcot zu nehmen; man beschloß daher, durch Tanjore nach dem

Fort St. David zu gehn, und alsdann die weitere Route zu beſtimmen. Bey Condore kam ihm Monack-jee mit einem zahlreichen Zuge entgegen, um den Nabob im Namen des Königs von Tanjore zu begrüßen. Dieſe Zuſammenkunft war, ſo wie es in Indoſtan unter Perſonen vom hohen Range gewöhnlich iſt, mit den ſtärkſten und falſcheſten Verſicherungen einer ewigen Freundſchaft begleitet. Unter andern ſagte Monack-jee, daß 5000 Mann bereit wären zu Felde zu ziehn, im Fall ſie der Nabob im Carnatick brauchte. Dieſer erhob darauf dieſes Zeichen von des Konigs Liebe und Freundſchaft bis zum Himmel, wandte ſich aber dabey an den Capitain Polier, der die engliſche Eſcorte commandirte, und ſagte ihm heimlich, daß alles Lügen wären. 1755.

Der Nabob langte endlich im Fort St. David an. Hier lag noch der Admiral Watſon, der mit ſeiner Eſcadre von Trinconomaly zurück gekommen war. Der Nabob beſuchte ihn am Bord ſeines Schiffs, das 64 Kanonen führte, und zeigte ſein großes Erſtaunen, da er nie ein Kriegsſchiff betreten hatte. Wenig Tage nachher ſezte er ſeine Reiſe fort und kam den 19ten Auguſt nahe bey Arcot an. Er lagerte ſich hier in der Ebene, und wartete, dem Rath ſeiner Derwiſche gemäß, auf einen glücklichen Tag, um ſeinen Einzug in die Stadt zu halten. In dieſer Zwiſchenzeit fanden ſich der Oberſte Lawrence nebſt noch zwey andern vo
tirte in ſeinem Lager e
laden; ſie dienten,
Einzugs in Arcot zu

1755. Jubelgeschrey geschah, da der Nabob seit dem Tode des Nazir-jing von dieser Hauptstadt entfernt gewesen war. Er nahm die Einladung nach Madras willig an, und fand sich bald hier ein. Die Engländer nutzten diese vortheilhafte Gelegenheit, von ihm fernere Anweisungen auf die Landeseinkünfte zu erhalten, um für die großen Kriegskosten entschädigt zu werden. Nachdem dieser wichtige Artikel in Ordnung gebracht war, beschloß man, daß der Nabob selbst mit einem starken Detaschement herumziehn sollte, die Einkünfte von den Unterstatthaltern einzusammeln, die sie zeither ungestraft zurück behalten hatten; unter diesen waren vorzüglich einige Polygars im nordlichen Theile der Provinz. Man kam überein, daß die Compagnie die Hälfte aller Gelder erhalten sollte, die man einsammeln würde. Die Monsun verhinderte, daß die Truppen eher als zu Ende des Octobers ins Feld rücken konnten. Das Corps bestand in 300 Europäern und 1500 Sepoys unter Commando des Majors Kilpatrick.

Man wurde bald gewahr, daß die Unterwürfigkeit in Madura und Tinivelly während der Expedition des Obersten Heron nur scheinbar gewesen war, da in diesen Weltgegenden sich bisher noch nie bewaffnete Europäer gezeigt hatten, und also große Wirkung thun mußten. Kaum aber hatten sie sich entfernt, als die Colleries wieder allenthalben herumschwärmten, und alles verheerten, während ihre Oberhäupter ein Bündniß wider den Maphuze Khan schlossen. Von diesem Zeitpunkt an wurden diese Länder ein beständiger Tummelplatz kriegerischer Auftritte, die viele

Jahre lang fortdauerten; daher es nöthig ist, die Ursachen gegenwärtiger Unruhen, die nachher noch so viel andre erzeugten, hier näher anzuführen. 1755.

Als Allum Khan im Anfange des Jahres 1752 von Madura aus dem Chunda-saheb zu Hülfe kam, der damals Tritchinapoly belagerte, so übergab er die Administration der Länder Madura und Tinivelly drey Pitanen, Namens Barky, Mainach und Nabi Cawn Catteck; den ersten nannte man gewöhnlich Mianah, den zweiten Moovemiah, den dritten aber bey seinem eignen Namen. Da die Regierung in Madras von dem Nabob Mahomed-Ally Beweise foderte, um die Ansprüche des Gouvernements von Pondichery zu entkräften, so zeigte er eine Schrift vor, die von diesen drey Pitanen unterzeichnet, und vom 29sten November 1752 datirt war, in welcher sie seine Oberherrschaft über Madura und Tinivelly anerkannten, und sich seine Unterthanen nannten. Chunda-saheb war zwar damals schon aus dem Wege geräumt, allein der Nabob befand sich doch durch seinen Streit mit den Mysoren in solcher Verlegenheit, und seine Hoffnung, alle die noch vorhandenen Schwierigkeiten zu besiegen, war so geringe, daß man den Grund nicht absehn kann, warum die Pitanen eben zu der Zeit eine solche Erklärung von sich geben sollten; es müßte denn in der Ueberzeugung geschehen seyn, daß diese Schrift dem Nabob nur von sehr unbedeutendem Nutzen seyn würde. Soviel ist gewiß, daß sie hernach nicht den geringsten Gehorsam zeigten, sondern fortfuhren ganz nach Gutdünken zu handeln; sie bewilligten Freiheitsbriefe, regulirten den Tribut, und verkauften

1755. sowohl Ländereyen als Forts für baar Geld. Hiedurch häuften sie Reichthümer, und erwarben sich Anhänger. Sie kamen unter einander überein, den Raub zu theilen, und immer aufs äußerste zusammen zu halten; daher ihre Macht sehr gegründet war, bis Heron hier anlangte. Nunmehr verließ Mianah die Stadt Madura, und flüchtete zu den benachbarten Polygars von Nattam; Moodemiah und Nabi Cawn Catteck aber zogen sich aus Tinivelly zurück, und begaben sich zum Polygar von Nellitangaville. Sie warteten alle drey nur auf die Entfernung der englischen Truppen, um mit Maphuze Khan ihre Sache auszumachen, sobald er allein seyn würde.

Unter andern Veräußerungen von Ländereyen, hatte Moodemiah dem König von Travancore einen District verkauft, der eine Strecke von dreyßig Meilen betrug, von Calicad bis zum Vorgebirge Comorin; hierunter war das Fort Calicad mit inbegriffen. Das Königreich Travancore liegt im südlichsten Theile der malabarischen Küste, und endigt sich, so wie Tinivelly, an der östlichen Seite bey dem Cap Comorin. Vormals war es nur von geringem Umfange, und bezahlte Tribut an Madura; der jetzige König aber hatte durch mancherley glückliche Vorfälle, worunter auch einige Siege über die Holländer gehörten, seine Herrschaft bis an die Gränzen von Cochin ausgedehnt, so daß er eine Strecke Landes von 120 Meilen längs dem Seeufer besaß, und landeinwärts reichten seine Staaten bis an die Gebirge. Durch Hülfe eines französischen Offiziers, Namens Launoy, hatte der König 10,000 Nairen auf europäische Art disciplinirt.

Dieſes iſt der Geburt nach ein kriegeriſcher Stamm 1755.
an der malabariſchen Küſte, der den Vorrang über die Rajpoots verlangt, eine Menſchenklaſſe, die in andern Theilen von Indien auch mit ähnlichen Vorzügen gebaren ſind. Außer dieſen Nairen, die zu Fuß fechten, unterhielt der König noch 10,000 Mann andre Infanterie mit mannichfaltigen Waffen verſehn, aber ſehr wenig Reiterey; da dieſe nur geringe Dienſte in einem Lande thun kann, das allenthalben mit Hügeln bedeckt und von Flüſſen durchſchnitten iſt. Die Diſtricte, die der König vom Moodemiah gekauft hatte, waren mit 2000 Mann Fußvolk beſezt, die, da man keine Feinde beſorgte, zu den gewöhnlichen Wachen und Begleitungen hinreichten, welche in Indoſtan die Autorität des Gouvernements bey den Sammlungen der Taxen unterſtützen. Dieſe Truppen aber geriethen über die Ankunft des Oberſten Heron in Tinivelly in ſolches Schrecken, daß ſie nicht allein das offene Land, ſondern auch das Fort Calicad verließen, welches leztere ſodann Maphuze Khan mit 300 Mann beſezte. Sobald als die engliſchen Truppen nach Tritchinapoly marſchirt waren, kam Moodemiah nach Travancore, um den König dahin zu vermögen, die verlaſſenen Diſtricte wieder einzunehmen. Zu gleicher Zeit ließ der Polygar von Nellitangavelle, insgemein Pulitaver genannt, ſeine Colleries los, um zu plündern und zu den Travancoren zu ſtoßen. Auf dieſe Nachricht eilte Maphuze Khan nach Tinivelly.

Die engliſchen Reiterey

1755. denen er 1500 zur Beschützung von Madura zurück ließ, die übrigen nahm er mit sich. Moodemiah aber war schon vor ihm mit 4000 Mann, worunter sich 2000 Nairen befanden, in Tinivelly angelangt, und mit diesen vereinigten sich nun auch die Colleries. Es kam bey Calicad zum Treffen, worin Maphuze Khan geschlagen wurde. Die Flüchtlinge warfen sich ins Fort, allein ehe man dieses noch erobern konnte, gingen die Travancoren nach Hause, unter dem Vorwand innerlicher Unruhen in ihrem Lande, allein wahrscheinlich aus Furcht vor den Engländern. Moodemiah ging mit ihnen, und Pulitaver zog sich in seine Wälder zurück. Maphuze Khan sammelte nun seine Truppen, und kam wieder nach Tinivelly, wo er sich als Sieger brüstete, allein Moodemiah blieb auch nicht aus, sondern erschien mit einer stärkern Armee als zuvor, und schlug seinen Gegner abermals, wobey er 500 Sepoys und 100 Reiter zu Gefangenen machte. Was diesen Verlust noch vergrößerte, war die gegenwärtige Herbstzeit, wo man die Einkünfte sammelt, deren sich die Travancoren bemächtigten.

Diese unangenehmen Vorfälle in Madura und Tinivelly, die nicht wenig die Regierung in Madras beschäftigten, wurden noch durch einen großen Streit zwischen den englischen Bundsgenossen vermehrt. Der König von Tanjore und der Polygar Tondiman waren in einen heftigen Zwist gerathen, und hatten sogleich zu den Waffen gegriffen, ehe man noch etwas davon ahnete. Es war zu befürchten, daß, wenn diese Fehde nicht bald geendigt würde, wahrscheinlich der eine oder der andere Theil zu des Nabobs Feinden

übergehn dürfte. Die Regierung in Madras befahl 1755.
ihnen daher in einem gebieterischen Tone, alle Feindseligkeiten gegen einander einzustellen, dabey sie jedoch ihre Vermittelung vorschlug, und den Capitain Calliaud abschickte, um die Ursachen des Streits zu erforschen. Dieser Offizier hatte wiederholte Conferenzen mit dem Könige von Tanjore, mit Monack-jee, und mit Tondimans Bruder, konnte aber nur folgende dunkle Nachricht bekommen, so abgeneigt waren alle Theile, die Wahrheit zu sagen.

Im Jahre 1749 gab der König dem Monack-jee Befehl, das starke Fort Arandanghi anzugreifen, das dem Moravar gehörte. Da Monack-jee nicht genug Truppen hiezu hatte, so verlangte er von Tondiman Hülfe, der sich dafür gewisse Districte ausbedung, die jährlich an 300,000 Rupien eintrugen. Arandanghi wurde eingenommen; Tondiman nahm Besitz von den ihm zugesagten Ländereyen, und verlangte von Monack-jee die Cessions-Patente unterm königlichen Siegel. Der König aber wollte den Vertrag seines Feldherrn nicht anerkennen, worauf dieser heimlich dies Document ausfertigte, und dazu des Königs Siegel nahm, um sein Versprechen zu halten. Im nämlichen Jahre wurde Tanjore, wie oben erzählt worden ist, von Murzafa-jing und Chunda-saheb angefallen. Die darauf folgenden Kriege thaten dem Streite des Königs mit dem Polygar Einhalt, so lange als die gemeinschaftliche Gefahr dauerte; da sie nun aber vorüber war, so wurde der Zank erneuert. Monack-jee, der während seiner Ungnade 1753 sich zu Tor[illegible] war ihm immer noch

1755. zugethan. Diese Neigung und des Königs Freundschaft nutzte der Capitain Calliaud, um die fernern Feindseligkeiten vor der Hand zu hemmen; allein nach einigen Wochen wurde der König ungeduldig und befahl dem Monack-jee, ohne Widerrede ins Feld zu rücken, dabey Tondiman keinen Schritt zur Versöhnung thun wollte, sondern sagte, er würde sich vertheidigen. Calliaud ging darauf nach Tritchinapoly, und machte Miene Beide zu bekriegen. Dieser Umstand, und der Vorwand wegen Geldmangel, gab Monack-jee Gelegenheit, unthätig zu seyn. Diese Unthätigkeit dauerte bis Ende des Jahrs, da er nach Tanjore zurückkehrte, ohne Tondiman den geringsten Schaden zugefügt zu haben.

Im Carnatick waren zwischen den Engländern und Franzosen keine Feindseligkeiten bis jezt ausgebrochen, an deren Stelle war ein langweiliger eifriger Briefwechsel getreten, in Ansehung einiger Districte in der Nachbarschaft von Carangoly und Outramalore, von denen die Franzosen Besiz genommen hatten, ohne im geringsten ihr Recht daran zu beweisen. Man verglich sich endlich nach einem heftigen Streite, die streitigen Ländereyen gleichmäßig zwischen beiden Nationen zu theilen.

Godeheu hatte den Bussy in seiner Verwaltung der Nord-deeanschen Angelegenheiten mit der nämlichen Autorität bestätigt, die ihm vorher Dupleix ertheilt hatte. Dieser Befehlshaber verweilte in den erworbenen Provinzen bis Ende des Jahrs 1754, und war in dieser Zeit unermüdet, Ordnung in den Regierungsgeschäften einzuführen, und die Einkünfte zu

sammeln; oft war er genöthigt, in Person diese 1755.
Sammlungen an der Spitze seiner Truppen vorzu-
nehmen, um den Tribut von den Polygars zu erpres-
sen, die sich gewöhnlich auf ihre Wildnisse verlassen,
und nie anders als durch Gewalt zur Zahlung gebracht
werden. Im Anfange des Jahres 1755 ging Bussy
nach Hyderabad, wo er Salabad-jing bereit fand,
mit seiner ganzen Macht nach Mysore aufzubrechen,
um einen von vielen Jahren rückständigen Tribut ein-
zusammeln, den dieses Königreich, seiner Behauptung
nach, der mogulschen Regierung schuldig wäre.

Die Franzosen waren, wie bekannt, Bundsge-
nossen des Regenten von Mysore, der ihnen auch in
dem Kriege bey Tritchinapoly große Dienste geleistet,
und dabey seine Schätze erschöpft hatte. Auf der
andern Seite war Bussy tractatmäßig verpflichtet,
Salabad-jing wider jedermann ohne Ausnahme bey-
zustehn, den er als Feind behandeln würde. In
dieser Verlegenheit beschloß Bussy den Mysoren so
wenig wie nur immer möglich Schaden zu thun, und
alles anzuwenden, ihren Streit mit dem Subah bey-
zulegen. Da aber das Heer in Mysore anlangte,
ward er doch genöthigt wider Willen zur Eroberung
einiger Forts die Hand zu bieten, ob er gleich während
dieser Zeit beständig mit den mysoreschen Ministern
correspondirte, und dringend einen Vergleich empfahl.
Der Regent war mittlerweile noch immer bey Tritchi-
napoly, daher seine Minister nichts eigenmächtig be-
schließen konnten; sie zogen die besten Truppen zu-
sammen, und schlossen sich damit in der großen Stadt
Dindigapatna ein, mit dem Vorsatz, hier eine

1755. Belagerung auszuhalten. Ein unerwarteter Vorfall aber, den Bussy wohl zu benutzen wußte, änderte bald alles; denn Balagerow, der Großfeldherr der Maratten, näherte sich um eben diese Zeit auch mit einem großen Heere den mysoreschen Gränzen, um dies Königreich zu bekriegen. Die Minister, um sich wenigstens Einen Feind vom Halse zu schaffen, luden nun Salabad-jing ein, sich mit seiner ganzen Armee unter die Mauern von Seringapatnam zu lagern; sie erkannten dabey seine Oberherrschaft, und versprachen auf Abschlag seiner Foderungen 5,200,000 Rupien zu bezahlen. Bussy trat nun auch mit Balagerow in Unterhandlung, um ihn von dem Einfall in Mysore abzuhalten. Es glückte auch; denn da der Großfeldherr sahe, daß er seine Absichten nicht erreichen konnte, ohne Salabad-jing wider sich aufzubringen, zog er ruhig ab; wahrscheinlich hatte man ihm auch etwas von den eingehobenen Geldern gegeben. Der Subah verließ im April Seringapatnam, und langte mit seinem Heer im Julius wieder in Hyderabad an.

Die englische Escadre hatte seit ihrer Rückkunft von Bombay nach der Küste von Coromandel keinen Feind mehr zu bekämpfen, und ward daher genöthigt unthätig zu seyn; allein man kann wohl behaupten, daß ihre Gegenwart auf die Regierung von Pondichery Eindruck machte, und nicht wenig zu der Mäßigung beytrug, welche die Franzosen seit dem Interims-Tractat durchaus zeigten. Die Escadre ging den 10ten October abermals nach Bombay, um die Monsun zu vermeiden. Hier traf sie eine Anzahl ostindi-

ſcher Schiffe an, die kürzlich aus England angekom- 1755.
men waren, und viele Truppen am Bord hatten, die
zur Ausführung eines in London gemachten Entwurfs
beſtimmt waren.

Während der Zeit die engliſch-oſtindiſche Com- 1756.
pagnie noch in Anſehung der Unterhandlungen in In-
dien ungewiß war, erhielt ſie Nachricht von den großen
Beſitzungen, die Salabad-jing den Franzoſen einge-
räumt hatte; ſie ſahe wohl ein, daß keine Unterhand-
lung allein fähig ſeyn würde, ihre Gegner zu vermö-
gen, ſo überaus anſehnliche Vortheile fahren zu laſſen,
daher beſchloß ſie, durch andere mehr nachdrückliche
Mittel ihre Macht in Nord-Decan einzuſchränken.
Die Hauptſtadt dieſes Theils von Indien, Aurenga-
bad, iſt nur 150 engliſche Meilen von Bombay ent-
fernt, und zwiſchen beiden befindet ſich das Land der
Maratten. Die Engländer in Bombay ſtanden ſeit
einiger Zeit mit dem Könige dieſes kriegeriſchen Volks,
Saha Rajah genannt, auf einen freundſchaftlichen
Fuß; ſie ſtellten es ſich daher, nach den Feindſelig-
ten ſeines Großfeldherrn Balagerow gegen Salabad-
jing zu urtheilen, deſto leichter vor, ſich der Maratten
zu bedienen, um die franzöſiſchen Truppen von dem
Subah zu entfernen. Dieſem Entwurf zufolge be-
ſchloß man, den Balagerow das nächſtemal, daß er
wieder gegen Salabad-jing ins Feld rücken würde,
durch ein Corps Europäer zu unterſtützen. Man
hoffte dieſen
bewilligen w
zu entlaſſen,
ebenfalls die

1756. hiezu nicht zu vermögen, so war man entschlossen, ihn mit Beystand dieser neuen Bundsgenossen durch die nachdrücklichsten Maaßregeln zur Einwilligung zu bringen.

Diese Unternehmung erfoderte einen Befehlshaber von Muth und großer Erfahrung, von vielen militärischen Talenten und politischen Landeskenntnissen. Ein solcher war der Capitain Clive, der eben damals in Bereitschaft stand, nach Indien zurück zu kehren, und seine Dienste zu dieser Expedition antrug. Er war zur Belohnung seiner vorigen Thaten von der Compagnie bereits zum Gouverneur des Forts St. David ernannt worden, und der König hatte ihm den Titel eines Obristlieutenants bey seiner Armee gegeben. Die Abhängigkeit aber vom englischen Ministerio, der sich die Directoren nicht entziehn können, wenn die Compagnie in Kriege verwickelt ist, verursachte, daß man auf mächtige Empfehlungen dem Obristlieutenant Scot die Unternehmung auftrug. Dieser Offizier war schon im vorigen Jahre nach Indien abgegangen, starb aber gleich nach seiner Ankunft in Madras. Ob man gleich diesen Tod in Europa nicht ahnete, so erhielt doch Clive Befehl zuerst nach Bombay zu gehn, um im Fall einer widrigen Ereigniß Scots Stelle zu vertreten. Die aus England zu diesem Entwurf abgeschickten Truppen bestanden in 300 Mann von des Königs Artillerie und 300 Rekruten. Da Clive nun bey seiner Ankunft in Bombay den Tod des Scot vernahm, so trug er der dortigen Präsidentschaft die Ausführung des in Europa entworfenen Plans vor; man erstaunte hierüber, und bildete sich ein, daß hie-

durch der Vergleich übertreten würde, welchen 1756.
Saunders und Godeheu gemacht hätten. Diese Meynung war jedoch ohne Grund, da man sowohl in dem Waffenstillstand als in dem Interims-Tractat sorgfältig vermieden hatte, weder den Salabad-jing, noch die in seinem Dienst stehenden Franzosen zu erwähnen. Die Directoren der Compagnie hatten ihren ganzen Plan der Regierung in Madras zugeschickt, allein das Schiff, worauf sich diese Papiere befanden, scheiterte an einem Felsen nahe an der afrikanischen Küste, und alles ging verloren.

Die Präsidentschaft in Bombay sandte nun nach Madras Nachricht von Clive's und der Truppen Ankunft, ohne jedoch ihre Bestimmung anzuzeigen, aus Furcht, daß die Franzosen die Briefe auffangen könnten. So gering auch dieser Bericht war, so erriethen doch einige Mitglieder der Regierung vollkommen die Absichten der Directoren, und entwarfen einen Plan sie auszuführen, den sie dringend der Präsidentschaft in Bombay empfahlen; diese aber hatte noch vor Ankunft der Briefe den Entschluß gefaßt, alle ihre Truppen in Verbindung mit Watsons Escadre wider einen andern Feind zu gebrauchen, der seit langer Zeit dem englischen Handel auf der Küste von Malabar nachtheilig gewesen war.

Diese Küste wird vom Vorgebirge Comorin bis Surate von vielen Flüssen durchströmt, die sich alle in die See ergießen. Es scheint, daß schon im spätesten Alterthume die Einwohner dieser Weltgegend einen starken Hang zur Seeräuberey hatten, und noch jezt unterhalten alle die verschiedenen Fürsten an der

1756. Küste eigne Schiffe, um damit gegen alle andre Nationen zu kreuzen, die sie überwältigen können. Als die mogulsche Regierung zuerst ihre Herrschaft bis an die nördlichsten am Meere gelegenen Länder ausbreitete, so ernannte sie einen Admiral, und gab ihm eine Flotte, um die Schiffe ihrer muhamedanischen Unterthanen, die nach dem arabischen und persischen Meerbusen Handel trieben, sowohl wider die malabarischen Seeräuber als wider die Portugiesen zu beschützen. Die Maratten besaßen damals einige Forts zwischen Goa und Bombay; da sie sich nun durch diesen Admiral in ihren Räubereyen eingeschränkt sahen, so erklärten sie ihm den Krieg zu Wasser und zu Lande. In diesem Kriege schwung sich ein gemeiner Soldat, Namens Conagee Angria, so weit empor, daß er Oberbefehlshaber der marattischen Räuberflotte wurde, auch ernannte man ihn zum Gouverneur von Severndroog, einem ihrer stärksten Forts, das auf einer kleinen felsigen Insel acht englische Meilen von Dabul, und nur einen Kanonenschuß vom festen Lande gelegen war. Hier revoltirte Angria gegen den Saha Rajah, oder König der Maratten, verführte einen Theil der königlichen Flotte sich mit ihm zu verbinden, und durch ihren Beystand bemächtigte er sich der übrigen Kriegsschiffe, oder vernichtete sie. Der Saha Rajah bemühte sich ihn dadurch zum Gehorsam zu bringen, daß er drey Forts am Seeufer anlegen ließ, woraus man Severndroog beschießen konnte, allein Angria nahm auch diese Forts weg, und sezte sich in wenig Jahren in Besitz der ganzen Meerküste von Tamanah bis Bancoote, eine Strecke

von

von 120 Meilen, und landeinwärts bis an die Gebirge, 1756.
die zwanzig, auch dreyßig Meilen weit von der See liegen. Seine Nachfolger, die alle den Namen Angria führten, verstärkten ihre Macht beſtändig, ſo daß die Maratten endlich alle Hoffnung aufgaben ſie zu bezwingen, und daher mit ihnen Friede machten. Die Bedingung war, daß Angria die Souveränität des Saha Rajah anerkennen und ihm jährlich einen geringen Tribut bezahlen ſollte; dennoch unterhielten ſie einen großen Haß gegen dieſe Familie, und warteten nur auf eine günſtige Gelegenheit, die ihnen entriſſenen Länder wieder an ſich zu bringen.

Mittlerweile dauerte die Seeräuberey beſtändig mit großem Eifer fort, und zwar gegen alle Nationen ohne Unterſchied, die nicht von Angria Päſſe kauften; hiedurch wuchs ſeine Macht täglich. Die Land- und Seewinde wehen hier eben ſo wie an der Küſte von Coromandel in dem Zeitraum von vierundzwanzig Stunden wechſelsweiſe, und theilen den Tag, ſo daß Schiffe, die längs den Küſten ſegeln, genöthigt ſind, immer das Land im Geſicht zu behalten, da die Landwinde nur vierzig engliſche Meilen weit in die See reichen. Es war keine Bay, keine Bucht, Hafen oder Mündung eines Fluſſes an dem Meerufer von Angria's Staaten, wo er nicht Feſtungswerke und Seemagazine hatte anlegen laſſen, ſowohl um hier auf Entdeckungen zu lauern, als auch ſeinen Schiffen im Nothfall daher eben ſo als ihre Sch der malabariſ

1756. drey Masten; die erstern sind von 150, die leztern aber von 300 Tonnen, und haben den Namen Grabs; sie gehen nicht tief ins Wasser, und sind sehr breit im Verhältniß mit ihrer Länge, gegen beide Enden aber laufen sie schmäler zu. Außer diesen hat man hier noch kleinere Schiffe, die man Gallivats nennt, und nicht über 70 Tonnen führen. Dies sind eigentlich sehr große Ruderboote mit Verdecken von Bambusrohr gemacht; die kleinsten derselben führen Drehkanonen, die ungefähr ein Pfund schießen, die grössern aber haben sechs, auch acht zwey und vierpfündige Kanonen mit Laveten. Die andern vorerwähnten Schiffe hingegen sind gewöhnlich mit neun und zwölfpfündigen Kanonen besezt. Zu den Gallivats gehören vierzig bis funfzig Ruderer, die in einer Stunde vier englische Meilen rudern.

Die Flotte des Angria bestand gemeiniglich aus 10 Grabs und 40 bis 50 Gallivats, alle sehr stark mit Soldaten angefüllt, und mit diesen fiel man die größten Schiffe an. Sobald sie in ihren Buchten und Bayen eins gewahr wurden, so hieben sie schleunig ihre Ankertaue ab, und stießen in die See. Wehte der Wind stark, so war die Bauart ihrer Schiffe dem geschwinden Segeln sehr günstig, war aber Windstille, so wurden die Grabs an die Gallivats befestigt, und von diesen mit fort gerudert. Sie umringten sodann das Schiff, und bemühten sich vorzüglich dessen Masten herunter zu schießen; der Angriff dauerte beständig fort, bis das Schiff die Segel strich; war der Widerstand hartnäckig, so schickten sie eine Anzahl Gallivats ab, und in jedem

zwey bis dreyhundert Mann, die mit dem Schwert 1756.
in der Faust von allen Seiten zugleich das Schiff erstiegen.

Es waren nunmehr funfzig Jahre, daß dieser Räuberstaat sich allen europäischen Nationen, die nach Indien handelten, furchtbar gemacht hatte. Die englisch-ostindische Compagnie unterhielt deshalb, um ihre Schiffe zu beschützen, eine Kriegsflotte, die ihr jährlich 50,000 Pf. St. kostete; denn da kein Schiff es wagen durfte, einzeln die Küsten von Angria's Staaten vorbey zu passiren, so fuhren sie in großen Haufen zu bestimmten Zeiten, unter der Escorte von bewaffneten Schiffen. Diese Escorte bestand nur aus vier englischen Grabs, von denen zwey 20 Kanonen führten, und aus sechs Gallivats, daher man sie für unvermögend hielt offensive zu agiren; auch that sie dem Feinde sehr wenig Schaden, der weit besser als die Bombayflotte segelte, und dabey doch manches Schiff weghaschte. Im Jahr 1728 nahmen diese Seeräuber ein großes reichbeladenes Compagnieschiff weg, das aus England kam, und einige Zeit nachher eines der größten von der Bombayflotte, und ein französisches Compagnieschiff von 40 Kanonen. Im Februar 1754 überwältigten sie drey holländische Kriegsschiffe von 50, 36 und 18 Kanonen, die zusammen segelten; die beiden größten verbrannten sie, und das kleinste nahmen sie zu ihrem Gebrauch mit sich.

Der englische Commodore Mat
mit drey Linienschiffen eins ihrer Fo
genannt, während der Zeit ein p

1756. Goa abgeschicktes Corps Truppen es zu Lande belagerte; durch die Feigherzigkeit der Portugiesen aber mißlang die Unternehmung: ein gleiches Schicksal hatten zwey Jahre hernach auch die Holländer, die Gheria mit sieben Kriegsschiffen, zwey Bombardiergaliotten, und einer Anzahl Landtruppen angriffen. Von dieser Zeit an hielt man die Forts des Angria für unüberwindlich, so wie seine Flotte mit Recht für fürchterlich gehalten wurde. Dieses blies den Oberräuber so auf, daß er sich als ganz unabhängig von den Maratten erklärte, und ihren Gesandten, die den gewöhnlichen Tribut von ihm zu fodern kamen, die Nasen abschneiden ließ. Die Maratten, die das Land in der Nähe von Bombay bewohnten, hatten der englischen Präsidentschaft oft Vorschläge gethan, diesen gemeinschaftlichen Feind mit vereinigter Macht anzugreifen, allein mancherley Hindernisse hatten der Ausführung dieses Vorhabens bis zu Anfange dieses Jahrs im Wege gestanden. Nunmehr aber schlossen die Engländer ein Bündniß mit Rama-gee Punt, dem hier commandirenden Maratten General, worin sie ihren Beystand zur See versprachen, um Severndroog, Bancoote, und andre dem Angria gehörige Forts zu erobern. Diesem Vertrag zu folge ging der Commodore James, Oberbefehlshaber der Seemacht, der Compagnie in Indien, den 22sten März mit zwey Kriegsschiffen und zwey Bombardiergaliotten unter Segel; allein die übertriebenen Begriffe von Angria's Festungen waren so groß, daß die Präsidentschaft dem Commodore ernstlich befahl, ja nicht seine Schiffe durch den Angriff dieser festen Plätze in

Gefahr zu setzen, sondern nur blos die Häfen zu blo- 1756.
kiren, während die Maratten sie zu Lande belagern würden.

Die Flotte der Maratten bestand aus sieben Grabs und sechzig Gallivats, die 10,000 Mann Landtruppen an Bord hatten; sie vereinigten sich mit den englischen Schiffen, und so segelten beide bis Comara Bay, wo man ankerte, damit die Maratten ans Ufer gehen konnten, weil ihre Religion ihnen verbietet, auf dem Meer weder zu essen, noch sich zu waschen. Von hier ging die Fahrt bis auf funfzehn englische Meilen von Severndroog, wo alle Truppen landeten, um den übrigen Weg zu Lande zu machen. James erhielt Nachricht, daß die feindliche Flotte im Hafen von Severndoog vor Anker läge, und stellte daher dem Admiral der Maratten vor, daß, wenn man in der Nacht dahin segelte, so könnte man ihre ganze Seemacht so vollkommen einsperren, daß kein Schiff würde entrinnen können. Der Admiral gab diesem Vorschlage großen Beyfall, allein er hatte nicht Autorität genug, seine Offiziers zu vermögen, sich früher als des Morgens in Bewegung zu setzen. Kaum wurden die Feinde die Flotte gewahr, als sie sogleich die Anker kapten, und in die See eilten. Der Commodore gab nun das Signal zur allgemeinen Jagd, allein die Maratten waren nicht dazu zu bringen, obgleich ihre Schiffe sehr gut segelten; ihre Furcht vor Angria's Flotte war so groß, daß sie alle zurück blieben, und das Commodore-Schiff, der Protector von 44 Kanonen, allein segeln ließen, bis es ihnen fast aus dem Gesicht entkam. Die Feinde

1756. zeigten hingegen eine außerordentliche Thätigkeit; sie warfen alles über Bord, was nur immer entbehrlich war, um ihre Schiffe zu erleichtern, und spannten nicht allein alle Segel auf, sondern hingen auch dabey ihre Ober- und Unterkleider auf, ja selbst ihre Turbane, um den Wind nach äußerster Möglichkeit zu nutzen. Der Commodore näherte sich ihnen bis auf einen Kanonenschuß, da aber die Nacht heran kam, gab er die Jagd auf, und kehrte nach der Höhe von Severndroog zurück.

Dieser Ort wurde bereits von dem General Rama-gee Punt belagert, wie die Maratten es nannten. Die Unternehmung aber war einem Kinderspiel ähnlich, denn sie feuerten nur aus einer vierpfündigen Kanone, und zwar in einer Entfernung von zwey englischen Meilen; ja selbst in dieser Weite waren die Truppen voller Furcht, so daß sie sich tief in die Erde eingruben. Der Commodore, der aus diesen Operationen urtheilte, daß sie nie ein Fort einnehmen würden, beschloß seine Instruction lieber zu übertreten, als die englischen Waffen zu beschimpfen, von denen man sich bey diesem Entwurf so viel versprochen hatte. Er fing daher den 2ten April an zu gleicher Zeit das Fort Severndroog und das Fort Goa mit Kugeln und Bomben zu beschießen, und zwar mit solchem Nachdruck, daß die Feinde ihre hohen auf Felsen liegenden Bastionen verließen und sich verkrochen. Eine Bombe setzte ein Haus in Brand, das die Besatzung wegen dem Kugelregen sich nicht zu löschen getraute; die Flamme breitete sich daher in dieser trocknen Jahreszeit geschwind aus, und in kurzer Zeit standen alle

Gebäude des Forts im Feuer. Dies griff auch end- 1756.
lich ein Pulvermagazin an, das mit entsezlichem Kra-
chen in die Luft flog. Nun stürzte alles, Männer,
Weiber und Kinder, nebst dem größten Theile der
Garnison aus dem Fort, ungefähr tausend Personen,
die acht Schiffe bestiegen, und sich nach dem Fort
Goa zu retten suchten; die Engländer aber fingen sie
alle auf. Nun wurde das Feuer des Protectors auf
das Fort Goa gerichtet, wo die Feinde es eine Zeit-
lang standhaft aushielten, allein endlich eine Flagge
als Signal der Uebergabe aushingen. Während der
Zeit aber die Maratten anrückten, Besitz davon zu
nehmen, wurde der Commandant gewahr, daß der
Commodore Severndoog noch nicht besezt hatte; er
warf sich daher mit seinen besten Leuten in ein großes
Boot, um dahin zu kommen: es gelang ihm auch,
und nun hoffte er dies Fort so lange zu vertheidigen,
bis er aus dem nahe liegenden Dabul Hülfe bekommen
könnte. Der Protector erneuerte nun das Feuer auf
Severndroog, da aber der Commodore fand, daß der
Commandant die Uebergabe verzögerte, um die Nacht
zu erwarten, wo man ihm wahrscheinlich aus Dabul
zu Wasser Truppen zusenden würde, so landete er
die Hälfte seiner Seeleute, die mit großer Entschlossen-
heit auf das Hauptthor losrückten, sich mit Aexten ei-
nen Weg bahnten, und so ins Fort drangen, worauf
sich die Besatzung ergab; auch das dritte Fort zögerte
nicht lange, diesem Beyspiele zu folgen. Dies war

1756. lichkeit von Angria's Festungen seit zwanzig Jahren in ganz Indien Wurzel gefaßt hatten.

Die Flotte und die marattische Armee begab sich den 8ten April nach Tancoote, einer befestigten Insel sechs Meilen von Severndroog. Die Besatzung, durch das Schicksal der benachbarten Forts in Schrecken gesezt, übergab den Ort bey der ersten Auffoderung, und die Maratten bewilligten, daß die englische Compagnie ihn behalten sollte. Er heißt jezo das Fort Victoria. Das Land rund herum ist dem Admiral des Moguls unterworfen, und wird von Muhamedanern bewohnt, die Bombay mit Rindfleisch versorgen, das an andern Gegenden der Küste schwer zu erhalten ist, weil dort die Beherrscher von der eifrigsten Caste der indischen Religion sind, welche die Kühe göttlich verehren, und die Erlegung dieser Thiere für das größte aller Verbrechen halten.

Rama-gee Punt war über die erlangten Vortheile so vergnügt, daß er dem Commodore 200,000 Rupien anbot, wenn er sogleich Dabul oder ein andres feindliches Fort angreifen wollte, und gewiß war dieses die beste Zeit, da die Feinde wegen dem erlittenen Verlust sich noch in der äußersten Bestürzung befanden. Allein die stürmische Jahreszeit, die an dieser Küste gegen Ende des Aprils eintritt, näherte sich, und da James überdem schon seine Instruction überschritten hatte, so wollte er es nicht wagen, ohne Erlaubniß der Präsidentschaft von Bombay, etwas weiteres vorzunehmen. Um solche jedoch desto schleuniger zu erhalten, segelte er selbst dahin, fand aber seine Obern, ungeachtet der unerwarteten Siege, den-

noch ſo voller Behutſamkeit, daß ſie ihm befahlen, 1756.
die ganze Flotte ohne Verzug in den Hafen zu führen. Er überlieferte daher die Forts den Maratten und kam mit ſeinen Schiffen nach Bombay zurück, die marattiſchen Fahrzeuge aber gingen nach Choul, von welchem Orte ſie ausgelaufen waren.

Im folgenden November langte Watſons Eſcadre in Bombay an, da in dieſer Weltgegend die ſchöne Jahreszeit ſich wieder eingeſtellt hatte; man erneuerte nun den Entwurf, in Verbindung mit den Maratten den Angria anzugreifen, wozu der Admiral Watſon ſeinen Beyſtand verſprach. Wo möglich wollte man auf einmal die Macht des Angria bey der Wurzel anfallen, und Gheria, die Hauptſtadt ſeiner Staaten, der vornehmſte Hafen und das Arſenal ſeiner Seemacht, zu erobern ſuchen. Kein Engländer hatte ſeit vielen Jahren dieſen Ort beſucht, man kannte ihn blos aus der Beſchreibung der Eingebornen, die fürchterliche Nachrichten davon gaben, ſo daß ihn die Europäer wenigſtens für ſo feſt als Gibraltar hielten; auch glaubte man, daß deſſen Lage auf einem Felſen, und von der Seeſeite faſt unzugangbar wäre. Es wurden daher einige Schiffe unter dem braven Commodore James ausgeſchickt, um den ſo berufenen Ort in der Nähe zu betrachten. James fand die feindliche Flotte im Hafen vor Anker liegen, dennoch näherte er ſich dem Fort bis auf einen Kanonenſchuß, betrachtete es ſorgfältig, und kam mit der Nachricht nach Bombay

1756. Hierauf beschloß man den Entwurf mit Nachdruck auszuführen. Die Maratten brachen unter Anführung des Rama-gee Punt aus Choul auf, und James lief mit dem Protector von 44 und zwey andern Schiffen von 20 Kanonen aus, um den Hafen zu blokiren. Wenig Tage nachher folgte der Admiral mit den übrigen Schiffen. Die ganze vereinigte Flotte bestand nunmehr aus vier Schiffen von der Linie, von 70, 64, 60 und 50 Kanonen, eins von 44, drey von 20, ein Grab von 12 und fünf Bombardiergaliotten, in allen vierzehn Schiffe. Außer den Seeleuten hatten sie an Bord 800 Europäer und 2000 Sepoys, unter Anführung des Oberstlieutenants Clive.

Die berühmte Festung Gheria liegt auf dem Vorgebirge eines felsigen Landes, eine englische Meile von dem Eingange eines großen Hafens, der die Mündung eines Flusses ist, welcher von den balagatschen Gebirgen herabströmt. Die funfzig Fuß hohen Felsenwände berühren von allen Seiten das Wasser, und auf diesen Felsen sind die Festungswerke angelegt, die eine doppelte Mauer mit runden Thürmen haben. Die Erdzunge, wodurch das Vorgebirge mit dem festen Lande zusammenhängt, ist sehr schmal und blos eine Sandmasse; wo aber das Erdreich sich ausdehnt, findet man eine große offne Stadt, an welcher der vorbesagte Fluß vorbeyströmt. Auf den Erdzungen waren die Werfte zum Schiffbau angelegt. Damals befanden sich zehn Grabs hier, die mit Tauen zusammengebunden den Werften gegenüber lagen.

Angria gerieth bey Erſcheinung der Flotte in ſol- 1756.
ches Schrecken, daß er die Stadt verließ, und ſie ſeinem Bruder zur Vertheidigung übergab. Er ging gerade zu den Maratten, die ſich unweit der Stadt gelagert hatten, und bemühte ſich den Rama-gee Punt dahin zu vermögen, eine Ranzion für ſein Fort anzunehmen; er verſprach eine große Summe Geld zu erlegen, wenn man mit ihm Friede machen wollte. Der Maratten-General aber benutzte ſeine Unbeſonnenheit, behandelte ihn als einen Gefangenen, und erpreßte von ihm einen Befehl an ſeinen Bruder, das Fort den Maratten zu übergeben; ſeine Abſicht war, es heimlich in Beſitz zu nehmen, und die Engländer von allem Antheil an der Beute auszuſchließen.

Der Admiral bekam hievon Nachricht; er näherte ſich daher ohne Verzug dem Fort, und foderte es auf. Da keine Antwort erfolgte, formirte er ſeine Linie, und fing in einer Entfernung von funfzig engliſchen Ellen an, die Feſtungswerke aus 150 Kanonen und vielen Mörſern zu beſchießen. In zehn Minuten Zeit fiel eine Bombe auf einen von den feindlichen Grabs, und ſezte ihn in Brand, die andern Grabs konnten ſich nicht ſo geſchwind losmachen, als nöthig war, und hatten daher das nämliche Schickſal; ſo daß in weniger als einer Stunde dieſe Flotte, die funfzig Jahre lang das Schrecken der malabariſchen Küſte geweſen war, gänzlich vernichtet wurde. Wäh-

1756. die Nacht näherte. Ein Deserteur brachte indessen die Nachricht, daß das Fort am folgenden Tage den Maratten übergeben werden würde, worauf Clive sofort mit den Truppen landete, und um das Vorhaben der Maratten zu vereiteln, postirte er sich zwischen ihnen und dem Fort. Mit Tagesanbruch foderte der Admiral den Ort abermals auf, mit der Erklärung, daß, wenn man mit der Uebergabe länger als eine Stunde verzögerte, er den Angriff erneuern und niemand bey der Eroberung verschonen würde. Der Commandant bat hierauf um einen Waffenstillstand, unter dem Vorwand, daß er erst des Angria Befehle hierüber erwarten wollte. Der Admiral aber gab diesem Gesuch kein Gehör, und fing von neuem zu feuern an. In einer Viertelstunde sahe man nun die Friedensfahne von den Wällen wehen, dennoch aber wollte man keine englischen Truppen ins Fort lassen. Das Feuer von allen Schiffen wurde nun lebhafter als jemals, worauf die Besatzung von den Mauern herunter rief, daß sie bereit sey sich zu ergeben; Clive nahm also ungesäumt Besitz vom Fort. Man fand, daß die Kanonade zwar den größten Theil der Festungswerke ruinirt hatte, dabey aber war der Felsen noch immer ein unbezwingbares Bollwerk, so daß, wenn die Feinde muthig ausgehalten hätten, der Ort nur allein durch eine regelmäßige Belagerung von der Landseite konnte erobert werden. Die Beute bestand in 200 Kanonen, 6 Mörsern, und einer großen Menge Munition, desgleichen Kriegs- und Seegeräthe aller Arten. Das Geld und andre Sachen von Werth, belief sich auf 120,000 Pf. St. Es wurde alles

unter die Sieger vertheilt, ohne etwas für die engliſch- 1756.
oſtindiſche Compagnie zurück zu behalten. Außer den verbrannten Schiffen lagen hier noch zwey andre in den Werften, eins derſelben war für 40 Kanonen zugerichtet; beide wurden nun zertrümmert. Während der Zeit man die Beute an Bord brachte, foderten die Maratten andre Forts auf, die ſich ihnen alle ohne Widerſtand ergaben, ſo daß ſie in Monatsfriſt ſich wieder im Beſitz aller Ländereyen befanden, die ihnen die Familie des Angria entriſſen hatte, und die ſie ſeit ſiebenzig Jahren nicht mehr hoffen wieder zu bekommen. Die engliſche Flotte ging im Anfange des Aprils nach Bombay zurück, und bald darauf ſegelte ſie nach Madras, wo Watſon den 12ten May anlangte.

Das von hier aus in Begleitung des Nabobs abgeſchickte Detaſchement, deſſen Abſicht war, den Tribut von den nordiſchen Polygars einzuſammeln, erreichte den Endzweck, ohne Feindſeligkeiten zu begehn. Ungefähr funfzig Meilen nordwärts von Madras liegen die Diſtricte drey ſehr angeſehener Polygars, des Bangar Yatcham, des Damerla Venkipatah, und des Bom-rawze. Der erſte iſt im Beſitz des am Ufer gelegenen Orts Cottapatnam, und ſeine vornehmſte Stadt Venkati-Gherri liegt funfzig Meilen landeinwärts; die Diſtricte der andern liegen mehr nach Süden, und die Gränzen des Bom-rawze ſind nur dreyßig Meilen von der Stadt Arcot entfernt.

1756. und Bom-rawze 80,000 Rupien. Obgleich diese Summen lange nicht dem Rückstande gleichkamen, so nahm man sie doch an, weil man sie nicht bekriegen wollte, und der Nabob die Truppen wider einen andern weit ansehnlichern Lehnsassen zu brauchen wünschte. Dies war der berühmte Mortiz-ally von Velore, dessen Reichthümer, ausgedehnte Ländereyen und Nachbarschaft von Arcot ihm in der Provinz fast so viel Ansehn als dem Nabob selbst gaben. Die Unabhängigkeit, die dieser verhaßte Rival zu erkennen gab, kränkte den Nabob so sehr, daß die Regierung in Madras endlich seinem dringenden wiederholten Bitten nachgab, und ihm Truppen zur Eroberung von Velore bewilligte. Man verstärkte das bereits im Felde stehende Corps, das jezt aus 500 Europäern und 1500 Sepoys bestand. Der Phousdar Mortiz-ally erfuhr kaum die Annäherung der Engländer, als er sich an den Gouverneur in Pondichery wandte, der darauf an die Regierung in Madras schrieb, daß er ihr Vorhaben auf Velore als einen Friedensbruch ansähe, und daß er die Feindseligkeiten wieder anfangen würde, wenn man die englischen Truppen nicht gleich zurück beriefe. Um dieser Drohung Gewicht zu geben, ließ er 700 Europäer und 2000 Sepoys ins Feld rücken.

Dieses muthige Betragen des Gouverneurs Leyrit gründete sich auf die erhaltene Nachricht, daß die englische Escadre sich zum Kriege mit Angria rüstete, und also noch in vielen Monaten nicht wieder auf der Küste von Coromandel erscheinen dürfte. Der Major Kilpatrick hatte sich indessen nahe bey Velore ge-

lagert, und fand den Ort zu sehr befestigt, um mit so 1755.
wenigen Truppen, als er bey sich hatte, eingenommen zu werden; hiezu kam seine Besorgniß wegen der Franzosen, die ihm im Rücken stunden. Mortiz-ally aber befand sich in noch größerer Unruhe, denn außer der Furcht vor einem lebhaften Angriffe, war für ihn nichts so schrecklich, als französische Truppen ins Fort einzunehmen, ob er gleich, um die Engländer zu hintergehn, erklärte, daß er diesen Schritt thun würde, sobald sie den Ort zu beschießen anfingen. Da also beide Theile dringende Ursachen zu einem Vergleiche hatten, so begab sich Mahomed Issoof nach Velore, um wegen den Bedingungen zu unterhandeln. Der Phousdar, voller Angst und Ungeduld, hatte schon vorher seinem Agenten in Madras Befehl gegeben, der englischen Regierung Vorschläge zu thun, die wegen der Franzosen in Sorgen stand. Der Agent wußte diesen Umstand gut zu nutzen, und kam vorläufig mit den Engländern überein, daß sie gegen Bezahlung von 100,000 Rupien an die Compagnie ihre Truppen zurückrufen wollten. Diesem Vergleich zufolge wurde ein Mitglied der Regierung nach Velore geschickt, der bey seiner Ankunft mit Verwunderung hörte, daß Mortiz-ally bereits einen andern Vergleich mit Kilpatrick eingegangen war, worin er 400,000 Rupien zu bezahlen versprochen hatte, wenn die Truppen gleich zurück marschiren wollten, und daß er auch schon auf Abschlag der verglichenen Summe einige versiegelte Geldsäcke herausgeschickt habe, die wie er sagte, 20,000 Rupien enthielten. Mittlerweile aber war auch der Agent aus Madras bey Velore ange-

1756. kommen, und hatte durch geheime Mittel von der Instruction des Abgeordneten alle Umstände erfahren; er begab sich daher ins englische Lager, und versicherte von des Phousdars Bereitwilligkeit, die verlangten 100,000 Rupien zu bezahlen. In dieser Verlegenheit hielt der englische Abgeordnete es fürs beste, seinen Auftrag zu verleugnen, mit dem Vorgeben, daß er blos gekommen sey, das dem Major Kilpatrick bewilligte Geld in Empfang zu nehmen. Um dieses noch mehr zu bestätigen, entschloß er sich sogleich nach Arcot abzureisen, wobey er sagte, daß er dem Major alles überließe, auch nöthigenfalls nach Gutdünken Feindseligkeiten anzufangen. Dieses beunruhigte Mortiz-ally so sehr, daß er gleich Boten an die französischen Truppen absandte, mit der Bitte sich zu nähern; zu eben der Zeit aber schickte er seinen Agenten dem Abgeordneten nach, um von ihm eine Conferenz in Velore zu erbitten, wobey er mit anscheinender Unterwürfigkeit versprach, alles einzugehn, was die Engländer in Ansehung seiner Streitigkeit mit dem Nabob bestimmen würden. Der Abgeordnete kehrte hierauf ins Lager zurück, und begab sich in Begleitung des Issoof und zwey englischer Offiziers nach der Stadt.

Der Phousdar gab ihnen ein prächtiges Gastmahl, und verfügte sich nachher mit ihnen in sein Cabinet, wo er, anstatt den mit Kilpatrick gemachten Vergleich zu erfüllen, durchaus leugnete, je an einen solchen gedacht zu haben. Der gegenwärtige Issoof, der die Unterhandlung gepflogen hatte, erzählte hierauf alle Umstände derselben. Der Phousdar ließ ihn ruhig

ausreden, und ſagte ihm ſodann ins Geſicht, daß 1756.
alles Lügen wären. Iſſuof ſprang von ſeinem Sitz auf, und legte die Hand an den Dolch; der feigherzige Moriz-ally fing an zu ſchreyen, und ſeine Soldaten wollten ſchon ins Zimmer ſtürmen; der Abgeordnete aber legte ſich ins Mittel, und überzeugte ihn, daß ſeine eigne Sicherheit verlangte, ſie nicht näher kommen zu laſſen. Die Conferenz wurde nunmehr fortgeſezt, jedoch zeigte der Phousdar keine Luſt, mehr als 200,000 Rupien zu bezahlen, dagegen er von der Regierung in Madras das Verſprechen verlangte, daß er nie wieder weder von den Engländern noch von dem Nabob beunruhigt werden ſollte. Der Abgeordnete glaubte, daß dieſe Summe keine Entſchädigung ſey, alle künftigen Abſichten auf dieſen wichtigen Ort aufzugeben, er brach daher die Unterhandlung ab, und ging ins Lager zurück.

Mittlerweile waren die Franzoſen bis Arni vorgerückt. Dieſe Bewegung that den Feindſeligkeiten der Engländer Einhalt. Da man nun keine weitern Vorſchläge von Moriz-ally hörte, ſo marſchirte Kilpatrick nach Arcot, und die Franzoſen gingen nach Pondichery zurück. Die Regierung in Madras hatte dieſe Expedition blos dem Nabob zu gefallen unternommen, daher ihr der ſchlechte Erfolg wenig Kummer machte; ſie war nunmehr im Stande, mit deſto größerm Nachdrucke die Länder von Madura und Tini-

aver bekriegte und
Tinivelly, um es
geſchehn konnte,

1756. als wenn er den Darleihern Anweisungen auf Ländereyen gäbe. Mittlerweile aber machten Pulitaver, Moodemiah und Nabi Cawn Catteck größere Entwürfe. Der erstere hatte mehr durch seine Klugheit und Thätigkeit als durch seine Macht sich bey den westlichen Polygars von Tinivelly in große Achtung gesezt. Der mächtigste dieser Polygars war der von Vadagherri, dessen Ländereyen an Pulitavers Ländereyen gränzten, allein sie an Umfang und Volksmenge weit übertrafen. Er unterwarf sich jedoch blindlings seinem Gutachten, und ließ seine Soldaten gleich marschiren, so bald es Pulitaver verlangte. Die östlichen Polygars waren unter der Leitung des Catobominaig. Man schlug eine Conföderation unter beiden Abtheilungen vor; allein Catobominaig, der wegen seiner den Engländern gegebenen Geisel besorgt war, die sich in Tritchinapoly befanden, schlug diese Vereinigung ab; dagegen aber versprachen die Polygars von Madura ihren Beystand, auch traten die von Nattam zum Bunde.

Eine so große ausgebreitete Conföderation konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben. Die Regierung in Madras bekam davon durch den Capitain Calliaud Nachricht, der in Tritchinapoly commandirte, und der Nabob erhielt sie von dem Statthalter von Madura. Man war hierüber nicht wenig beunruhigt, denn die Provinz Madura ist wegen ihrer Lage, ihrem Umfang und Vertheidigungsörtern, das Bollwerk sowohl von ihrem eignen Lande als von Tinivelly. So überzeugt auch die Regierung von der großen Unfähigkeit des Maphuze Khan gewesen war, so hatte sie

ihn doch aus Achtung für den Nabob bisher mit Nachsicht behandelt; da sie aber nun durch sein übles Betragen das Ganze in Gefahr sahe, beschloß sie selbst die Verwaltung dieser Länder zu übernehmen. Ein reicher Einwohner von Tinivelly, Namens Moodilee, kam um diese Zeit nach Madras, und erbot sich das ganze Land in Pacht zu nehmen; allein es war Zeit erfoderlich, nebst genauen Kenntnissen des Gegenstandes, um wegen der Bedingungen einig zu werden. Indessen war es nöthig, schleunige Maaßregeln zur Vertheidigung des Landes zu ergreifen; da jedoch keine Europäer aus dem Carnatick entbehrt werden konnten, so schickte man 1000 Sepoys dahin, zu welchen noch einige Truppen des Nabobs und die dem Maphuze Khan übrig gebliebenen stießen. Das ganze Corps wurde der Anführung des Issoof übergeben, der sich bey so vielen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte. 1756.

Mittlerweile waren Pulitqver, Nabi Cawn Catteck und Moodemiah mit ihren Bundsgenossen ins Feld gerückt, und hatten sich in der Nähe von Madura bey Chevelpetere gelagert. Dieses Fort liegt an dem Fuße der westlichen Gebirge, und die Vertheidigung desselben, wie auch der umliegenden Gegenden war dem Abdul Rahim anvertraut, einem Stiefbruder des Nabobs und des Maphuze Khan. Seine Truppen bestanden, 200 Sepoys ausgenommen, in zusammengerafftem Landvolk und 500 Reitern, der Kern von des Maphuze Khans Cavallerie, die sämtlich Muhamedaner waren, und auf die Indier als Soldaten mit der äußersten Verachtung herabsahn. Sie munterten ihre Befehlshaber zu einer Schlacht

1756. auf, die auch ihrem Anſuchen Gehör gaben; ſie wurden aber umringt und geſchlagen. Die Reiter hieben ſich jedoch muthig durch, obgleich mit großem Verluſt, und warfen ſich in Chevelpetore. Hier wollte Abdul Rahim ſich behaupten, bis er entweder von Madura oder Tinivelly Hülfe bekäm, allein die Reiter, welche lange keinen Sold erhalten hatten, und ſich fürchteten ihre Pferde während der Belagerung aus Mangel an Proviant zu verlieren, wollten davon nichts hören, und verließen alle das Fort; viele von ihnen gingen zu den Feinden über. Die Folge davon war die Einnahme des Forts, das ſich nur wenige Tage hielt; die vornehmſten Befehlshaber waren jedoch ſo glücklich zu entfliehen.

Dieſe Vortheile vermochten die Polygars von Madura, die bisher nur Zuſchauer geweſen waren, ſich mit den andern zu verbinden, ſo daß die ganze Macht nun aus 25000 Mann beſtand, unter denen 1000 Reiter waren. Ihre Anführer beſchloſſen erſt dem Maphuze Khan in Tinivelly eine Schlacht zu liefern, bevor ſie die Stadt Madura angriffen. Dieſer hatte den Catobominaig vermittelſt der Einräumung einiger Diſtricte dahin gebracht, ſich nebſt den andern öſtlichen Polygars mit ihm zu verbinden; ſeine beſten Truppen waren jedoch die engliſchen Sepoys und 1500 Mann Cavallerie. Es kam den 21ſten März unweit Tinivelly zur Schlacht; man focht von beiden Seiten mit mehr als gewöhnlichem Muth, bis Moodemiah todt vom Pferde ſtürzte. Nun retteten ſich alle Waldbewohner mit der Flucht; 2000 Colleries wurden niedergehauen, und 300 Pferde nebſt al-

len ihren Kanonen und Elephanten erbeutet. Dieser 1756.
Sieg rettete Madura, denn die Armee der Waldfürsten wurde dadurch ganz zerstreut, und jedermann eilte nach Hause.

Die Nachricht von diesem Siege kam nach Tritchinapoly, da Issoof eben fertig war aufzubrechen. Sein Corps bestand aus 1200 Sepoys, 100 Kaffern und 150 Colleries; er hatte vier Feldstücke bey sich und eine schwere Kanone, die von Europäern bedient wurde. Der König von Tanjore sowohl als der Polygar Tondiman waren eingeladen worden, ihre Truppen dazu stoßen zu lassen, allein der König, der mit der Regierung in Madras wegen ihrer Einmischung in seiner alten Sache nicht zufrieden war, schlug es ab; der Polygar aber bewilligte es.

Catobominaig und der Polygar von Etiaporum hatten mit dem Capitain Calliaud wegen Auslösung ihrer Geisel Unterhandlung gepflogen, und man war überein gekommen, daß das Lösegeld bezahlt werden sollte, sobald sie dem Tondiman überliefert würden. Issoof nahm daher die Geisel mit sich, und übergab sie dem Polygar, worauf er seinen Marsch fortsezte, ohne erst die Waldtruppen zu erwarten, die noch nicht in Bereitschaft waren, und langte den 6ten April in Madura an. Der Commandant dieser Stadt, Danisch Mend Khan, wünschte Issoof von aller Einmi-

1756. wäre, wenn auch nur blos die Colleries einen Versuch darauf gewagt hätten. Dennoch geschah es mit grossem Widerwillen, daß sich der Commandant bequemte eine Verstärkung von 200 Sepoys in die Stadt aufzunehmen. Issoof marschirte hierauf nach Chevelpetore, das unerachtet der lezten Niederlage noch immer in feindlichen Händen war; bey seiner Annäherung aber wurde das Fort geräumt. Er ließ hier eine Besatzung zurück, und vereinigte sich bey Cayetar mit der Armee des Maphuze Khan.

Bisher hatte Issoof von den Landeseinkünften noch kein Geld einsammeln können, das ihm doch zum Unterhalt seiner Truppen höchst nöthig war. Die Verheerungen der Polygars hatten diese Länder zu Wüsten gemacht. Maphuze Khan war in noch grösserer Verlegenheit, denn er befand sich unfähig so wenig die mit dem Obersten Heron festgesezten Pachtgelder zu entrichten, als seine Truppen zu bezahlen, ja er konnte nicht einmal ihnen den täglichen Unterhalt verschaffen. Dieser Geldmangel beraubte ihn der nöthigen Autorität über die Jemadars, oder Befehlshaber der Reiterey, die in Indostan, so wie vor Alters in Italien, ihre Schaaren vermiethen, und bey diesem Handel nicht wenig gewinnen. In allen andern Theilen seiner Administration fand man eben so große Unordnungen, und eine gänzliche Zerrüttung, die noch durch die Trägheit und Unentschlossenheit seines Charakters gekrönt wurde.

Die Armee rückte nun in die Wälder, und lagerte sich bey Coilorepettah, einem starken Fort, das dem Polygar Condam-naigue gehörte, der unter aller-

ley Vorwande den ſchuldigen Tribut zu zahlen verzö- 1756.
gerte. Iſſoof wollte ſich nicht verſpotten laſſen; er ſtürmte daher das Fort, das aber wohl vertheidigt wurde, ſo daß er 83 Todte und Verwundete unter den Seinigen zählte. Es wurde jedoch erobert, und alle Colleries, die noch lebten, nebſt ihrem Polygar zu Gefangenen gemacht. Dieſes Beyſpiel verbreitete ein ſo großes Schrecken unter allen benachbarten Waldfürſten, daß ſie ſich entweder in Perſon oder durch Abgeordnete unterwarfen; ſelbſt Pulitaver that Friedensvorſchläge. Nur allein der Polygar von Calancandan ſchlug es ab zu gehorchen; Iſſoof griff daher ſein Fort an, und eroberte es.

Die Regierung in Madras hatte ſeit dem Rückzuge ihrer Truppen von Velore keine Veranlaſſung neue Feldzüge im Carnatick vorzunehmen, mit Gefahr die Franzoſen wieder aufzubringen: und die Regierung in Pondichery, durch Nachrichten geleitet, von denen die Engländer nichts wußten, war ebenfalls abgeneigt, ſich in Feindſeligkeiten einzulaſſen, die ihre in Decan erlangten Vortheile hätten ſchwächen können; da dieſe ohnehin jezt in großer Gefahr und Ungewißheit waren.

Salabad-jing war im Februar wieder ins Feld gerückt, und marſchirte auf Savanore los, die Hauptſtadt von einem der vormaligen pitaniſchen Nabobs, durch deren Verrätherey Nazir-jing und Murzafajing waren ermordet worden. Der Nachfolger dieſes

Na
kenr
dem

1756. dem Geiſte der Unabhängigkeit ſich der Oberherrſchaft des Saha Rajah, oder Königs aller marattiſchen Völkerſchaften, entzogen hatte. Die Stadt Savanore liegt 200 Meilen ſüdweſtlich von Golconda, in einer großen Ebene; ſie iſt ſehr anſehnlich, wohl bevölkert, und mit Mauern, Baſtionen und Thürmen umgeben. Unweit davon findet man auf einem Felſen ein ſehr ſtarkes Fort, das Bancapour genennt wird. Das Land des Morari-row liegt 220 Meilen ſüdwärts von Golconda; es gränzt nach Norden an Canoul, nach Süden an Colala, und nach Weſten an Savanore.

Zur Zeit dieſes Feldzugs gegen den pikaniſchen Nabob und den Marattenfürſten war Seid-Laſkar Khan nicht mehr Duan oder oberſter Miniſter des Salabad-jing; denn ungeachtet ſeiner Eidſchwüre, wodurch er 1753 in Aurengabad die Verſöhnung mit Buſſy beſiegelt hatte, arbeitete er insgeheim alle ſeine Entwürfe zu vereiteln. Sobald Buſſy hievon überzeugt wurde, nahm er ihm ſeine Würde, und ertheilte ſie Schanavaze Khan, der ſie ſchon ehemals lange beſeſſen hatte, und die Franzoſen eben ſo ſehr wie ſein Vorgänger haßte, allein es mit großer Vorſicht verbarg.

Jaffer-Ally Khan, der vorige Nabob von Rajahmundrum, hatte Lehnsländer in Decan von Salabad-jing erhalten, als er ihm 1754 in Aurengabad huldigte, und ſeiner
ſeinen Obern nun mi
hielt ihn für einen m
Statthalterſchaft ver

franzöſiſchen Compagnie eingeräumt hatte, ſo hegte 1754.
er einen tödtlichen Haß gegen Buſſy und alle Franzoſen; er vereinigte ſich alſo mit Schanavaze Khan. Beide hatten zahlreiche Anhänger, die alle zuſammen eine mächtige Partey formirten, und entſchloſſen waren alles anzuwenden, um die Europäer vom Salabad-jing zu entfernen.

Der Friede zwiſchen dem Subah und Balagerow dauerte noch immer fort, daher ſollte nach dem Entwurfe des Duans der lezrere den Morari-row angreifen, während der Zeit Salabad-jing auf Savanore losgehn würde. Der thätige Morari-row aber kam ihnen zuvor, und verſtärkte die Beſatzung dieſer Hauptſtadt mit einem beträchtlichen Corps Maratten, die er ſelbſt anführte. Die franzöſiſche Compagnie war ihm noch von dem Kriege im Carnatick her eine große Geld-Summe ſchuldig, wofür ihm die Regierung in Pondichery eine Verſchreibung gegeben hatte. Da man an keine Bezahlung dachte, ſo drohete er beſtändig bey der nächſten Gelegenheit den Franzoſen allen möglichen Schaden zu thun. Die große Macht aber, die jezt gegen ihn anrückte, verurſachte jedoch, daß er ingeheim an Buſſy den Antrag that, ſeine Anſprüche auf die franzöſiſche Compagnie aufzugeben, wenn er zwiſchen ihm und Balagerow eine Ausſöhnung gegen billige Bedingungen bewirken wollte. Es kam zur Unterhandlung, die Buſſy ganz allein übernahm, und

Man weiß nicht, als daß Morari-row die Verſchrei-

1756. bung der französischen Compagnie zurück gab. So-
bald der Friede geschlossen war, nahm der Duan die
Larve ab, und stellte Salabad-jing vor: „Daß die
„Stadt Savanore leicht hätte eingenommen werden
„können, wenn Bussy nicht die Vortheile seiner Na-
„tion dem Interesse des Subah vorgezogen; daß die
„Franzosen ihm noch nichts von den Einkünften der
„Provinz Arcot gegeben, ob es gleich bereits fünf
„Jahre sey, daß sich die Verwaltung dieses Landes in
„ihren Händen befände; dagegen ersuchte eben jezt
„Mahomed-Ally, der Bundsgenosse der Engländer,
„um die Bestallungsbriefe, wobey er einen jährlichen
„Tribut von 3,200,000 Rupien zu erlegen verspro-
„chen, außer einem gegenwärtigen Geschenke von
„1200,000 Rupien, das er gleich nach Empfang der
„Patente machen wollte.“

Es erhellt aus der oben erzählten Kriegsgeschichte, daß durch den Widerstand der Engländer die Franzosen bey ihrem Titularbesitz der Provinz Arcot eben nicht viel gewonnen hatten; auch ist schwer zu bestimmen, in wiefern das Vorgeben wegen des Nabobs Anerbieten gegründet war, da die Regierung in Madras nichts davon wußte; genug es scheint, daß es Bussy glaubte. Der Haß des Jaffer-ally-Khan gegen die Franzosen war ohne Gränzen, daher er auch beständig mit den Engländern Briefe wechselte, und jezt so weit ging, den Subah ohne den geringsten Grund zu versichern, daß, wenn er die französischen Truppen entfernen wollte, ihre Stelle sogleich durch eine gleiche Anzahl Engländer wieder ersezt werden würde. Die Faction gegen die Franzosen wurde täglich stärker,

und Salabad-jing, ſo viel Hochachtung er auch für Buſſy hatte, beſaß nicht Entſchloſſenheit genug, dieſer mächtigen Verbindung zu widerſtehen. 1756.

Schanavaze Khan theilte nun ſeinen Entwurf dem Balagerow mit, und bat um ſeinen Beyſtand als in einer gemeinſchaftlichen Sache, wobey er ihm als das kürzeſte und ſicherſte Mittel vorſchlug, den Subah und den Decan von dieſen gefährlichen Feinden zu befreyen, den unbezwinglichen Buſſy zu ermorden. Zwiſchen dieſem vortreflichen Befehlshaber und Balagerow waren mancherley Höflichkeitsbezeugungen vorgefallen, nicht allein in dieſem Feldzuge, ſondern ſchon bey andern Gelegenheiten, und Beide ſchätzten einander hoch. Dieſer Umſtand, und der edle Charakter des marattiſchen Großfeldherrn, der ſich unter den Großen in Indoſtan hierin ſo ſehr auszeichnete, verurſachte, daß er den Antrag mit Abſcheu verwarf; auch wollte er nichts von dem Vorſchlage hören, die franzöſiſchen Truppen anzugreifen, denn er hatte die Abſicht, ſich mit Buſſy vielleicht ſelbſt zu verbinden, im Fall keine Ausſöhnung zwiſchen ihm und Salabadjings Miniſtern geſchehen ſollte. Obgleich der Duan durch die abſchlägige Antwort des Balagerow ſtutzig gemacht wurde, ſo beharrte er doch bey ſeinem Vorſatz, und meldete Buſſy im Namen des Subah die Entlaſſung der franzöſiſchen Truppen aus ſeinem Dienſte, mit Befehl ohne Verzug ſich mit ihnen aus ſeinen

1756. Bussy wußte nur zu wohl, daß Salabad-jing diese Entschließung mehr aus Schwachheit als aus Abneigung gefaßt hatte, und schmeichelte sich, daß irgend ein günstiger Vorfall bey einer an Begebenheiten immer fruchtbaren Regierung ihn bald wieder dahin bringen würde, die französischen Truppen zurück zu rufen; er empfing daher diesen Befehl ohne den geringsten Unwillen zu zeigen, im Gegentheil sagte er, daß er so sehr als seine Feinde wünschte, eine Verbindung aufzugeben, die mit so viel Eifersucht und Mißvergnügen verknüpft wäre. Die Heere standen damals im Lager; Bussy brach sogleich mit seinen Truppen auf, und lagerte sich in einiger Entfernung von der Armee des Salabad-jing, wobey er sagte, daß seine Absicht wäre nach Masulipatnam zu marschiren. Er fertigte indessen Eilboten nach Pondichery ab, um die Regierung zu ersuchen, mit der möglichsten Geschwindigkeit alle Truppen, die man nur immer auf der Küste von Coromandel entbehren könnte, dorthin zu schicken. Der Subah, der nun gänzlich von Schanavaze Khan regiert wurde, sandte auch Briefe nach Madras, denen ein Agent folgte, mit Ersuchen an die Regierung, ihm so geschwind als möglich ein Corps Truppen zu senden, um ihm die Franzosen aus seinen Staaten vertreiben zu helfen.

An dem nämlichen Tage, als die Franzosen die Armee des Salabad-jing verließen, schickte Balagerom einige seiner vornehmsten Befehlshaber zu Bussy, um ihm förmlich zu seiner Trennung von einer so treulosen und undankbaren Nation, als die Mohren wären, Glück zu wünschen. Dies waren seine eigentlichen

Ausdrücke. Er ließ ihm dabey eine Verbindung mit 1756.
den Maratten antragen, und zwar unter eben den Bedingungen und mit eben den großen Vortheilen für die französisch-ostindische Compagnie, als Salabad-jing bewilligt hatte; kurz, die Franzosen sollten Hülfstruppen der Maratten werden, und in ihrem Sold stehen. Bussy schlug dies Anerbieten mit der Entschuldigung aus, daß er von der Regierung in Pondichery abhinge, und trat seinen Marsch an. Balageron zeigte dabey eine der alten Ritterschaft würdige Denkungsart, und schickte ein Corps von 6000 Maratten ab, mit Befehl Bussy zu begleiten, bis er völlig in Sicherheit seyn und nichts mehr von Salabad-jings Truppen zu besorgen haben würde; und um diese Höflichkeit vollkommen zu machen, so wurde die Anführung dieser Cavallerie einem der vornehmsten Marattenfürsten, Namens Malarjee Holcar, aufgetragen, der außer seinem Range, Reichthümern und erworbenem Ruhm, als ein vortreflicher Feldherr bekannt war.

Die französischen Truppen, mit denen Bussy diesen denkwürdigen Rückzug machte, bestanden in 600 Mann europäischer Infanterie, 200 Husaren, Dragonern und Grenadiers zu Pferde, und 5000 wohl disciplinirter Sepoys nebst einem starken gut besezten Zug Feldartillerie. Diese Truppen, in Verbindung mit der marattischen Cavallerie, waren vollkommen im

1756. mit dem lebhafteſten Dank, den er mit Geſchenken an Holcar und Balagerow begleitete. Er irrte ſich aber ſehr in Anſehung ſeiner Sicherheit; denn Schanaraze Khan, der durch ſeine Kundſchafter ſehr ſchleunige Nachricht von dem Abzuge der Maratten erhielt, ließ nun 25000 Mann eiligſt aufbrechen, um die Franzoſen zu verfolgen. Das Commando dieſer Armee hatte Jaffer-Ally Khan, der geſchworne Feind des franzöſiſchen Namens. Zugleich wurden an alle benachbarte Provinzen Befehle geſandt, dem Marſch der Franzoſen alle nur mögliche Hinderniſſe in Weg zu legen. Niemand aber wagte dieſen Befehl zu vollziehn, bis ſie das Land eines Polygars, Naladiran genannt, erreichten, nahe bey den Ufern des Kriſtna, 90 Meilen von Hyderabad. Dieſer Waldfürſt, der ſich auf ſeine Waldungen, Moräſte und vielen Abwege verließ, hemmte den Marſch einige Stunden lang, wobey einige Europäer umkamen; unter dieſen war ein verdienſtvoller Offizier, Namens la Martiniere. Sie kamen endlich aus den Wäldern heraus, und da ſie den Kriſtna wadbar fanden, ſo langten ſie bald an der andern Seite des Ufers an. Kaum aber waren ſie alle herüber, als der Fluß zu ſchwellen anfing, und ſich des Subah Armee zeigte. Das wohlthätige Anſchwellen hielt die Verfolger vierzehn Tage lang am Ufer auf, und erlaubte den Franzoſen ihren Marſch ungeſtört fortzuſetzen. Es waren von hier noch mehr als 200 engliſche Meilen nach Maſulipatnam, und der Weg ging durch ein ſehr rauhes und unwirthbares Land. Unter den Europäern befanden ſich eine Menge Kranke, die den Zug ungemein er-

schwerten; die Munition war sehr verringert, der Proviant mangelte, und das Geld war noch rarer als alles andre. Die Sepoys fingen an zu murren und auszureißen. Bussy wußte, daß diesen mannichfaltigen Uebeln nicht besser als in Hyderabad abgeholfen werden könnte, wo er viele Verbindungen hatte, er änderte daher seinen Entwurf, und nahm den Marsch nach dieser Stadt, woselbst er den 14ten Junius anlangte. 1756.

Hyderabad liegt 60 englische Meilen nordwärts vom Kristna, und hat eine zwanzig Fuß hohe Mauer mit runden Thürmen besetzt; ein Theil derselben wird vom Fluß Moussi bewässert. Ueber denselben befindet sich eine steinerne Brücke 300 englische Ellen lang, jedoch ohne Bogen. Die Besatzung hier war nur geringe, da die meisten Truppen zum Heer des Subah gestoßen waren.

Die Franzosen lagerten sich nahe bey der Stadt, deren Einwohner hierüber in großes Schrecken geriethen, das jedoch Bussy durch seine Zusicherungen bald stillte; er versprach niemand etwas zu Leide zu thun, wenn man seine Soldaten als Freunde behandeln würde. Dies geschah, und eine friedliche Verbindung fand bald zwischen der Stadt und dem Lager Platz; die Wechsler liehen sogar große Summen Geld an Bussy auf seinen eignen Credit, womit er den rückständigen Sold der Sepoys bezahlte. Diese aber, anstatt damit zufrieden zu seyn, verlangten noch Geld voraus, weil sie wegen der Zukunft nicht ganz ohne Grund besorgt waren; da man ihnen dies nun versagte, so liefen sie Compagnienweise davon. Eine

1756. Anzahl Büffelochsen, deren man sich zum Getreide-Transport bediente, wurden 15 Meilen von der Stadt mit ihren Ladungen durch die Truppen des Districts weggenommen, die sich mit einigen herumstreichenden Maratten verbunden hatten. Bussy sandte hierauf einen Agenten, Namens Romi Khan, dessen er sich gewöhnlich zu Bothschaften bediente, zum Commandanten der Stadt, mit Ansuchen ihm die Büffelochsen wieder zu zustellen, oder dafür den Werth zu erlegen. Der Befehlshaber, Ibrahim-ally, war ein Neffe des Jaffer-ally Khan und auch sein Schwiegersohn, folglich ein eben so großer Feind der Franzosen wie sein Onkel, daher er die Botschaft verspottete, und den Abgeordneten verächtlich behandelte. Dieser erwiederte das Betragen auf eine ähnliche Weise, worauf Schimpfreden erfolgten, die Romi Khan auf der Stelle rächte, und dem Ibrahim-ally seinen Dolch durchs Herz stieß, allein von dem Gefolge des Ermordeten auch sogleich niedergemacht wurde. Dennoch erzeugte dieser Vorfall bey den Einwohnern der Stadt keinen Haß gegen die Franzosen, denn das Volk in Indostan ist gewöhnlich so sehr unterdrückt, daß, wenn sie nicht bey dem Tode eines ihrer Obern froh sind, sie doch höchst selten seinen Verlust bedauern; ausgenommen in einigen Provinzen, wo die Religion und das Alterthum mit den Abkömmlingen ihrer alten Beherrscher Liebe und Verehrung verknüpft hat.

So eilfertig auch alle Veranstaltungen zum weitern Marsche getroffen waren, so befanden sich die Franzosen doch noch nicht in Bereitschaft, von Hr

abad aufzubrechen, als sie schon die in des Subah 1756.
Dienst stehende marattische Cavallerie erscheinen sahen; es waren deren 12000, von mehrern Befehlshabern angeführt, die nicht von Balagerow abhingen, sondern von der mogulschen Regierung Lehen in Decan unter der Bedingung erhalten hatten, erfoderlichen Falls Kriegsdienste zu leisten. Diese Cavallerie zeigte sich den 26sten Junius, und lagerte sich sechs Meilen von der französischen Armee. Den folgenden Tag wurde Bussy im Namen des Subah aufgefodert, alle seine Artillerie auszuliefern, die sechs Feldstücke ausgenommen, die er aus Pondichery mitgebracht hatte; ferner sollte er allen Attributen seiner mohrischen Würden entsagen. Gegen diese Bedingungen versprach man ihn ruhig nach Masulipatnam ziehn zu lassen. Bussy erwiederte, daß er keine Befehle ihn zu entwaffnen anerkenne, und daß er seine Würden vom Kaiser und nicht von Salabad-jing erhalten hätte. Die Unterhandlung wurde jedoch von beiden Seiten fortgesezt.

Einige Tage hernach fiel durch die Unvorsichtigkeit eines Husaren-Offiziers ein groſses Scharmützel vor, zwischen einem Trupp französischer Reiter und den Maratten, die sie umringten; es wäre keiner dieser Husaren davon gekommen, wenn nicht die französischen Dragoner ihnen zu Hülfe geeilt wären. Die Maratten gaben nun das Gefecht auf, nachdem sie drey Husaren getödtet, und siebenundzwanzig gefährlich verwundet hatten; ihre Beute bestand nur in sechs Pferden und sieben Mützen, die sie als Trophäen an Salabad-jing schickten. Ihre Befehlshaber, durch

1754. diesen kleinen Sieg aufgeblasen, schlugen jezt so ausschweifende Bedingungen vor, daß Bussy alle Unterhandlungen abbrach, und seine Offiziers zusammen rief.

Er stellte ihnen vor, „daß, da es den französischen Truppen so sehr an Cavallerie fehlte, so „würde es kaum der Infanterie und Artillerie allein „möglich seyn, den langen Zug von Wagen zu decken, „die in so großer Anzahl für die Kranken, für die „Bagage, Proviant und Munition erfoderlich wären, und zwar auf einem Marsche von 200 Meilen „bis Masulipatnam, da sie unaufhörlich sowohl von „den Maratten als von der andern herannahenden „Reiterey des Subah würden beunruhigt werden. „Sollten sie auch so glücklich seyn, alle Hindernisse zu „übersteigen, und die besagte Stadt erreichen, so „würden neue Uebel sie dort erwarten, weil der „Feind sodann unfehlbar in die abgetretenen Provinzen „einfallen, sie verheeren, und dadurch die einzige „Quelle abschneiden würde, die noch für den Unterhalt „der Armee übrig wäre. Er schlug ihnen daher vor, „ihren gegenwärtigen Posten zu behaupten, wobey er „ihnen sagte, daß die Stadt zwar zu weitläuftig und „zu schlecht befestigt sey, um sie zu vertheidigen, daß „er aber einen Ort darin kenne, der die Truppen nebst „aller ihrer Bagage zu halten vermöchte; hier sollten „sie sich aufs äußerste wehren, bis die erwartete Verstärkung aus Pondichery käme: er äußerte, wie er „noch nicht die Hoffnung aufgäbe, daß die gute Denkungsart des Subah endlich die bösen Absichten seiner Minister besiegen, und eine Aussöhnung erzeu-

„gen dürfte, welches höchſt wahrſcheinlich nie geſchehn 1756.
„würde, wenn die Armee ſchon Maſulipatnam erreicht
„hätte. In jedem Fall bliebe ihnen immer noch der
„Rückzug übrig.“

Alle Offiziers fielen ihrem großen Feldherrn bey. Der Poſten, wohin ſie ſich begeben wollten, war ein Luſtpalaſt der alten Könige von Golconda geweſen, und wird noch jezt der Garten von Charmaul genannt. Er liegt am Ufer des Fluſſes Mouſſi, und hat einen Bezirk, der 600 engliſche Ellen lang und 500 breit iſt. Vier große von einander abgeſonderte Gebäude machen ein ungeheures Viereck, das eine große Menge Menſchen faſſen kann. Den folgenden Tag nach gehaltenem Kriegsrath, den 5ten Julius, verließen die franzöſiſchen Truppen ihr Lager früh Morgens, ohne jedoch ihre Wachen einzuziehn, und ihre Vorpoſten abzurufen, denn die Maratten waren ſchon in Bewegung. Dennoch wagten ſie nicht die Linie anzugreifen, nur allein die Vorpoſten, als ſich dieſe auch wegzogen, wurden angefallen; dieſe ſchlugen ſie jedoch zurück. Buſſy blieb in der Ebene, bis die Nacht einbrach, da denn die ganze Armee nebſt aller Bagage glücklich in dem Garten von Charmaul angelangt war.

Der von Salabad-jing abgeſchickte Agent war mittlerweile in Madras eingetroffen, nachdem die Regierung ſchon einige Tage vorher des Subah Briefe empfangen hatte, die der Agent n
Nichts konnte den Engländern a
Einladung ſeyn; denn ſie hatten
nung den franzöſiſchen Einfluß im

Pazatten - 43 - 224 - 230 - 235 - 237 - 245 - 248 - 284 - 290 - 306 - 332
351 - 366 - 382 -

Pitanen - 64 - 65 - 66 - 168 - 190 - 257 -

Japo[illegible] - 94 -

[illegible] - 111 - 229 -